Inhalt

FR	EDRICH WIBMANN	
V	prwort	
Scl	natten auf der Kindheit bei den deutschen Juden	11
I.		
Ur	SULA BLÖMER/DETLEF GARZ	
Ei	nleitung	19
1.	Materialgrundlage	19
2.	Antisemitismus im Erfahrungshorizont von Kindern und Jugendlichen in der Zeit des deutschen Kaiserreiches	22
II.		
Ur	sula Blömer	
1.	Historische Entwicklung: Vom deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik	31
Es	THER SCHWARZ	
2.	Militarismus im Kaiserreich	53
An	DREA DJUREN/NICOLE HUMMEL	
3.	Entwicklungslinien des Antisemitismus bis zum Ende des Kaiserreiches	67

ILSE HEINKEN

4. Das Schulsystem im Kaiserreich	79
III.	
Andrea Djuren/Ilse Ernst	
1. Die Gründerzeitgeneration	89
Joseph B. Levy: "- wir fühlten uns als Deutsche."	94
Rudolf Bing: "Denn Judesein ist überhaupt und ganz besonders in Deutschland immer so bestimmend gewesen als irgendein schicksalsgewollter Charakterzug."	100
Walter Rosenthal: "Wie kann man ein jüdisches Kind Walter nennen?"	107
James Broh: "Aus einem deutschen Nationalisten wurde ich ein jüdischer."	111
Martin Freudenheim: "Ich bin Jude."	122
Eugen Altmann: "Es war ein Kampf im stillen () und es war ein offener, lauter Kampf."	128
KATRIN ASMUSSEN / ANDREA DJUREN / ILSE HEINKEN / NICOLE HUMMEL / ESTHER SCHWARZ	
2. Die harmonische Generation	133
Henriette Necheles-Magnus: "Wir Kinder hatten ein herrliches Leben."	136
Alfred Fabian: " viel Tadel, wenig Liebe."	139
Ida Fanny Lohr: "Man war glücklich und zufrieden."	144
Alice Baerwald: "Erst viel später wurde es mir bewusst, dass unsere Schule durch zwei Juedinnen vertreten war."	147
Hermann Klugmann und Leo Grünebaum: "So haftet der Erinnerung an meine Jugendjahre das Gefuehl der Ausgeglichenheit und des laendlichen Friedens an."	151

Max Hirschberg: "Es war eine ruhige bürgerliche Epoche."	156
Friedrich Solon: " ich habe die Schuljahre in ungetrübter Sorglosigkeit verbringen können."	159
Fritz Goldberg und Max Kronenberg: "Man war in erster Linie Deutscher."	160
Siegfried Neumann, Hugo Moses und Eugene Federlein: "Vorurteile religiöser oder gar 'rassischer' Art waren seltene Ausnahmen."	170
Rafael Mibberlin und Ernst Loewenberg: "Deutsche, nichts als Deutsche."	176
Max Moses Polke und Hellmuth Falkenfeld: "Damals erfuhr ich zum ersten Male, dass der Antisemitismus dem deutschen Volke innewohnt, dass fast jeder Deutsche ihn, wie es Bismarck von sich sagte, mit der Muttermilch eingesogen hat."	182
Walter Gottheil: " und bald war ich das Gespött der ganzen Klasse."	192
Heidemarie Franke/Ilse Ernst 3. Die Kriegsgeneration	197
5. Die Kriegsgeneration	171
W.M. Citron: "Fuer uns war das alles Sport."	199
Hilde Wenzel: "'Wir haben ja nichts wie Krieg, Krieg, Inflation, Revolution erlebt'."	204
Egon Zeitlin: "Ich pfiff die "Wacht am Rhein" vor mich hin und fühlte mich als Deutscher."	213
Hettie Shiller: " ein warmes Gefühl des Geborgenseins, heiterer Ruhe und behaglicher Ordnung."	227
Wolfgang Yourgrau: "Sie verschrieben sich einem starken deutschbewußten, deutschnationalen Preußentum."	236
Harry Kaufman: "Gutes Essen war für längere Zeit nur ein Traumgebilde für mich gewesen."	245
Sophoni Herz: "'Denkt daran, Ihr seid jüdische Jungens, Ihr habt Euch doppelt in acht zu nehmen'."	247

Annemarie Wolfram: "Fräulein Wolfram, Sie vergessen Ihre semitische, also nicht germanische Abstammung!"	257
Rudolf Steiner: " - für die Klasse blieb Fabian das schwarze Schaf - der Jude, der schmutzig ist."	260
IV. Kurzbiographien	267
V.	
Glossar	291
Personenregister	293
Literatur	317

Friedrich Wißmann

Vorwort

Schatten auf der Kindheit bei den deutschen Juden

Das Thema Kindheit ist in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts mit den unterschiedlichsten Absichten von einer nostalgischen Verklärung bis hin zur exakten wissenschaftlichen Datenerhebung erforscht und beschrieben worden. Von den Geschichten und Erzählungen über die goldenen Zeiten des Kaiserreiches ist besonders viel auf den Büchermarkt gebracht worden, so daß davon ausgegangen werden könnte, daß das Interesse an diesem Gegenstand erschöpft ist. Die "jüdische Kindheit" ist davon ausgenommen, weil die Literaturliste hier eher schmal erscheint. Denn wenn in solch populären Veröffentlichungen wie "Kindheit im Kaiserreich. Erinnerungen an vergangene Zeiten" oder "Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum" von Rudolf Pörtner 1987 bzw. 1993 auch deutsche Juden zu Wort kommen, dann eher mit dem Hinweis, daß die familiären Erfahrungen so gut wie ohne jüdische Akzente gewesen seien. Vielmehr sei das Selbstverständnis ganz auf die Normalität des Deutschen ausgerichtet gewesen.

Über eine geglückte oder mißglückte deutsch-jüdische Symbiose ist ebenfalls in den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in unterschiedlicher Weise gestritten worden. Über diese Frage wird auch gegenwärtig noch kontrovers diskutiert, wobei die Positionen von einer eindeutigen Zurückweisung der These reichen, daß es in der Zeit vor der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik einen durchaus positiven Umgang und Austausch zwischen Christen und Juden in Deutschland gegeben habe, der zu einer gegenseitigen kulturellen Bereicherung geführt habe, bis hin zu dem Nachweis, wie vielfältig in den gesellschaftlichen Entwicklungen seit der Aufklärung ein gemeinsames deutsches Selbstverständnis geschaffen worden ist. Das Leben mit dem anderen sei geglückt.

Von beiden Positionen aus ist das Jahrhundert der Aufklärung als eine Zeit betrachtet worden, die unter dem Vorzeichen der Toleranz das Licht der Vernunft vor sich her getragen hat. Auch differenzierte Betrachtungen konzedieren, daß die danach einsetzende Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft ein verbessertes Miteinander ermöglicht hat, auch wenn dieses oft von Irritationen durch traditionelle Judenfeindlichkeit getrübt worden ist. Insbesondere haben die deutschen Juden an den Idealen des Humanismus festgehalten und sie über die manchmal schwierigen Jahrzehnte der Reaktion und der Restauration getragen. Ein Höhepunkt sind die Debatten in der Frankfurter Paulskirche in den Jahren 1848/49 gewesen, als auf hohem Diskussionsniveau um die Gleichberechtigung der Juden gestritten wurde. Diese konnte erst in der Verfassung von 1871 fest geschrieben werden. Besonders in der Frage der Bildung der jungen Menschen haben mit der Initiative durch Moses Mendelssohn die nachfolgenden Generationen an den reformpädagogischen Konzepten der Philanthropen in eigenen Schulkomplexen gearbeitet. Berühmte Beispiele sind die Jacobsen-Schule in Seesen am Harz sowie das Philanthropin in Frankfurt am Main, wo mit den Erneuerungen der Unterrichtsinhalte durch Realien, also Naturwissenschaft und Mathematik, sowie durch die Einbindung der manuellen Arbeit in den Lernprozeß Bildungsprinzipien lebendig gehalten wurden, die dann erst mit der reformpädagogischen Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts in breiter Form diskutiert wurden. Solche Bildungsangebote, die von jüdischen Persönlichkeiten initiiert und ausgebaut wurden, waren von Anfang an auch für Christen offen, so daß in diesen Simultanschulen ein auf die gesellschaftliche Praxis ausgerichtetes Leben mit den jeweils anderen Bürgerkreisen bewußt vollzogen wurde.

Der Assimilations- und Akkulturationsprozeß, der für die große Mehrheit der deutschen Juden im Laufe des 19. Jahrhunderts abgeschlossen galt, erhielt mit der gesetzmäßig abgeschlossenen Emanzipation 1871 den wohl größten Sieg seit der Aufklärung. Doch dieser Sieg hatte auch seinen Januskopf, so wie Nietzsche dies für den militärischen Sieg des preußischen Deutschland über Frankreich für die gesamte Nation in seinem ersten, David Strauss 1873 gewidmeten Stück der "Unzeitgemäßen Betrachtungen" beschworen hat:

"Trotzdem sei es gesagt: ein großer Sieg ist eine große Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage; ja es scheint selbst leichter zu sein, einen solchen Sie zu erringen, als ihn so zu ertragen, daß daraus keine schwere Niederlage entsteht. Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich dreinzieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und der öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so außerordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäß seien. Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa weil er ein Wahn ist – denn es gibt die heilsamsten und segensreichsten Irrtümer – sondern weil er imstande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des >deutschen Reiches<." (Nietzsche 1963, Bd. 1, S. 137)

Die Zerrüttung der tradierten und nie in Frage gestellten Werte der Aufklärung und des Humanismus ist in der Tat mit der Gründung des Bismarck-Reiches einher gegangen. Denn ein durchaus übersteigerter Nationalismus machte sich in Deutschland breit, der seine ganze Gefährlichkeit von Anfang an mit dem seit Jahrzehnten mächtiger werdenden Militarismus preußischer Prägung entwickelte. Diese beiden Exstirpatoren wurden sehr schnell und zwar mit dem Zusammenbrechen des Gründerbooms, der nur mit Hilfe der Reparationsgelder aus Frankreich inszeniert werden konnte, durch einen Antisemitismus erweitert, der jetzt auch mit den Inhalten eines sich wissenschaftlich gerierenden Rassismus ausgestattet war.

Diese drei Komponenten:

- Nationalismus
- Militarismus
- Antisemitismus

arbeiteten als Gemisch gegen den "deutschen Geist", von dem Nietzsche spricht. Gemeint sind mit diesem Geist die Werte des Neuhumanismus, wie sie von Kant, Humboldt, Goethe und Schiller, aber auch von Mendelssohn und Friedländer, von Herder und Herbart in Wort und Schrift geprägt worden sind. Sie sollten die Maxime darstellen, die das gesamte Menschengeschlecht in seinem Sinn anheben sollten. Toleranz und die Achtung des anderen gehörten an erster Stelle dazu. Kosmopolitismus und gegenseitiges Verstehen wollen, mit dem anderen leben und arbeiten: so sollte die gemeinsame Kultur der Völker wenigstens Europas in Frieden gestaltet werden.

Schon mit Fichtes "Reden an die deutsche Nation" und dann erst recht mit den Befreiungskriegen setzte sich aber bei einem Großteil der bürgerlichen Schichten und vor allem bei den die Regierungen in deutschen Landen tragenden Gesellschaftskreisen ein aggressiver Nationalismus durch, der sich in der übersteigerten Form darin kennzeichnete, daß die Deutschen von Feinden umgeben seien. Dieser Nationalismus wurde durch die Reichsgründung 1871 noch potenziert, indem jetzt der chauvinistische Gedanke hinzukam, daß das Ausland den Aufstieg Deutschlands verhindere. Es wurden auf diese Weise die unterschiedlichen Fremden entdeckt, die als eine Bedrohung nach innen interpretiert wurden. Dagegen wurde mit einem Hurrapatriotismus reagiert, der immer tiefer in das öffentliche Leben einwirkte und die deutsche Lebensart bestimmte.

Davon waren auch jüdische Familien und Vereinigungen nicht verschont geblieben. Es darf zwar nicht pauschaliert werden, aber dennoch kann gesagt werden, daß insbesondere die auf Assimilation setzenden Juden nicht davor gefeit waren, vom patriotischen Selbstverständnis aus nicht in die Rolle des Nationalisten abzugleiten. Denn es war ja durchaus so, daß auch bei eher orthodoxen Juden gewünscht war, bei einem friedlichen Miteinander eine gediegene Liebe zum Vaterland aufzubauen. Die Lebenskunst in der Diaspora war darauf angelegt, das Land der eigenen Wohnstatt zu verehren und den Regierenden gegenüber sich verpflichtet zu fühlen. Dennoch hatte die gesamte gesellschaftliche Entwicklung eine Sogwirkung, so daß die Aufgabe war, Patriot zu sein, ohne Nationalist zu werden. Auch hier war die Gradwanderung durch die Frage geleitet, wie es gehen könnte, Deutscher zu sein und Jude zu bleiben:

"Es ist kein Unterschied zwischen Judesein und Deutschersein und Menschsein, sondern diese drei schlingen sich ineinander, daß wir das eine nur sein können, indem wir die beiden anderen sind ... Wir lieben das deutsche Vaterland und wir sind ihm dankbar. Wir heute können nur gute Juden sein, wenn wir gute Deutsche sind, können aber auch nur dann gute Deutsche sein, wenn wir gute Juden sind ... Jenes Wort ,das auserwählte Volk' ist für uns eine geschichtliche Erinnerung besonderer religionssittlicher Bedeutung, eine Mahnung zur Selbstprüfung und zur Demut; es will sagen, daß wir Deutsche von nichtdeutschen Ahnen sind, daß wir aber in dem doppelten und verschmolzenen jüdisch-deutschen Nationalgefühl doppelte Veranlassung zur Menschlichkeit, zu jeder Art sittlicher Betätigung finden." (Steinthal, 1890 zitiert nach: Elbogen/Sterling 1988, S. 272)

Dieser Balanceakt war für Kinder besonders schwer zu verstehen, weil Schule und Öffentlichkeit außerhalb des elterlichen Hauses von einem stark wirkenden Nationalismus geprägt wurden. Sie waren sehr schnell durch die vielen patriotischen Feiern angesprochen und verführt, an diesen neuen Denkstrukturen teilzuhaben. Und das geschah auch dann, wenn solche Veranstaltungen über das preußische Staatsverständnis, in dem die Einheit von Thron und Altar über alles galt, einen prononciert christlichen Anstrich erhielten. Wenn aus dem Elternhaus keine ausdrücklichen anderen Anweisungen und Wertkategorien kamen, waren Kinder von Juden ohne Frage involviert.

Dies konnte im übrigen auch mit der zweiten Komponente wider den "Deutschen Geist" auf dem Weg ins Leben geschehen. Denn mit dem Nationalismus war der Militarismus auf das engste verknüpft. Zu den tonangebenden Schichten des Kaiserreiches gehörten zweifellos die unterschiedlichen Vertreter des Heeres, zu denen später die der Marine hinzukamen. Im äußerlichen Gepräge und mit den Jahren auch im geistigen Habitus spielte das Militär eine stetig anwachsende Rolle. Das drückte sich nicht nur in den Gepflogenheiten der öffentlichen Präsentation aus, sondern verstärkt in der gesamten Mentalität des Volkes, das mit immer neuen Wellen von Kriegsbegeisterung ausgerichtet wurde. Das berühmteste Beispiel sind die bis in die äußersten Winkel des Reiches durchgeführten Sedanfeste sowie die laufend stattfindenden Militärparaden nicht nur in den Garnisonstädten. Das höhere Militär mit seinen ausstaffierten Uniformen galt in den Augen der Öffentlichkeit als ein wichtiger Träger des gesellschaftlichen Fortschritts, neben Großindustriellen und Großkaufleuten, höheren Beamten und Vertretern des Adels.

Es ist eine lange bekannte Tatsache, daß auch die jüdischen Bürger diesem Geist zugeneigt waren, wobei hier eine sehr deutliche Differenzierung vorgenommen werden muß. Denn es sind vornehmlich die assimilierten Kreise gewesen, die am gesellschaftlichen Aufstieg auch in der wirtschaftlich prosperierenden wilhelminischen Monarchie interessiert waren und so auch von militaristischem Empfinden infiziert wurden. Im ländlichen Milieu wurden diese Gedanken dagegen in Traditionsvereinen gepflegt, denen die dort lebenden Juden ebenfalls gern angehörten. Schützenvereine, Feuerwehren und wohl auch Sportvereine etwa kultivierten die militaristische Haltung und popularisierten sie. In der unmittelbaren Vorkriegsphase traten solche Erscheinungsbilder um so deutlicher in die Öffentlichkeit, wenn es zusätzlich darum ging, ein Feindbild aufzubauen, das dann noch ergänzt wurde mit dem Wort vom Platz an der Sonne, den die Deutschen haben wollten. Aber auch die Floskel "Am deutschen Wesen wird die Welt genesen", die sich oft

genug in Reden von Schuldirektoren zur Abiturientenentlassung fand, hatte die gleiche Stoßrichtung. Selbst in solchen Denkstrukturen waren deutsche Juden eingebunden, so daß es auch kein Wunder ist, wenn mit dem Kriegsausbruch auch hier oft genug eine euphorische Stimmung aufkam. Und diese Identifizierung von Deutschsein und Judesein reichte bis in intellektuelle Kreise hinein. So schrieb z.B. Maximilian Harden im Oktober 1914 in der Zeitschrift "Die Zukunft":

"Nur: nie wieder ein dürres Reichsland! Von Calais bis nach Antwerpen, Flandern, Limburg, Brabant, bis hinter die Maasfestungslinie: preußisch ... das Süddreieck mit Elsaß-Lothringen (und Luxemburg, wenn es will) zu einem selbständigen, einem katholischen Fürstengeschlecht anvertrauten Bundesstaat, einem neuen Lotharingien, gefügt. Dann wüßte Deutschland, wofür es geblutet hat. Wir brauchen Industrieland, Wege ins Weltmeer, eine unzerstückte Kolonie, die Gewißheit des Rohstoffbezuges und den ergiebigen Wohlstandsborn." (Zitiert nach: Ben-Chanan, Kassel 1993, S. 385. Vgl. dazu auch: Armbrecht 1999, S. 84 f.)

Es muß aber noch einmal betont werden, daß für die Zuordnung solcher Positionen, die ganz der Großindustrie und dem Geist Kaiser Wilhelms II. entsprachen, sehr deutlich und klar bis in einzelne Familien gehend differenziert werden muß.

Weitaus schwieriger zu beschreiben und zu beurteilen ist die dritte Komponente wider den "deutschen Geist". Der Antisemitismus hat im 19. Jahrhundert einen inhaltlichen Wandel vollzogen, der ihn im pseudowissenschaftlichen Mantel erscheinen ließ. Die Klassifizierung als ein Rassenausdruck brachte die Unterscheidung in wertvoll und minderwertig mit sich, wobei es keiner Nachfrage bedurfte, daß Juden der letzteren Kategorie anzugehören hatten. Dieser Gesichtspunkt war ein auslösendes Element für viele deutsche Juden, sich mit der eigenen Herkunft, Abstammung, Geschichte und somit der eigenen Identität zu beschäftigen in einer Art und Weise, die von einer sich selbst bestätigenden Annahme des Jüdisch-Seins bis zum jüdischen Selbsthaß reichen konnte.

Die gesellschaftliche Auseinandersetzung um diesen Sachverhalt hat viele Familien der deutschen Juden dazu veranlaßt, ihre Kinder möglichst unbeschadet darüber hinweg zu helfen, indem sie diese an keinerlei jüdische Überlieferungen herantreten ließen, wie Theodor Lessing in seinen Reflexio-

nen so eindringlich dargelegt hat. Dennoch konnten wohl nur wenige aus dieser Stigmatisierung vollends ausbrechen und ohne das Zerrbild vom Juden leben, das in der Umwelt allen vorgespiegelt wurde. Bei Theodor Lessing baute sich so ein Negativbild auf, das selbstzerstörerische Züge annahm:

"Aber dies Wort Jude wurde mir unheimlich. Da ich alle die vielen vaterländischen und religiösen Vorurteile der Schule kindlich in mich einließ, und da zu Hause keine Gegengewichte wirkten, so glaubte ich, daß Jude etwas Böses sei." (Lessing: 1969 (1935). Zitiert nach: Hartwig 1999, S. 111)

Und wenig später heißt es in dieser autobiographischen Selbstentblößung, die demonstriert, wie antisemitische Stereotypen bei Juden eindringen konnten und ihre vergifteten Inhalte ausbreiteten:

"Solche Knabentragödien hinterließen eine Wunde, als in den Jahren der Geschlechtsreife der Haß gegen Vater und Mutter in Selbstzerstörung umschlug. Ich wußte mich unter dem Fluche einer belasteten Geburt, schlimmer als jedes Proletarierkind. … Denn das Leiden an meinen beiden Eltern mischte sich in der Reifezeit nun auch noch mit dem Leiden am Judesein und nahm bisweilen Formen an, die wohl schlechthin wahnsinnig genannt werden müssen." (Ebd. S. 112)

Auch wenn mit der Person Theodor Lessings eine extreme Position der Wirkung des Antisemitismus als Teil der Vernichtung des humanistischen Geistes der Aufklärung deutlich wird, so kann im Zusammenhang der Beschäftigung mit der Kindheit bei den deutschen Juden nicht auf den Hinweis verzichtet werden, daß mehr oder weniger alle Familien betroffen gewesen sind und sich mit dieser Angelegenheit konfrontiert sahen. Welche Wege eingeschlagen wurden, um damit fertig zu werden, ist nur sehr bedingt zu generalisieren, auch wenn es unter dem Gesichtspunkt der Formulierung von Kategorien notwendig erscheint, weil auf diese Weise ein besseres Verstehen der oftmals auftretenden seelischen Deformationsprozesse eingeleitet werden kann. Der Anpassungsdruck, unter dem alle deutschen Juden gelitten haben, hat unterschiedliche Mechanismen der Abwehr bewirkt von der Verdrängung und Verleugnung zur Projektion im Sinne des Ethnozentrismus, der die an sich selbst entdeckten Makel auf andere legt, sowie der Introjektion, die eine Identifikation mit dem Aggressor darstellt, und schließlich auch den

Selbsthaß. (Vgl. dazu: Ben-Chanan 1993, S. 394 ff, der sich auf Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. München 1964 beruft.)

Davon sind Kindheitserinnerungen meist nur in geringem Ausmaß betroffen, weil gerade der Blick auf eine schöne Zeit gerichtet wird, die von einem gelungenen und harmonischem Miteinander Zeugnis ablegen will. Die unbeschwerte Entwicklung wird aufgerufen, um damit die eigene Situation als unbeschadet beschreiben zu können. Es überwiegt die Idylle, die heile Welt, die die Schatten nicht mehr zuläßt.

Der vorgelegte Band über die jüdische Kindheit im Kaiserreich mag mit dazu anregen, sich intensiv mit diesen Lebensbedingungen der deutschen Juden auseinanderzusetzen.

Ursula Blömer / Detlef Garz

Einleitung

1 Materialgrundlage

Im Jahre 1939 forderten drei an der Harvard-Universität tätige Wissenschaftler, Gordon Willard Allport (Psychologe), Sidney Bradshaw Fay (Historiker) und Edward Y. Hartshorne (Soziologe), Personen, "die Deutschland vor und während Hitler gut kennen", durch ein Flugblatt sowie in mehreren Zeitungsanzeigen zu der Teilnahme an einem wissenschaftlichen Preisausschreiben auf. Unter dem Titel "Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933" sollten diese Menschen ihre Lebensbeschreibungen einreichen. Als Preisgeld für die besten Autobiographien wurden eintausend Dollar zur Verfügung gestellt. Die Wissenschaftler erwarteten von den Autoren keine philosophischen oder literarischen Abhandlungen, sondern einen Bericht persönlicher Erlebnisse. Sie wollten anhand dieses Materials eine Untersuchung über "die gesellschaftlichen und seelischen Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk" durchführen. Es konnten ca. 260 Manuskripte von durchschnittlich 80 Seiten Länge eingeworben werden, überwiegend von Emigranten aus den USA, aber in geringerem Umfang auch aus Palästina, England, Frankreich, der Schweiz, Shanghai, Südamerika und Australien.

Bei diesem Material handelt es sich um Zeitzeugenbeschreibungen von hoher Eindringlichkeit und Dichte. Die Ereignisse wurden zeitnah formuliert, und die Erinnerung war noch nicht durch nachfolgende Geschehnisse (z.B. Berichte über den Holocaust) affiziert, das bedeutet, daß zeithistorisch und biographisch nachfolgende Ereignisse noch keinen Einfluß auf die Erzählungen ausübten. Oft waren die eigenen Erfahrungen noch nicht verarbeitet, und es lag in vielen Fällen noch keine Normalisierung im Alltag vor. Einerseits beeinflußten die nachfolgenden lebensgeschichtlichen Krisen die

Erlebnisse nicht, andererseits sind diese zeitnah verfaßten Texte noch stärker handlungs- und erleidensorientiert als später verfaßte Autobiographien, da die Nähe zu den Ereignissen enger war und das Erinnerungspotential somit umfangreicher aktualisiert werden konnte. Zudem hatten die Autobiographen möglicherweise andere Vorstellungen von der historischen Entwicklung und einer damit verbundenen biographischen Entwicklung. Nach unserem Kenntnisstand gibt es nur wenige elaborierte zeitgenössische narrative Berichte, die die Lebensverhältnisse im nationalsozialistischen Deutschland charakterisieren. Im heute sich vollziehenden Übergang von der Zeitzeugenkultur zur Erinnerungskultur besitzen diese Dokumente einen besonderen Wert.

Die Manuskripte gewähren Einblicke in das Leben der deutschsprachigen Emigrantinnen und Emigranten zwischen 1870 und 1940. Aufgrund der im Preisausschreiben gemachten Vorgaben, vor allem der geforderten Länge des Textes (20 000 Wörter, was etwa 80 Seiten entspricht), reagierte vorwiegend eine bestimmte Gruppe von Emigranten und Emigrantinnen mit adäquaten Beiträgen auf die Ausschreibung: Akademiker, zu deren Selbstverständnis der Umgang mit Geschriebenem gehört – eine weitere Differenzierung ergibt, daß der überwiegende Teil der Teilnehmenden Professionelle sind, also Ärzte, Juristen, Theologen sowie Lehrer, Journalisten und Künstler.

Die Verfasser und Verfasserinnen beschränken sich in ihren Lebensbeschreibungen nicht nur auf die unmittelbare Zeit vor und nach 1933, in vielen Manuskripten wird die Epoche des Kaiserreichs und der Weimarer Republik in die Ausführungen miteinbezogen (vgl. dazu Blömer 1997, Blömer/Garz 1998a, 1998b, 1999).

Einige der Autobiographen berichten in ihren Manuskripten über ihre Kindheit. Diese Lebensphase der Autoren und Autorinnen wird in dem vorliegendem Buch dargestellt. Obwohl der Anteil der von Frauen verfaßten Manuskripte für die Zeitepoche groß ist (etwa ein Drittel), finden sich nur in (überraschend) wenigen Emigrantinnenbiographien ausführlichere Kindheitsbeschreibungen, so daß in dieser Veröffentlichung überwiegend Beispiele von Männern aufgeführt sind.

Die ältesten Autoren der Lebensberichte sind im frühen Kaiserreich, in der Gründerzeit, aufgewachsen. Dies ist auch die Zeit, in der ab Ende der 1870er Jahre eine neue antisemitische Agitationswelle das Land überrollte. Führend waren in diesem Zusammenhang der Hofprediger Adolf Stoecker, der am 19. September 1879 seine erste vielbeachtete antisemitische Rede hielt, sowie Heinrich von Treitschke und Bernhard Förster, Wilhelm Marr und

Max Liebermann von Sonnenberg. Der "Parteienantisemitismus" erlebte um 1880 und nochmals um 1890 seine Hochzeit (vgl. Ullmann 1995, S. 133ff). Dieser Antisemitismus wurde jedoch von den Biographen unterschiedlich erfahren; in den Manuskripten werden zum Beispiel Unterschiede zwischen Stadt und Land sichtbar.

Die nächste Generation haben wir als die "harmonische Generation" bezeichnet. Sie wuchs in einer Epoche auf, die später als "die gute alte Zeit" betitelt wurde. In den Erinnerungen erscheint diese Zeit als ruhig und bürgerlich, in der es sich bequem leben ließ (vgl. dazu auch Mann 1992, S. 498f). Dazu trug sicherlich die positive wirtschaftliche Entwicklung in den Jahrzehnten um 1900 bei, die den Deutschen verbesserte materielle Bedingungen verschaffte. Insbesondere die jüdische Bevölkerung hatte seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen raschen ökonomischen oder sozialen Aufstieg erlebt, so daß viele um die Jahrhundertwende zum Besitz- oder Bildungsbürgertum gehörten (vgl. Ullmann 1995, S. 110).

Die Kindheit bzw. frühe Jugend der nach der Jahrhundertwende geborenen Autoren erlitt einen tiefen Einschnitt durch den Ersten Weltkrieg. Bei den Älteren wird der Sommer 1914 als das Ende ihrer Kindheit gesehen, die Jüngeren erinnern ihre Kinderjahre nur als Kriegszeit mit ihren Entbehrungen und Wirrungen.

* * *

Dieses Buch ist entstanden aus der Idee, diese zugleich spannenden sowie inhalts- und lehrreichen Lebensbeschreibungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Realisiert werden konnte dies in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Jüdische Studien an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Hervorgehend aus einer Lehrveranstaltung im Wintersemester 1998/99 hat sich eine Arbeitsgruppe gebildet, in der sich in intensiver Arbeit Studentinnen mit den Manuskripten auseinandergesetzt und sie für diese Publikation aufgearbeitet haben.

Es wurden aus den Manuskripten Textausschnitte zusammengestellt, die jüdisches Kinder- und Schülerleben der verschiedenen Generationen dokumentieren. Auch werden die individuellen Erfahrungen mit jüdischem Leben in Deutschland und dem Antisemitismus sichtbar. Durch die Verwendung zahlreicher Zitate wird authentisches Material der individuellen Lebensgeschichten präsentiert, und die Autoren und Autorinnen sprechen für sich. Es ist deshalb bewußt auf eine tiefergehende sozialwissenschaftliche Analyse

dieser Manuskripte an dieser Stelle verzichtet worden. Die Texte als solches geben einen Einblick in die Unterschiede des durch die Biographien zum Ausdruck gebrachten Lebens und spiegeln Erlebnisse und Erfahrungen, die jüdische Kinder um die Jahrhundertwende in Deutschland in vielfältiger Weise machten.

Dem autobiographischen Teil sind einige Übersichtsartikel vorangestellt, die in kurzer Form die in den Manuskripten beschriebenen sozial-geschichtlichen Ereignisse erläutern. Im ersten Kapitel wird eine historische Rahmung gegeben. Nach einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik werden die Komplexe Militarismus, Antisemitismus und das Schulsystem einer genaueren Betrachtung unterzogen. Den autobiographischen Erinnerungen ist jeweils eine kurze Einführung vorangestellt, in der das Spezifische dieser Generationenepoche hervorgehoben wird. Am Schluß des Buches findet sich ein Personenregister, in denen kurze biographische Angaben zu den zitierten Persönlichkeiten zu finden sind.

Noch einige Anmerkungen zur redaktionellen Bearbeitung: Die Zitate sind in Originalverschriftung übernommen, auch eigentümliche Schreibweisen der Autoren sind beibehalten worden. Offensichtliche Rechtschreibfehler sind allerdings – der besseren Lesbarkeit wegen – stillschweigend korrigiert.

2 Antisemitismus im Erfahrungshorizont von Kindern und Jugendlichen in der Zeit des deutschen Kaiserreiches

Mit den vorliegenden Manuskripten stehen Lebensbeschreibungen zur Verfügung, in denen das subjektive Erfahren oder auch Nichterfahren von Antisemitismus im Kindes- und Jugendalter in der Zeit des Deutschen Kaiserreiches sichtbar wird. Dies ist unter zwei Aspekten bedeutsam: Zum einen werden hier Erfahrungen präsentiert, die vor 1933 gemacht wurden, und zum anderen ist die Erfahrungsaufschichtung noch nicht überlagert von den Geschehnissen des Holocaust, da die Autobiographien 1939/40 verfaßt wurden. Die hier geschilderten Kindheitserlebnisse erstrecken sich über einen Zeitraum von ca. 50 Jahren – zwischen 1867 und 1918. In dieser Zeit gab es im Deutschen Kaiserreich abwechselnd stark ausgeprägte Perioden des Antisemitismus. Zunächst war mit der Gleichberechtigung 1871 eine Entfaltung für die jüdischen Bürger auch über die Bereiche Handel und Gewerbe hinaus gegeben. Sie konnten innerhalb des öffentlichen Lebens viele Positionen

besetzen; ausgenommen war allerdings zum größten Teil der Staatsdienst, besonders die Armee. Ab Ende der siebziger Jahre überrollten dann mehrere antisemitische Wellen Deutschland; mit der Gründung von antisemitischen Parteien etablierte sich der politische Antisemitismus, der jedoch um die Jahrhundertwende seine Blüte hinter sich hatte (vgl. dazu Kapitel II 3.).

Die Verfasser der Manuskripte waren also, abhängig von ihrem Geburtsjahr, schon durch diese Schwankungen unterschiedlich stark mit Antisemitismus in der Gesellschaft konfrontiert – es gab Phasen, in denen der Antisemitismus stärker zu spüren war und Phasen, die im Hinblick darauf als eher ruhig zu kennzeichnen sind. Benz und Bergmann weisen darauf hin, daß der deutsche Antisemitismus "keineswegs einer einfachen Entwicklungs- oder Radikalisierungslogik [folgt], sondern (...) neben Kontinuitäten auch zahlreiche Brüche, Phasen von Dynamik und relativer Ruhe [aufweist], in denen die Entwicklung hätte anders verlaufen können" (Benz/Bargmann 1997, S. 14). Die Hoffnung auf eine anders verlaufende Entwicklung hegte auch die Mutter von Raffael Mibberlin (geb. 1893 in Berlin):

"In vielen Gespraechen erfuhr ich von meiner Mutter, dass Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Berlin eine starke anti-juedische Agitation eingesetzt hatte, die vor allen von dem Berliner Pastor Stoecker gefuehrt wurde. Die Antisemiten arbeiteten in Versammlungen und durch Flugschriften, und sie konnten schliesslich auch einige Abgeordnete in den Reichstag entsenden, die dort ihre Agitation vor einem oeffentlichen Forum fortsetzten. Die Bewegung aber, die in den sogenannten 'Radau-Antisemitismus' ausartete, ebbte bald ab, und in den neunziger Jahren schon wurde es um sie stiller und stiller. So, sagte mir meine Mutter, haben wir auf bessere Zeiten zu hoffen, in denen auch der Rest der Judenfeindlichkeit verschwindet." (RM 157/7/8)

Auch im Hinblick auf den gesellschaftlichen Antisemitismus ist es, wie bei jeglichen kollektiv-historischen Ereignissen, die ihre Auswirkungen auf das individuelle Leben zeigen, bedeutsam, in welcher Lebensphase der jeweilige Autobiograph betroffen war. Hinzu kamen regionale Unterschiede, aber auch die Strukturiertheit der jeweiligen Lebenswelten. So waren die Agitationen Stoeckers in Berlin spürbarer als in anderen Regionen.

"Indessen war diese Agitation, wie unser völlig unangefochtenes Leben in Perleberg bewies, noch nicht in die Provinz gedrungen." (JB 39/16) Dies schrieb der 1867 geborene James Broh, der bis zu seinem dreizehnten Lebensjahr in dem kleinen Städtchen Perleberg in der Mark Brandenburg lebte. Dort war er nicht mit Antisemitismus konfrontiert worden.

"Im Verkehr zwischen Christen und Juden lernten wir keine Schranke kennen. (...) Die wenigen Juden, die in den Mittel- und Kleinstädten, wie Perleberg wohnten, wurden von der im Wesentlichen protestantischen Bevölkerung zur damaligen Zeit als völlig gleichberechtigt angesehen. Man hörte weder das Wort 'Jude' noch 'Katholik' noch 'Protestant'. Es gab nur eine Gemeinschaft der Bürger." (JB 39/12)

Als er dann 1880 mit seinen Eltern nach Berlin zog, änderte sich dies.

"Gleich am ersten Tage meines Schulbesuches in Berlin empfing mich das Gespenst des Antisemitismus, das mir in meiner Vaterstadt fremd geblieben war." (JB 39/15)

Kindheiten werden in keiner Epoche einheitlich aufgenommen; die subjektive Erfahrung in dieser Lebensphase ist nicht nur abhängig von den historischen Ereignissen und Veränderungen, sondern ebenfalls von individuellen Lebensbedingungen wie Elternhaus, sozialer Status, soziales Umfeld, Wohnort (Stadt oder Land) etc. Somit liefern auch diese autobiographischen Erinnerungen keine Darstellung "der" jüdischen Kindheit, sondern stellen Beispiele jüdisch-deutscher Kindheiten in einer sich wandelnden Gesellschaft in vielen unterschiedlichen Facetten vor. In diesem Buch werden Differenzen deutlich sichtbar: Es werden Bilder sowohl von glücklicher Kinderzeit aufgezeigt als auch von leidvoll erfahrenen Begebenheiten. Diese gegensätzlichen Erfahrungen beruhen einerseits auf individuellen Lebenszusammenhängen, d.h. in welchem familialen und sozialen Umfeld die Kinder und Jugendlichen aufwuchsen, ob sie wohlhabende und angesehene Eltern hatten oder unter weniger günstigen Verhältnissen lebten (vgl. Rudolf Steiner), ob sie ein Elternhaus vorfanden, das eine für Kinder liebevolle und förderliche Atmosphäre aufwies, oder ob Vater (vgl. Alfred Fabian) oder Mutter oder möglicherweise beide mit unnachgiebiger Strenge und wenig Zuwendung ihre Kinder erzogen. Andererseits war aber darüber hinaus auch die Erfahrung des Antisemitismus mitbedingend für eine "glückliche" oder "unglückliche" Kindheit. Das "Judesein" wurde einigen erst im Erwachsenenalter bewußt, andere wurden schon in der Schulzeit entweder durch die Haltung der Eltern positiv, aber auch durch den Antisemitismus negativ damit konfrontiert. Es werden Unterschiede aufgezeigt zwischen christlichen und jüdischen Deutschen, aber auch Gemeinsamkeiten und ein harmonisches Zusammenleben der Konfessionen.

Die Manuskripte können unter dem Aspekt der Antisemitismus-Erfahrungen in vier Kategorien eingeteilt werden¹:

- Antisemitismus wird als Erfahrungsbereich in der Kinder- und Jugendzeit nicht thematisiert.
- 2) Antisemitismus wird als Erfahrungsbereich in der Kinder- und Jugendzeit thematisiert, aber nicht als persönlich diskriminierend empfunden. Entweder wird erfahrener Antisemitismus explizit verneint, oder er wird als allgemeines gesellschaftliches Problem dargestellt.
- 3) Antisemitismus wird als Erfahrungsbereich in der Kinder- und Jugendzeit thematisiert als latent empfundene Diskriminierung.
- 4) Antisemitismus wird als Erfahrungsbereich in der Kinder- und Jugendzeit thematisiert als Diskriminierung, die sowohl verbal als auch in tätlichen Angriffen oder in Ausschlußhandlungen zu spüren war.

Nun kann die Frage gestellt werden, ob, wenn in den Manuskripten antisemitische Erfahrungen nicht thematisiert werden, Erlebnisse dieser Art tatsächlich nicht gemacht wurden, oder ob ein solches Erleben einem Verdrängungsprozeß unterlag. Es müssen nicht zwangsläufig alle jüdischen Kinder schon vor 1933 antisemitische Erfahrungen gemacht haben, zumindest kann nicht davon ausgegangen werden, daß dieses eine Kernerfahrung deutschjüdischer Kinder vor 1933 war.

Die erste Kategorie legt nahe, daß diese Autoren in der Kinder- und Jugendzeit tatsächlich nicht mit Antisemitismus konfrontiert wurden. So ist in der Kindheitsbeschreibung der 1898 geborenen Henriette Necheles-Magnus keine Thematisierung von Antisemitismus zu finden. Sie beschreibt ihre Kinderzeit in Wandsbek bei Hamburg mit den "typischen" Kindheitserlebnissen, wie sie sich auch bei nichtjüdischen Kindern finden lassen. Bei Kategorie zwei läßt sich die These aufstellen, daß entweder die Erfahrungen bagatellisiert wurden, da die nach 1933 gemachten Erfahrungen ungleich stärker waren oder auch, daß die antisemitischen Erfahrungen der Kinderzeit ihre Relevanz erst durch die Geschehnisse nach 1933 erhielten. D.h., daß diejenigen, die das Thema Antisemitismus in ihren Kindheitsbeschreibungen aufnahmen, aber jegliche persönliche Erfahrungen abweisen und auf beson-

¹ Die Lebensbeschreibungen sind analog der Reihenfolge der Kategorien innerhalb der Generationenaufteilung abgedruckt.

ders harmonische Beziehungen zwischen Juden und Christen verweisen, diese Thematik in ihrer Autobiographie nicht aufgegriffen hätten, wenn nicht die schmerzlichen Erfahrungen nach 1933 sie gezwungen hätten, sich damit auseinanderzusetzen. Wäre ihnen die Möglichkeit geblieben, in Deutschland ihre biographischen Entwürfe zu verwirklichen und ein erfolgreiches Leben wieterzuführen, hätte Antisemitismus im Zusammenhang mit ihren Kindheitserlebnissen nicht zwangsläufig zum Bestandteil einer biographischen Thematisierung werden müssen.

Mit diesen Kategorisierungen soll allerdings ein in der Gesellschaft vorhandener Antisemitismus nicht negiert werden, er wird in Kategorie 3 und 4 empirisch aufgewiesen. Der Titel des Buches "Wir Kinder hatten ein glückliches Leben...", ein Zitat aus dem Manuskript von Henriette Necheles-Magnus, das sich in ähnlicher Form in vielen Texten findet, trifft nicht für alle Autobiographen zu, doch ein Großteil der Manuskriptverfasser sieht in ihrer Erinnerung diese Lebenszeit als glücklich an. Möglicherweise haben einige ihre Kindheits- und Jugendzeiterfahrungen vor dem Hintergrund der nachfolgenden schrecklichen Erlebnisse harmonisiert, wie oben schon beschrieben – und doch ist diese harmonische Lebensphase Bestandteil ihrer Erinnerung und ihrer Biographie. Außerdem sollte nicht übersehen werden, daß Juden "ein lebendiger, aktiver Teil im Leben Deutschlands waren und nicht nur Opfer"². Dies trifft in besonderem Maße für die Gründerzeitgeneration zu, in der auch die jüdischen Bürger aktiven Anteil an dem wirtschaftlichen Aufschwung hatten, aber auch für die zwischen 1880 und 1900 Geborenen, die am kulturellen und gesellschaftlichen Leben Teilhabe hatten. Ebensowenig sollte jüdischen Kindern zwangsläufig ein Opferstatus und ein Umfeld zugeschrieben werden, das ein der Entwicklung beeinträchtigendes Klima aufwies. Würde denjenigen Autoren, die eine harmonisch erlebte Kindheit für sich in Anspruch nehmen, unterstellt werden, sie hätten sie nicht als solche "erlebt", würde ihnen die Kompetenz für ihre eigene Lebensbeschreibung abgesprochen werden.

2 In dieser Form äußerte sich Michael Blumenthal, der Direktor des Jüdischen Museums in Berlin, in einem Interview mit der ARD im Januar 2000.

Leibl Rosenberg, der die Ausstellung "Spuren und Fragmente. Jüdische Bücher, Jüdische Schicksale in Nürnberg" konzipierte, ist es ein Anliegen, die Geschichte der Juden in Nürnberg nicht nur auf die Zeit des Nationalsozialismus zu reduzieren. Er plädiert dafür, "das Vergangene nicht auf ein einziges Betrachtungsschema ein[zu]engen": "Die Menschen und Bücher, die im Mittelpunkt dieser Ausstellung stehen, haben ein Anrecht darauf, in ihrem Lebenszusammenhang dargestellt zu werden." (Rosenberg 2000, 3f)

Die Selbstverständlichkeit des beschriebenen "guten Einvernehmens" zwischen den verschiedenen Bevölkerungsteilen mag in heutiger Zeit nicht ohne weiteres glaubhaft erscheinen. Genau aus diesem Grund beschrieb dies Hugo Moses.

"Ich erwaehne diese Tatsachen deshalb, weil uns das alles nach den Erfahrungen der letzten Jahre unfassbar erscheint, denkt man heute darüber nach, erscheint es fast unmoeglich." (HM 159/2)

Und auch Ida Fanny Lohr erschien eine Entwicklung, die sie zwingen würde, Deutschland zu verlassen, in ihrer Kindheit als unmöglich.

"'Wir lebten still und harmlos' (...). Wir waren so in allen Fasern mit der Heimat verwachsen, dass uns allein der Gedanke, man könne zu uns sagen, wir müßten diese verlassen, einfach absurd vorkam." (IF148/1/2)

Ein Teil der Autoren, die von einer glücklichen Kindheit berichten, wie z. B. Hermann Klugmann und Leo Grünebaum oder auch Max Hirschberg waren sich ihrer Zugehörigkeit zum Judentum sehr bewußt, jedoch bewirkte dies nicht ein "Anderssein".

"Ich hatte niemals den Eindruck der Benachteiligung oder der Anfeindung; es kam mir daher nie zum Bewusstsein, dass ich etwas anderes sein sollte als meine Mitschüler." (MH 97/4)

Wenn dann ein Unterschied festgestellt wurde, bezog er sich auf die Religion, wie Joseph Levy es formulierte:

"— wir fuehlten uns als Deutsche und unterschieden uns nur dadurch von unseren christlichen Kameraden und Gespielen, dass wir in die Synagoge, sie in die Kirche gingen." (JL 135/4)

Gerade weil in diesen Materialien die unterschiedlichen Erfahrungsspannbreiten aufgewiesen werden, kann von "glücklich" erlebten jüdischen Kindheiten ausgegangen werden. Neben diesen Darstellungen finden sich jedoch auch Beschreibungen, in denen der erfahrene Antisemitismus die Kindheit und das nachfolgende Leben in vielschichtiger Hinsicht überschattet. Dies wird z. B. in den Autobiographien von Hellmuth Falkenfeld und Walter Gottheil sichtbar. Hellmuth Falkenfeld wurde schon in frühester Kindheit als "Jesusmörder" beschimpft und mit einem Stein bedroht.

"Der Junge mit dem Stein, unter den Kastanienbäumen des Platzes meiner kleinen Heimatstadt ist der Beginn meiner Geschichte als, wenn ich es so nennen darf, nicht-deutscher Mensch, der in Deutschland geboren ist." (HF 59/2)

Walter Gottheil wurde von einem Lehrer aufgrund seines "Judeseins" in ärgster Form drangsaliert, so daß er sich weigerte, die Schule weiterhin zu besuchen, und der Vater ihn in der nächst größeren Stadt einschulen mußte, obwohl dies mit einer auswärtigen Unterbringung verbunden war. Max Moses Polke konnte wegen einer ungerechten Beurteilung durch den Geschichtslehrer nicht seinen Berufswunsch – ein Geschichtsstudium – verwirklichen. Rudolf Steiner setzte an den Anfang seiner Autobiographie:

"Zwei Fakten meines Lebens sind von Anbeginn bestimmend gewesen für meine weitere äussere und innere Entwicklung: Ich bin ein uneheliches Kind und von jüdischer Abkunft. Diese beiden Tatsachen bekam ich zu spüren, sobald ich denken konnte." (RS 227/1)

Häufig läßt sich ein Erfahrungsbruch zwischen (früher) Kindheit und Schülerzeit feststellen, denn die frühen glücklichen Kindheitserinnerungen, in denen keine antisemitischen Erlebnisse geschildert werden, enden oft mit dem Beginn der Gymnasialzeit. Eugen Altmann schrieb:

"So blieb das im allgemeinen gute Einvernehmen bis zum Eintritt in die höheren Schulklassen. Dann aber änderte sich die Beziehungslage." (EA 5/3)

Auch wenn die Verfasser nicht unbedingt persönliche Angriffe oder Diskriminierungen erfuhren, wurden sie doch mit dem "Gespenst" Antisemitismus konfrontiert.

In den dargestellten Kindheitserinnerungen zeigt sich, wie unterschiedlich Antisemitismus von Kindern und Jugendlichen in der Kaiserzeit wahrgenommen wurde und daß enorm große Erfahrungsbreiten vorhanden sind. Die empirische Komplexität, die sich in Lebensgeschichten zeigt, erweist sich auch hier vielschichtiger als vielfach angenommen.

Mit der Darstellung der Manuskripte kann möglicherweise ein Forschungsdesiderat dahingehend aufgehoben werden, daß Erscheinungsformen des Antisemitismus vor 1933 – insbesondere als Erfahrung in der Kinderzeit – aufgezeigt werden können, zumal diese Berichte doch sehr zeitnah am

ursprünglichen Erleben verfaßt wurden. Da auf unmittelbare Aussagen aus dieser Epoche nicht mehr zurückgegriffen werden kann, bleibt für diesen Forschungsbereich nur noch der "Text" als Objektivation dieser Erfahrungen.

Die Autobiographen, die den Ersten Weltkrieg als Kinder und Jugendliche erlebten, haben diesen als tiefen Einschnitt erfahren und bezeichnen ihn häufig als das Ende "ihrer glücklichen Kindheit". Dieser Erfahrungsbruch kann nicht nur aus der Perspektive der durch den Krieg veränderten Lebensumstände gesehen werden, sondern er markiert auch eine andere Qualität des Antisemitismus. Eine Zäsur sehen Benz und Bergmann in dem "Übergang von einem wesentlich schriftlich artikulierten Antisemitismus, der im Kaiserreich in zahllosen Pamphleten und Traktaten verbreitet wurde und dessen verbale Aggressivität einen Ersatz und nicht eine Vorbereitung gewalttätigen Handelns darstellte, zu einem agitatorischen, in dem das öffentlich gesprochenen Wort und die Aktion dominierten" (1997, 21). Zu dieser Veränderung kam es "mit der sich abzeichnenden Wende des Ersten Weltkrieges (hier bildete die "Judenzählung" von 1916 den entscheidenden Einschnitt) und der bürgerkriegsähnlichen Radikalisierung zwischen 1918 und 1923." (ebd.) Benz und Bergmann konstatieren einen sich andeutenden Konsens in der Antisemitismusforschung dahingehend, daß "im Ersten Weltkrieg mit seinen verrohenden Wirkungen und dem sich danach im Vergleich zu den Verhältnissen unter Bismarck und Wilhelm II. völlig verändernden, polarisierten politischen Klima der Weimarer Republik die entscheidende qualitative Veränderung des Antisemitismus und seines Wirkungsfeldes zu sehen [ist], auch wenn sich viele daran mitwirkende Faktoren im Kaiserreich und früher herausgebildet haben" (1997, 12). Ein gleichlautendes Resümee zieht auch bereits einer der Autoren, Max Hirschberg, für die Kaiserzeit:

"Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es in Deutschland zwar einen latenten und an einzelnen Stellen manifesten Antisemitismus gab, dass aber unter Wilhelm II., der bekanntlich mit dem Generaldirektor Ballin von der Hamburg-Amerika Linie und anderen Juden persönlich befreundet war, eine wesentliche Einschränkung des Assimilationsprozesses und eine wesentliche Benachteiligung der Juden in der Mehrheit der Rechte nicht stattfand." (MH 97/7/8)



Ursula Blömer

1. Historische Entwicklung: Vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik

Mit der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Versailler Schlosses wurde das Deutsche Reich begründet. Vorausgegangen waren drei Kriege unter preußischer Führung: 1864 der Krieg gegen Dänemark um Schleswig-Holstein, noch gemeinsam mit Österreich, 1866 der Krieg gegen Österreich – ausgelöst durch die Differenzen über die Aufteilung Schleswig-Holsteins und gewonnen am 3. Juli 1866 bei Königsgrätz (Sadowa) unter Helmuth von Moltke in der größten Schlacht Europas im 19. Jahrhundert – und der Krieg 1870/71 gegen Frankreich. Die Schlacht von Sedan am 2. September 1870 mit der Gefangennahme Napoleons III. führte zur Kapitulation des größten Teils der französischen Armee und letztlich zum Sieg über Frankreich.

Besonders der Krieg mit Frankreich verstärkte das Nationalgefühl vieler Deutscher und ermöglichte die Verwirklichung des seit 1848 verfolgten Traumes eines vereinten Deutschen Reiches. Nicht nur die Fürsten und Regierungen waren nun zu einer Reichsgründung bereit, sondern auch die bürgerlichen und liberalen Nationalbewegungen, die überwiegende Mehrheit der Deutschen überhaupt, befürworteten das Deutsche Kaiserreich. Damit besaß dieser Staat eine doppelte Legitimation: einerseits durch die Fürsten, anderseits durch den Reichstag und das Volk. Das Deutsche Kaiserreich war zwar kein freiheitlich-parlamentarischer Nationalstaat, aber auch nicht nur allein aus einer "Revolution von oben" hervorgegangen (vgl. Ullmann 1995, S. 14ff).

Mit der Aufforderung des bayerischen Königs Ludwig, als Beauftragter der deutschen Fürsten, an den preußischen König Wilhelm I., die deutsche Kaiserkrone zu übernehmen, war auch die führende Rolle Preußens in diesem

neuen Staat begründet, zumal der preußische Ministerpräsident Bismarck der erste Reichskanzler wurde.

Bismarck wurde am 23. September 1862 von König Wilhelm I. zum preußischen Ministerpräsidenten berufen. Der König erhoffte sich von ihm Durchsetzungsvermögen gegenüber dem Parlament, das die Zustimmung zu dem vorgelegten Heeresreformprogramm und die Bewilligung weiterer Haushaltsmittel abgelehnt hatte. In der "Eisen und Blut" Rede vom 30. September 1862 vor der Budgetkommission des preußischen Landtags legte Bismarck seinen unnachgiebigen Standpunkt dar. Er regierte ohne Budget weiter und beschwor damit einen Verfassungskonflikt herauf. Auch darüber hinaus zeigte er kein Verhalten, das einer freiheitlich-demokratischen Entwicklung in Preußen dienlich war: Er kritisierte die Presse ebenso wie liberale Beamte, die seine Politik nicht mittrugen. Doch da die Opposition ihm nicht gewachsen war, und er den König auf seiner Seite sah, verstärkte sich der Gegensatz zwischen monarchisch-konservativer und parlamentarisch-liberaler Vorstellung in Preußen (vgl. Görtemaker 1994, S. 228ff).

Nach dem Sieg gegen Österreich 1866 und der dadurch hervorgerufenen Zustimmung zu der Bismarckschen Politik nutzte dieser die Chance für eine Beendigung des Verfassungskonflikts und ließ sich am 3. September 1866 den Indemnitätsgesetzentwurf von den Abgeordneten bewilligen. Dadurch wurde der Haushalt mit Inkrafttreten dieses Gesetzes am 14. September 1866 nachträglich für die vorhergehenden Regierungsjahre gebilligt.

Durch die Auflösung des Deutschen Bundes, die im Friedensvertrag von Prag zwischen Preußen und Österreich besiegelt wurde, die Gründung des Norddeutschen Bundes unter Vorherrschaft Preußens und die "nationale Verbindung" dieses Bundes mit den süddeutschen Staaten war der Grund gelegt für die spätere Vereinigung Deutschlands unter Ausschluß von Österreich. Nach der Wahl des verfassunggebenden Reichstages am 12. Februar 1867 wurde Bismarck Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes.

Noch während des Krieges mit Frankreich, ausgelöst durch den Streit um die spanische Thronfolge und die "Emser Depesche"¹, erzielte Bismarck ein

Nachdem das Haus Hohenzollern-Sigmaringen 1870 auf die ihr angetragene spanische Königskrone verzichtet hatte, forderte Frankreich von dem preußischen König Wilhelm I. eine Garantie für einen für alle Zeiten gültigen Verzicht auf diese Regentschaft. Dies lehnte Wilhelm I. ab. Das Ergebnis der Unterredung zwischen Wilhelm I. und dem französischen Botschafter Benedetti in Bad Ems übermittelte der preußische Geheimrat H.J.W.R. Abeken in einem Telegramm am 13.7.1870 an Bismarck. Bismarck veröffentlichte die

Einvernehmen über die staatliche Einigung des Norddeutschen Bundes mit den süddeutschen Staaten, die in diesem Krieg auf der Seite Preußens kämpften. Und so nahm zehn Tage vor dem Waffenstillstand am 28. Januar 1871 auf dem Territorium des Gegners der König von Preußen die Deutsche Kaiserwürde an – allerdings weit weniger enthusiastisch als ein Großteil des Volkes. Wilhelm I. hätte lieber seinen Titel König von Preußen behalten, da er, genau wie Bismarck, durch und durch Preuße war.

Das Übergewicht Preußens im Deutschen Reich war unverkennbar: Mit zwei Drittel der Fläche und der Bevölkerung besaß dieser Bundesstaat nicht nur die stärkste Wirtschaftskraft und das größte politische Gewicht, sondern stellte auch das Hauptkontingent in der Verwaltung und im Reichsheer.

Die Reichsverfassung, am 4. Mai 1871 in Kraft gesetzt, fußte auf der Verfassung des norddeutschen Bundes. An der Spitze des Reiches stand der Kaiser. Dieser konnte den Reichskanzler ernennen und entlassen, den Reichstag und Bundesrat einberufen und auflösen, und er war Oberbefehlshaber der Streitkräfte. Doch auch außerhalb der Verfassung gab es einige Vorrechte, deren Reichweite nicht eindeutig definiert waren und aufgrund derer der Kaiser eigenständig Macht entfalten konnte (vgl. Ullmann 1995, S. 32f).

Der Bundesrat wurde gebildet aus den Vertretern der Landesfürsten und der drei Freien Städte, insgesamt waren dort 25 Bundesstaaten vertreten (ab 1911 auch Elsaß-Lothringen). Der Bundesrat, als erste Kammer, war zusammen mit dem Reichstag an der Gesetzgebung beteiligt, hatte aber auch zusammen mit dem Kaiser das Recht, den Reichstag aufzulösen und war somit in der Lage, die Macht des Parlamentes einzuschränken.

Der Reichstag als zweite Kammer wurde in allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen von allen deutschen Männern ab dem 25. Lebensalter alle drei Jahre, ab 1888 alle fünf Jahre neu gewählt. Diese Volksvertretung setzte sich aus 382 Abgeordneten (seit 1873: 397) zusammen. Der Reichstag wirkte mit an der Gesetzgebung, mußte dem Haushalt zustimmen und besaß eingeschränkte Kontrollrechte.

Der Reichskanzler hatte eine starke Position. Im Einvernehmen mit dem Kaiser bestimmte er die Grundlinien der Politik. Er war nicht an Mehrheiten gebunden und dem Parlament gegenüber nur bedingt verantwortlich; zudem

"Emser Depesche" in stark gekürzter und Frankreich kompromittierender Form. Dadurch verschärfte sich die ohnehin angespannte Stimmung in der französischen Öffentlichkeit und Frankreich erklärte Deutschland am 19. Juli 1870 den Krieg.

hatte er den Vorsitz des Bundesrates inne. Darüber hinaus konnte er, da der Reichskanzler auch gleichzeitig immer preußischer Ministerpräsident² und Außenminister war, die Politik Preußens und die des Reiches koppeln. Dies begünstigte die Hegemonie Preußens (vgl. Müller 1994, 182f; Ullmann 1995, S. 34f).

Das Kaiserreich war jedoch nicht nur ein Verfassungsstaat sondern auch ein Verwaltungs- und Rechtsstaat. Die Verwaltung war auf mehreren Ebenen aufgeteilt und hierarchisch strukturiert: Das Reich und die einzelnen Bundesstaaten teilten sich verschiedene Aufgaben im Hoheits- und Leistungsbereich. Der Regulierungsanspruch des Staates war zum Teil noch traditionell, zum Teil schon auf die neuen Anforderungen der sich wandelnden Gesellschaft ausgerichtet, insgesamt jedoch noch sehr vom obrigkeitsstaatlichen Handeln bestimmt. Das Rechts- und Justizsystem wurde zunehmend vereinheitlicht, und sowohl Bürger wie Staatsgewalt waren an die in der nationalen Rechtsverfassung verankerten Rechte und Gesetze gebunden, auch wenn in der Praxis nach wie vor "Klassenjustiz" anzutreffen war (vgl. Ullmann 1995, S. 35ff).

Eine besondere Rolle im Kaiserreich spielte das Militär, dessen Prestige durch die drei gewonnenen Kriege vor der Reichsgründung enorm gestiegen war. Die Sonderstellung resultierte mit aus der Kommandogewalt des Kaisers über Heer und Marine. Wilhelm I. galt als eine "soldatische Natur" (Schulze 1996, S. 130), dessen Maßstäbe die der Armee waren. In der Bevölkerung wurde er wegen seines Eintretens für die Niederschlagung der März-Revolution 1848 in Berlin der "Kartätschenprinz" genannt. Besonders im Reichsheer war der Einfluß des preußischen Militarismus stark, während die Marine sich eher als eine Institution des Reiches identifizierte. Das Militär und die damit verbundenen politischen Entscheidungen waren in vielen Bereichen der parlamentarischen Kontrolle entzogen (vgl. Schulze 1996, 129f; Wehler 1994, S.158ff).

Die "Verpreußung" (Müller 1994, S. 163) innerhalb der deutschen Gesellschaft wurde durch die Überbewertung des Militärischen gefördert. Das Militär genoß ein hohes Ansehen in der Bevölkerung, besonders im bürgerlichen und kleinbürgerlichen Milieu. Militärische Normen, Denk- und Verhaltensmuster wurden auch im zivilen Leben prägend. Für einen Bürgersohn

² Eine Ausnahme bildete Leo von Caprivi, der von 1890-1892 nur preußischer Ministerpräsident war und danach sein Amt an Botho Graf von Eulenburg abgeben mußte.

war der Gipfel bürgerlicher Glückseligkeit erklommen, wenn er neben der Mitgliedschaft in einem Studentencorps und dem Erwerb des Doktortitels noch Reserveoffizier werden konnte – so stellt es Heinrich Mann in seinem Roman "Der Untertan" in der Figur des Diederich Heßling dar (vgl. Kapitel II. 2., Militarismus).

Die ersten Jahre des neuen Reiches waren gekennzeichnet von einem enormen wirtschaftlichen Aufschwung, mitfinanziert von den französischen Kriegsentschädigungen und begünstigt durch den Großwirtschaftsraum des Reiches, durch die einheitlichen Handelsgesetze und durch die Veränderungen im Geldwesen wie z. B. die Gründung der Reichsbank. In diesen "Gründerjahren", in denen viele neue Firmen entstanden, der Handel florierte und Großbanken gegründet wurden, wandelte Deutschland sich endgültig von einem Agrar- zu einem Industriestaat. Es entwickelte sich ein "Baufieber", und der "Gründerboom" zeigte sich in Architektur, Einrichtungsstil und Kleidung wie auch im allgemeinen Lebensstil. Im Zuge überschäumender Spekulationen entstanden über 850 Aktiengesellschaften. Doch das hemmungslose Gewinnstreben führte auch zu unsoliden Unternehmungen, und im Verlauf der allgemeinen Weltwirtschaftskrise 1873, die zu einem Kurssturz an der Börse führte, brachen viele Firmen und Banken zusammen. Die nachfolgende Depression dauerte bis Februar 1879. In den folgenden Jahren gab es immer wieder konjunkturelle Schwankungen; bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieg der Wohlstand insgesamt, jedoch unterschiedlich in den verschiedenen Wirtschaftssektoren und Schichten (vgl. Müller 1994, S. 185f; Schulze 1996, S. 130f; Ullmann 1995, S. 41ff).

Das Fünfparteiensystem, das im Kaiserreich existierte, hatte sich in der Revolutionszeit 1848/49 herausgebildet, wenn auch die Zeit der eigentlichen Parteiengründungen erst in die Jahre 1861-1871 fiel. Rechts standen die Konservativen (Deutschkonservative und Deutsche Reichspartei (Freikonservative)), in der Mitte das katholische Zentrum und die Liberalen (Nationalliberale Partei – rechter Flügel – und Deutsche Fortschrittspartei und Deutsche Volkspartei – linker Flügel) und links die sozialistische Arbeiterpartei. Auch wenn es innerhalb der Richtungen Umgruppierungen und Spaltungen gab, blieb das Fünfparteiensystem insgesamt stabil. Dies resultierte nicht zuletzt aus der Verbindung bestimmter "soziomoralischer Milieus" (vgl. Ullmann 1995, S. 38ff) mit den Parteien.

Das Zentrum rekrutierte seine Wähler aus dem Katholizismus. Diese Partei, die Ende 1870 gegründet wurde, hatte Vorläufer im "Katholischen Verein"

und in der "Katholischen Fraktion" des Preußischen Landtags. Über das Verbindende der gemeinsamen Konfession hinaus war die Wählerschaft sehr heterogen: Adelige, Bauern, Bürger, Handwerker und Arbeiter zählten zu ihren Anhängern. Bedingt durch die Sozialstruktur der Katholiken hatte die Partei jedoch insgesamt einen ländlich-kleinstädtischen und bäuerlich-handwerklichen Zuschnitt. Aufgrund dieses breiten Wählerspektrums waren in dem Parteiprogramm sowohl traditionelle konservative als auch sozialpolitische Forderungen enthalten (vgl. Görtemaker 1994, S. 260ff; Ullmann 1995, S. 39).

Die Sozialdemokratie entwickelte sich aus der Arbeiterbewegung. Am 23. Mai 1863 gründete Ferdinand Lassalle den "Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein". In Eisenach entstand im gleichen Jahr der "Vereinstag deutscher Arbeitervereine", aus der sich 1869 am selben Ort die "Sozialdemokratische Arbeiterpartei" bildete. Aus beiden Organisationen entstand 1875 in Gotha die "Sozialistische Arbeiterpartei" (SAP), 1890 nannte sie sich in "Sozialdemokratische Partei Deutschlands" (SPD) um. Die Partei wurde als national unzuverlässig und staatsfeindlich angesehen und ihre Mitglieder mit dem Stempel der "vaterlandslosen Gesellen" versehen. Nach Aufhebung der "Sozialistengesetze" (s.u.) 1890 kristallisierte sich die SPD als eine Klassenpartei für – vor allem protestantische, in den Städten lebende – Arbeiter heraus, die innerhalb der Gesamtgesellschaft eine eigene Subkultur mit Gewerkschaften, Vereinen, Sportklubs, Zeitungen usw. entwickelte.

Den Liberalen waren nicht so feste Wählerschichten zuzuordnen. Ihre Wähler wechselten sowohl zwischen Rechts- und Linksliberalen, wanderten aber zum Teil auch zu anderen Parteien ab. Die Spaltung der Liberalen in Nationalliberale Partei und Fortschrittspartei vollzog sich in dieser Form, als der rechte Flügel der Indemnitätsvorlage zustimmte und danach eng mit Bismarck kooperierte. Doch nach wie vor waren bestimmte Vorstellungen, Abgrenzungen gegenüber anderen und Gemeinsamkeiten in den verschiedenen liberalen Lagern vorhanden, und so bildete sich auch die Wählerschaft der beiden Liberalen Parteien aus ähnlichen protestantischen Bevölkerungsgruppen: Bildungs- und Besitzbürgertum, Handwerker und Kleinhändler, aber auch Arbeiter und Bauern.

Die Konservativen, geteilt in die 1867 gegründete "Freikonservative Partei" und die 1876 entstandene "Deutschkonservative Partei" hatten ihre Wählerschaften zunächst vor allem im ostelbischen Grundadel, unter protestantischen Pfarrern, im Militär und in den Verwaltungsschichten. Nach Moderni-

sierungsbestrebungen innerhalb der Deutschkonservativen und in Allianz mit dem "Bund der Landwirte" gewann diese Partei neue Wähler unter den Klein- und Mittelbauern. Die Konservativen waren loyal gegenüber Kaiser und Staat und unterstützten die Politik Bismarcks (vgl. Görtemaker 1994, S. 256ff; Wehler 1994, S. 79ff).

Parteien im Kaiserreich									
Partei	Gegründet	VORLÄUFER	Sitze 1871	Sitze 1912	Sitze maximal	Sitze minimal			
Altkonservative Partei Deutschkonservative Partei Deutsche Reichspartei (Freikonservative)	1876 1867	Gruppierungen wie z.B. "Fraktion Mathis", "Fraktion Grabow"	57 37	43 14	80 (1887) 57 (1878)	22 (1874) 14 (1912)			
Zentrum	1870	Katholische Frak- tion (1852)	63	91	106 (1890)	63 (1871)			
Nationalliberale Partei	1867		125	45	155 (1874)	45 (1912)			
Deutsche Fortschritts- partei Liberale Vereinigung (später: 1884 "Deutsch- freisinnige Partei", 1893 "Freisinnige Vereini- gung" und "Freisinnige Volkspartei", ab 1910 "Fortschrittliche Volks- partei")	1861	Deutscher National- verein (1859)	76	42	106 (1881)	32 (1887)			
Sozialdemokratische Partei (SPD)	1890	1863 Allgemeiner Deutscher Arbeiter- verein, Vereinstag Deutscher Arbeiter- vereine, 1869 Sozialdemokratische Arbeiterpartei, 1875 Sozialistische Arbei- terpartei (SAP)	2	110	110 (1912)	2 (1871)			

Neben diesen Parteien gab es noch die Deutsche Volkspartei (linksliberal), die Welfen, die Polenpartei, die Elsaß-Lothringer, die Dänen und verschiedene kleine Parteien, die jedoch nie mehr als je 20 Sitze erlangten.

Ab 1887 waren im Reichstag auch antisemitische Parteien vertreten, zunächst mit einem Sitz, dann 1893 und 1907 jeweils mit der Höchstzahl von 16 Sitzen und 1912 noch mit drei Sitzen. Der Berliner Hof- und Domprediger Adolf Stoecker hatte 1878 die "Christlich-soziale Arbeiterpartei" ins

Leben gerufen, 1889 wurde die "Antisemitische Deutsch-Soziale Partei" gegründet. (vgl. Görtemaker 1994, S. 265ff) (vgl. Kapitel II. 3., Antisemitismus)

Bismarck, der die Parteien eher als ein notwendiges Übel betrachtete, führte zunächst eine Auseinandersetzung mit dem Zentrum. Dem politischen Katholizismus stand er mißtrauisch gegenüber; er sah in ihm eine Opposition zu dem protestantischen Preußentum und somit zum Kaiserreich. Der "Kulturkampf", diesen Begriff prägte der Führer der Fortschrittspartei Rudolf Virchow, entwickelte sich aus den Gegensätzen zwischen säkularisiertem Staat und traditionalistischer Amtskirche. Im Juli 1871 wurde die katholische Abteilung im preußischen Kultusministerium aufgelöst und im Dezember 1871 der "Kanzelparagraph" als Reichsgesetz eingeführt. Dieser Paragraph beinhaltete, daß Geistliche, welche die "Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise" (zitiert nach Görtemaker 1994, S. 279) innerhalb ihrer Berufsausübung behandelten, mit Amtsenthebung und Gefängnis bedroht waren. Im März 1872 wurde der Kirche die Schulaufsicht entzogen und in Preußen die staatliche Schulaufsicht eingeführt, ebenfalls 1872 wurde im Reichsgebiet der Jesuitenorden verboten. Es folgte 1873 die staatliche Kontrolle bei der Ausbildung und Einstellung von Geistlichen und 1874 die Einführung der Zivilehe als fortan vor dem Gesetz allein gültige Ehe. Die kirchliche Trauung war danach nur noch ein religiössymbolischer Akt, der erst nach der standesamtlichen Trauung vorgenommen werden durfte.

Sein Ziel, die Zerschlagung des Zentrums, konnte Bismarck mit diesen Maßnahmen jedoch nicht erreichen; das Gegenteil trat ein, das Zentrum wurde politisch gestärkt, und Bismarck mußte eine innenpolitische Niederlage hinnehmen. Nach dem Tod von Pius IX. im Jahr 1878 suchte Bismarck in Kontakt mit Leo XIII. die Annäherung an die katholische Kirche, und in den achtziger Jahren nahm er viele der angeordneten Maßnahmen zurück.

Einen zweiten innenpolitischen Kampf führte Bismarck gegen die Sozialdemokratie. Die Attentate auf Kaiser Wilhelm I. im Mai und Juni des Jahres 1878 waren Anlaß für das "Sozialistengesetz", das am 21. Oktober 1878 erlassen wurde. Obwohl es keine Verbindung zwischen der Sozialistischen Partei und den Attentätern gab, nutzte Bismarck diese Anschläge, um den Kampf gegen eine von ihm befürchtete sozialistische Revolution aufzunehmen. Sozialdemokratische und sozialistische Vereine wurden verboten, es durften keine Versammlungen mehr stattfinden, und die sozialistischen

Druckschriften waren ebenfalls verboten. Für das Gesetz, das bis 1890 bestand, stimmten die Konservativen und Nationalliberalen, dagegen das Zentrum, die Fortschrittspartei und die Fraktion der Sozialdemokraten. Doch wie schon die Auseinandersetzung mit dem Zentrum zeigten auch die "Sozialistengesetze" nicht den gewünschten Erfolg. Trotz der Unterdrückungen konnten Parteiorganisation und Gewerkschaften nicht zerschlagen werden, durch die Solidarität der Arbeiter wuchs die Partei kontinuierlich und wurde 1912 zur stärksten Fraktion im Reichstag.

Hatte der Kulturkampf längerfristige Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen Staat und katholischer Kirche, waren die Sozialistengesetze ein Hindernis auf dem Weg der Integration der Sozialdemokratie in die bürgerliche Gesellschaft. Auch nach 1890 galten die Sozialdemokraten als "vaterlandslose Gesellen" (vgl. Görtemaker 1994, S. 276ff; Müller 1994, S. 186ff; Wehler 1994, S. 83ff).

Um die Arbeiterschaft für den Staat zu gewinnen, entwickelte Bismarck ein sozialpolitisches Programm. Innerhalb seiner Sozialgesetzgebung entstanden das Krankenversicherungsgesetz (1883), das Unfallversicherungsgesetz (1884) und das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz (1889). Diese Sozialgesetzgebung war modern und vorbildlich für ganz Europa, sie konnte jedoch nicht – wie Bismarck es sich erhofft hatte – die Bindungen der Arbeiter an die SPD lösen; bei den Reichstagswahlen 1890 erhielt die Sozialdemokratische Partei 20% der Stimmen.

Die Innenpolitik Bismarcks war anfangs von der liberalen Ära in den siebziger Jahren geprägt. Die Nationalliberale Partei besaß 1871 von den 382 Sitzen 125. Unterstützt wurde sie von den 30 Abgeordneten der Liberalen Reichspartei (einer nur kurz bestehenden süddeutschen Partei), den 46 Abgeordneten der Deutschen Fortschrittspartei und den Freikonservativen. Zusammen bildeten diese Parteien eine Mehrheit, zu der es für Bismarck keine Alternative gab. Da die Konservativen gegen die Reichspolitik Bismarcks opponierten und eine Zusammenarbeit mit den Liberalen ablehnten und das Zentrum durch den Kulturkampf ausgeschlossen war, konnte die Regierung nur auf die liberale Reichstagsmehrheit setzen. Somit gewannen die liberalen Parteien und das Parlament Einfluß auf die Politik, ohne dabei zu reinen Mehrheitsbeschaffern zu werden. Es wurden in der Wirtschaftsund Rechtspolitik sowie innerhalb der Reichsverwaltung umfangreiche Reformen auf den Weg gebracht, in der auch liberale Vorstellungen verwirklicht wurden. Die Liberalen unterstützten Bismarck in seinem Kampf gegen

die katholische Kirche und das Zentrum, sie waren die "eigentlichen Träger des Konflikts" (Ullmann 1995, S. 56), da sie sowohl ein anderes Welt- und Menschenbild hatten, als auch ein von den Einflüssen der Kirche freies Schul- und Bildungssystem forderten; darüber hinaus wollten sie in ihrer Staatsvorstellung "dem Nationalstaat außer der vollen Loyalität aller Bürger auch die uneingeschränkte Gewalt im Innern sichern, zumal diese an die Mitwirkung einer im Parlament repräsentierten Gesellschaft gebunden werden sollte." (ebd.)

Letztlich diente der Kulturkampf auch dazu, den Machteinfluß der Liberalen zu sichern, d.h. das Zentrum und die Konservativen von Bismarck fernzuhalten und ihn an ihre Parteien zu binden. Die Zusammenarbeit zwischen Regierung und der Reichstagsmehrheit der Liberalen, die sich in den Wahlen von 1874 noch festigte (204 von 397 Abgeordneten), war jedoch sowohl von Kooperation als auch von Konflikten geprägt. Es gab Bereiche, in denen die Vorstellungen übereinstimmten, es gab aber auch stark divergierende Interessen – wer den größten Nutzen aus dieser Zusammenarbeit zog, blieb in der liberalen Ära offen (vgl. Ullmann 1995, S. 51ff).

Die Gründerkrise, von der das Kaiserreich 1873 erfaßt wurde, wirkte sich auch auf die politischen Parteien aus. Von der Krise betroffen waren vor allem die Liberalen. Zum einen war die Reichsgründung und mit ihr die nationale Einheit, für die sie sich engagiert hatten, vollzogen und damit ein wesentlicher Auftrag erfüllt, zum anderen wurden ihnen, da sie mit der Regierung zusammenarbeiteten, auch die Fehler der Politik angelastet. Im Zuge dieser antiliberalen Stimmung gingen traditionelle Wähler verloren, und neue Wählerschaften waren nur schwer zu gewinnen. Hinzu kamen interne Konflikte zwischen den rechten und linken Flügeln.

Von der Gründerkrise profitierten die Konservativen und das Zentrum. Das Zentrum hatte Wahlerfolge zu verzeichnen, zum einen wegen des Kulturkampfes, zum anderen konnten Wählerschichten mobilisiert werden, die in einer liberalen Politik eher Nachteile als Vorteile sahen. Die Konservativen waren ebenfalls Gewinner der Krise. Konnte zunächst die freikonservative Reichspartei ihre Stimmenanteile erhöhen, so wurde vor allem durch die Gründung der Deutschkonservativen Partei (1876) und die sich anschließenden Erfolge das Gewicht im Parteiensystem zu Gunsten der Konservativen verschoben. In der neuen Partei schlossen sich Abgeordnete zusammen, die angesichts abnehmender Wählerschaften den Anschluß an die Regierung suchten und sich in Konkurrenz zu den Liberalen setzten.

Am Ende stand die "Konservative Wende", mit der Bismarck die Probleme lösen wollte, die sich Ende der siebziger Jahre zeigten: Es waren die wirtschaftlich-sozialen Schwierigkeiten und die Finanzprobleme des Staates, ausgelöst durch die Gründerkrise, die politischen Probleme in der Zusammenarbeit mit den Liberalen und die Sorge Bismarcks um seine eigene Machtposition. Daß Bismarck sich 1879 für das Zentrum und gegen die Nationalliberalen entschied, hatte mehrere Gründe: Das Zentrum hatte mittlerweile eine stabilere Mehrheit, es eröffnete sich die Möglichkeit, den Kulturkampf sukzessive zu beenden, und außerdem kamen die Lösungen, die das Zentrum anbot, den Bismarckschen Vorstellungen stärker entgegen als die Kompromisse, die die Nationalliberalen zu bieten hatten.

Diese Entscheidung Bismarcks gegen die Nationalliberalen hatte für die Partei nachhaltige Folgen: Im Juli 1879 verließen 15 Abgeordnete des rechten Flügels die Fraktion, und im Herbst des gleichen Jahres spaltete sich der linke Flügel ab. Die Folge war eine Veränderung und Schwächung des politischen Liberalismus im Kaiserreich, von der er sich "nie wieder erholen sollte" und die "die Liberalen und mit ihnen alle reformwilligen Kräfte in der deutschen Gesellschaft auch weit zurück [warf]." (Ullmann 1995, S. 76).

Die Zeit nach der "konservativen Wende" war gekennzeichnet durch wiederholte scharfe Konfrontationen zwischen Regierung und Reichstag. Die Position Bismarcks war vorrangig gestärkt worden durch personelle Umbesetzungen in den Ämtern; im Parlament gab es keine Kanzler-Mehrheit. Dies war vor allem bedingt durch die Haltung des Zentrums, das, solange der Kulturkampf noch andauerte, eine kontinuierliche Zusammenarbeit torpedierte.

Die Unzufriedenheit der Wähler über die Arbeit der Regierung zeigte sich bei den Reichstagswahlen im Herbst 1881. Die Linksliberalen konnten noch einmal einen beachtlichen Wahlerfolg erzielen: sie erhielten 115 der 397 Reichsmandate, während die Konservativen und Nationalliberalen hohe Verluste zu verzeichnen hatten. Der Ausgang dieser Wahl forderte von Bismarck immer wieder Zugeständnisse an die verschiedenen Parteien, um mit wechselnden Mehrheiten regieren zu können.

Erst ab Mitte der achtziger Jahre bahnte sich eine Veränderung an. Die Nationalliberalen vollzogen einen Schwenk nach rechts und zielten auf eine erneute enge Zusammenarbeit mit Bismarck ab. Damit war gleichzeitig der Weg zu einer großen gesamtliberalen Partei verschlossen. Der Kulturkampf mit der katholischen Kirche war beigelegt worden. Durch die Wahl 1884 hatten sich die Konstellationen wieder verschoben. Die freisinnige Partei

hatte klare Verluste, Deutschkonservative und Nationalliberale hatten Gewinne zu verzeichnen, so daß Bismarck nun eine Rechts-Koalition für seine Regierungsarbeit gewinnen wollte. Mit den vorgezogenen Wahlen Anfang 1887 gelang ihm dies; das "Kartell" aus Konservativen und Nationalliberalen erzielte eine absolute Mehrheit. Nach einer ersten Phase, in der die Zusammenarbeit mit der Parlamentsmehrheit funktionierte, traten jedoch Spannungen in der Koalition auf, und Bismarck war in Teilen wieder auf die Unterstützung des Zentrums angewiesen. Das Bündnis zwischen Konservativen und Nationalliberalen zerbrach, als das Parlament Anfang 1890 die Verlängerung des Sozialistengesetzes ablehnte. Bei den Reichstagswahlen im Februar 1890 mußte das "Kartell" zu Gunsten des Zentrums, der Linksliberalen und besonders der Sozialdemokraten hohe Verluste hinnehmen, und eine innenpolitische Krise zeichnete sich ab (vgl. Ullmann 1995, S. 63ff).

In der Außenpolitik verfolgte Bismarck die Politik der Saturiertheit. Er signalisierte, daß das neue Deutsche Reich keine Bedrohung für die anderen europäischen Staaten darstellte und keine Vormachtstellung anstrebte. Stationen dieser Politik waren der Berliner Kongreß 1878, auf dem unter maßgeblichem Einfluß von Bismarck die europäische Situation gefestigt und die Gefahr eines neuen europäischen Krieges um den Balkan gebannt werden konnte, das "Zwei-Kaiser-Bündnis" von 1879 zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn und der "Drei-Kaiser-Vertrag" von 1881, durch den Rußland eingebunden wurde. Nachdem dieses Bündnis in der Bulgarienkrise 1885/86 auseinanderbrach, schloß Bismarck mit Rußland den "Rückversicherungsvertrag", um eine Annäherung Frankreichs an Rußland zu verhindern.

Diese Politik verlangte ein staatsmännisches Geschick von dem deutschen Reichskanzler, der durch seine Bündnissysteme dem Kaiserreich außenpolitische Stabilität gesichert hatte. Doch dieses hochkomplizierte "Spiel mit fünf Kugeln" hatte langfristig keine Perspektive, da es die Gegensätze der Mächte nicht mehr austarieren konnte, z.T. die Spannungen sogar verstärkte.

In der Kolonialpolitik übte Bismarck Zurückhaltung, da er in dem Erwerb von Kolonien Gefahren sah, zum einen, weil sie im Konfliktfall nicht ausreichend geschützt werden konnten, zum anderen, weil dadurch außenpolitische Differenzen mit England und Frankreich entstehen konnten. Doch der 1882 in Frankfurt a.M. gegründete "Deutsche Kolonialverein" und die 1884 in Berlin entstandene "Gesellschaft für deutsche Kolonisation" propagierten den Erwerb von Kolonien in der Öffentlichkeit, und Bismarck stimmte 1884

zu, die von Kaufleuten und Abenteurern wie Carl Peters und F.A. Lüderitz erworbenen Besitzungen in Afrika unter den Schutz des Deutschen Reiches zu stellen (vgl. Görtemaker 1994, S. 298ff; Müller 1994, S. 192ff; Schulze 1996, S. 136ff).

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm I. Mit ihm verlor der Reichskanzler seinen starken Rückhalt. Wilhelm I., der sowohl die Innen- wie auch die Außenpolitik Bismarcks unterstützte, hatte sich in seinen letzten Amtsjahren vor allem auf repräsentative Aufgaben beschränkt und die Politik Bismarcks gebilligt. Sein Sohn, Friedrich III., übernahm als todkranker Mann den Thron und regierte nur 99 Tage. Ihm folgte dessen Sohn, Wilhelm II.

Deutsche Kaiser zwischen 1871-1918				
	Lebenszeit	Regentschaft	Ehefrauen	
1. Wilhelm I. Sohn von Friedrich Wilhelm II. u. Königin Luise, jüngerer Bruder u. Nachfolger von Friedrich Wilhelm IV.	* 22.3.1797 Berlin	18.1.1871 - 9.3.1888 König von Preußen 2.1.1861 - 9.3.1888	Augusta, Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sach- sen Weimar, * 20.9.1811 Weimar † 7.1.1890 Berlin Heirat 1829	
2. Friedrich III. Sohn von 1	* 18.10.1831 Pots- dam	9.3.1888 - 15.6.1888 König von Preußen 9.3.1888 - 15.6.1888	Prinzessin Viktoria von England * 21.11.1840 London † 5.8.1901 Kronberg (Taunus) Heirat 1858	
3. Wilhelm II. Sohn von 2	* 27.1.1859 Potsdam # 4.6.1941 Haus Doorn, Prov. Utrecht (Niederlande)	15.6.1888 - 9.11.1918 König von Preußen 15.6.1888 - 9.11.1918	1. Prinzessin Auguste Viktoria von Schles- wig-Holstein-Sonder- burg-Augustenburg * 22.10. 1858 Dolzig † 11.4.1921 Haus Doorn, Niederlande Heirat 1881 2. Prinzessin Hermine von Schönaich-Caro- lath * 1887 † 1947 Heirat 1922	

Hatte der erste Thronwechsel aufgrund der kurzen Regentschaft Friedrich II. keine Auswirkungen auf die Herrschaft Bismarcks gehabt, wurden bald nach

der Thronübernahme Wilhelms II. Konflikte mit dem Kanzler deutlich. Zum Teil spielte der Generationenunterschied eine Rolle, aber schwerer waren die Differenzen in der Gestaltung der Politik. Wilhelm II. billigte Bismarck nicht die große Machtfülle zu, die sein Großvater gewährt hatte. Vor allem in der sozialen Frage und hinsichtlich des Umgangs mit der Arbeiterschaft und der Sozialdemokratie wurden die Gegensätze sichtbar. Es kamen Differenzen in der Außenpolitik und in partei- und verfassungspolitischen Fragen hinzu. Dies führte schließlich am 20. März 1890 zu der Entlassung des Reichskanzlers.

Die nun folgende Epoche wird als das "Wilhelminische Zeitalter" oder auch das "Zeitalter des Imperialismus" bezeichnet. Mit der Thronbesteigung Wilhelms II. vollzog sich ein Wechsel. War Wilhelm I. ein schlichter Mensch gewesen, der die Kaiserwürde verachtete, liebte sein Enkel Prunk, Glanz und Gloria, verbunden mit einer "grotesk-altmodischen, romantischen Vorstellung von seiner Herrscheraufgabe" (Müller 1994, S. 200). Mit diesem Lebensstil verkörperte er einen typischen Vertreter seiner Zeit. Es war der Lebensstil der Gesellschaft im Deutschen Reich um die Jahrhundertwende. Zu dieser Gesellschaft zählten sich die alten und neuen Machteliten, die Großagrarier, Bankiers, Großindustriellen, das zu Wohlstand gelangte Bürgertum, Hochschullehrer und höhere Beamte und besonders das Offizierskorps. Denn das vom Kaiser bevorzugte Militär beherrschte das Leben in Deutschland: Garderegimenter und Kaisermanöver, Stapelläufe und Flottenparaden, Galauniformen prägten gesellschaftliche Ereignisse, und der Zivilist war erst ein anerkannter Mann, wenn er "gedient" hatte. Das Erinnerungsfoto aus der Militärzeit hing in den kleinbürgerlichen Wohnstuben neben dem Foto des Kaisers und brachte ein Stück des Glanzes auch in das entfernteste Provinzstädtchen. Die Leitbilder des preußischen Militärs ersetzten den bürgerlichen Liberalismus mit seinen zivilen Tugenden. Doch diesem pompösen Stil fehlte die Substanz: "Klirrendes Auftreten, darunter Unsicherheit und das Gefühl, daß das alles nicht dauern könne: Das war der Nenner des Wilhelminismus'." (Schulze 1996, S. 143) (vgl. dazu Kapitel II. 2. Militarismus)

Der junge Kaiser konnte auf der politischen Ebene nicht die Lücke schließen, die mit der Entlassung Bismarcks entstanden war. Er hatte nicht genügend Selbstsicherheit, um eine kontinuierliche Linie zu verfolgen. Seine politischen Entscheidungen wurden von verschiedenen starken Persönlichkeiten oder einflußreichen Gruppierungen, die z. T. untereinander konkur-

rierten, beeinflußt und waren von daher oft sprunghaft und unausgereift. Der Politik der Reichsregierung mangelte es an einer erkennbaren Linie und Berechenbarkeit, zumal den Reichskanzlern, die unter Wilhelm II. regierten, die nötige Souveränität gegenüber dem Kaiser fehlte, um einen klaren Regierungskurs steuern zu können.

Reichskanzler im Kaiserreich 1871-1918			
	Lebenszeit	Regierungszeit	
Otto Fürst von Bismarck	1815-1898	21.03.1871 - 20.03.1890	
Leo Graf von Caprivi	1831-1899	20.03.1890 - 26.10.1894	
Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst	1819-1901	29.10.1894 - 17.10.1900	
Bernhard Graf von Bülow	1849-1929	17.10.1900 - 14.07.1909	
Theobald von Bethmann Hollweg	1856-1921	14.07.1909 - 13.07.1917	
Georg Michaelis	1857-1936	14.07.1917 - 01.11.1917	
Georg Graf von Hertling	1843-1919	01.11.1917 - 30.09.1918	
Max Prinz von Baden	1867-1929	03.10.1918 - 09.11 1918	

Der Beginn der wilhelminischen Zeit war durch den "Neuen Kurs" geprägt. In der Politik wurde dort auf Ausgleich und Versöhnung gesetzt, wo die Politik Bismarcks bislang Konfrontationen erzeugt hatte. So wurden die Sozialistengesetze nicht verlängert und in der Sozialpolitik neue Reformen im Arbeitsrecht und Arbeitsschutz durchgeführt. Die vor allem von Reichskanzler Caprivi betriebene Handelspolitik begünstigte den Aufschwung der deutschen Wirtschaft.

Die durch den "Neuen Kurs" erwartete breitere Zustimmung für das monarchische System, vor allem durch die Arbeiterschaft, erfüllte sich jedoch nicht. Wilhelm II. rückte daher von diesem Kurs ab, demonstrierte dies auch durch seine Aussöhnung mit dem aus dem Amt entlassenen Otto von Bismarck und vollzog eine innenpolitische Umorientierung. Zugleich strebte er ein "persönliches Regiment" an, d.h. er wollte seine kaiserlichen Rechte gegenüber dem Reichskanzler stärker zur Geltung bringen. Der innenpolitische Konflikt zwischen Gegnern und Befürwortern des "Neuen Kurses", zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler, endete mit der Entlassung Caprivis im Oktober 1894 und der Hinwendung zu einer stärker konservativ ausgerichteten Politik. Der Einfluß des Kaisers, der schon seit 1890 zugenommen hatte, verstärkte sich von 1894 bis 1900 immer mehr, ging dann

langsam und nach der "Daily Telegraph-Affäre" 1908 merklich zurück. (vgl. Görtemaker, 324ff; Müller 1994, 197ff; Ullmann 1995, S. 91ff u. 138ff)

Der neue Reichskanzler Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst versuchte sich in dieser Phase der Umorientierung als Vermittler und ging Konfrontationen aus dem Weg. Durch die eigenmächtigen Eingriffe des Kaisers verlor Hohenlohe immer mehr an Macht, und "die permanente Regierungskrise war das eine hervorstechende Merkmal der Kanzlerschaft Hohenlohes, die Auseinandersetzung um die Soziale Frage das andere." (Ullmann 1995, S. 146) Die innenpolitischen Krisen verringerten sich, nachdem Wilhelm II. vier wichtige Ministerposten mit Vertrauensleuten besetzt hatte, die seine Politik mittrugen: Johannes von Miquel wurde neuer Vizepräsident des Staatsministeriums, Arthur Graf Posadowsky wurde Innenminister, Bernhard von Bülow Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und Konteradmiral Alfred von Tirpitz kam als Staatssekretär (1897) ins Reichsmarineamt. Bülow, der 1900 Reichskanzler wurde, konnte diese Position wieder stärken, und um die Jahrhundertwende stabilisierte sich die innenpolitische Situation.

Die Außenpolitik innerhalb des "Neuen Kurses" führte zum Bruch des Bismarckschen Bündnissystems und seiner Politik der Selbstbeschränkung und forcierte unter der Regie Wilhelms II. die Weltmachtpolitik. Der Rückversicherungsvertrag mit Rußland wurde 1890 nicht erneuert, da die neue Regierung die Ansicht vertrat, dieser Vertrag widerspreche den Vereinbarungen, die mit Österreich-Ungarn bestanden und würde das Deutsche Reich nicht vor einem Angriff Frankreichs schützen. Da Deutschland im Juni 1890 ein Abkommen mit England über einen Gebietsaustausch schloß, deutete Rußland dies als eine Annäherung an England und nahm Bündnisverhandlungen mit Frankreich auf. Eine Intensivierung der Beziehungen zu England gelang der deutschen Regierung jedoch nicht, im Gegenteil, das Verhältnis verschlechterte sich in der Folgezeit. Dies resultierte mit aus dem imperialistischen Weltmachtstreben und der massiven Flottenaufrüstung Deutschlands, die die englischen Interessen empfindlich tangierten. Die 1887 gegründete "Deutsche Kolonialgesellschaft" und der 1891 geschaffene nationalistische "Alldeutsche Verband" nahmen starken Einfluß auf die deutsche Kolonialpolitik, und der Erwerb von überseeischen Gebieten wurde zum offiziellen Bestandteil deutscher Außenpolitik. Der "Deutsche Flottenverein", mitbegründet von Admiral von Tirpitz, entfachte durch seine Propaganda eine ausgeprägte Marinebegeisterung in der Bevölkerung und unterstützte von Tirpitz in der Verwirklichung seiner Flottenpläne. Durch die Flottenpolitik der Deutschen in hohem Maße beunruhigt und in einen Rüstungswettlauf getrieben, suchten die Engländer Anschluß an Frankreich. Die beiden Länder schlossen 1904 ein weitgehendes Bündnis, die "Entente cordiale". Dieses Bündnis wurde 1907 zur "Tripleentente" durch einen britisch-russischen Vertrag erweitert.

Deutschland sah sich zunehmend in einer bedrohlichen Mittellage, und der Chef des Generalstabes, Alfred Graf von Schlieffen, entwickelte 1905 einen Strategieplan, der auf der Annahme eines Zweifrontenkrieges basierte. Danach sollte Frankreich durch einen überfallartigen Angriff ausgeschaltet werden, um dann alle Kräfte gegen die russische Armee einsetzen zu können. Dabei wurde eine Neutralitätsverletzung Belgiens gewollt in Kauf genommen, was jedoch unweigerlich zum Kriegseintritt Großbritanniens führen würde. Der Aufmarsch der deutschen Armeen im Westen im Ersten Weltkrieg erfolgte nach den Vorgaben des Schlieffenplans, doch scheiterte diese Strategie in der Marneschlacht vom 6.-9. September 1914.

Doch nicht nur die außenpolitische Situation des Reiches verschlechterte sich, auch die zeitweilige innenpolitische Stabilität zerbröckelte ab 1906 immer mehr und gipfelte in der Staatskrise von 1908/09. Die "Daily Telegraph Affäre" erschütterte das monarchische System in seinen Grundfesten. Taktlose und politisch unkluge Äußerungen Wilhelms II., die als Interview aus Gesprächen des Kaisers am 28.10.1908 in der britischen Zeitung "Daily Telegraph" veröffentlicht wurden, führten zur Empörung in Großbritannien und in Deutschland zu harter Kritik an dem "persönlichen Regiment". Das ohnehin nicht mehr ungetrübte Verhältnis des Reichskanzlers Bülow zu dem Kaiser erlitt weiteren Schaden. Die Entlassung Bülows 1909 ist daher nicht nur in Zusammenhang mit der Reichsfinanzreform zu sehen, sondern auch auf das gestörte Vertrauensverhältnis zwischen Kaiser und Reichskanzler zurückzuführen.

Die Divergenzen zwischen denjenigen, die Veränderungen in der Gesellschaft und in der Politik anstrebten, und denen, die am Bestehenden festhalten wollten, verstärkten sich. Diese Phase ist als eine Mischung zwischen "Reform und Blockade" gekennzeichnet worden (Ullmann 1995, S. 203), in der es schwieriger wurde, das Kaiserreich zu regieren. Noch schwieriger wurde es dann nach der Reichstagswahl von 1912, die den Sozialdemokraten hohe Wahlgewinne brachte und sie zur stärksten Fraktion des Reichstags werden ließ. Der Handlungsspielraum der Regierung wurde immer enger, insbesondere bei innenpolitischen Entscheidungen. Der Reichstag bean-

spruchte mehr Macht und demonstrierte diese, wenn auch verhalten, als er dem Reichskanzler in der "Zabern-Affäre", nur gegen die Stimmen der Konservativen, das Mißtrauen aussprach. Diese Affäre im November 1913 – preußische Militärs hatten sich Übergriffe auf die Zivilbevölkerung im elsässischen Zabern erlaubt, die von der militärischen und politischen Führung gedeckt wurden – zog einen bislang unbekannten massiven Protest in der Bevölkerung nach sich (vgl. Schulze 1996, 152ff; Ullmann 1995, 145ff).

Die Spannungen innerhalb Europas wuchsen durch die Marokkokrisen (1904/05 und 1911) und die Balkankriege (1912 und 1913). Durch diplomatische Anstrengungen konnte ein europäischer Krieg verhindert werden, "doch war im Wechselspiel von Spannungen und Ausgleichsversuchen der Frieden nicht sicherer geworden, sondern die Gefahr eines großen Krieges gewachsen." (Ullmann 1995, S. 219)

Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Frau in Sarajewo am 28. Juni 1914 und die nachfolgende Julikrise führten Europa in den Ersten Weltkrieg. Die Einbindung der europäischen Staaten in die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Bündnissysteme löste eine Kettenreaktion aus. Nachdem Österreich am 25. Juli mit der Mobilmachung begonnen hatte, am 28. Juli die Kriegserklärung bekanntgab und am 29. Juli mit der Beschießung Belgrads begann, erfolgte am 31. Juli die Generalmobilmachung der russischen Streitkräfte. Am Abend des 1. August erklärte Deutschland Rußland den Krieg, und am 3. August folgte eine Kriegserklärung an Frankreich. Durch den Einmarsch der deutschen Armee in Belgien trat für Großbritannien der Bündnisfall ein, und eine Kriegserklärung wurde am 4. August an Deutschland überreicht.

Mit dem Ersten Weltkrieg begann das Ende des Deutschen Kaiserreiches. Bei Ausbruch des Krieges zeigte das deutsche Volk im "Geist von 1914" eine Einigkeit, die "in erster Linie eine sozialpsychologisch erklärliche Reaktion auf den als unerträglich empfundenen außenpolitischen Druck wie auf den Verlust der inneren Einheit in den vorausgegangenen Jahren [war]." (Schulze 1996, S. 155). Wobei zu berücksichtigen ist, daß der Enthusiasmus in der Bevölkerung unterschiedlich verbreitet war, in bildungsbürgerlichen Kreisen wurden die "Ideen von 1914" mehr propagiert als in kleinstädtischländlichen Regionen und in Arbeiterkreisen (vgl. Ullmann 1995, S. 219ff; Wehler 1994; S. 192ff).

Der Krieg dauerte, entgegen den Prognosen, unerwartet lange und weitete sich zu einer gigantischen Menschen- und Materialschlacht aus. Die mit dem

Krieg einhergehenden Anforderungen an den Staat konnten von diesem nicht bewältigt werden und verstärkten die vorhandenen bzw. erzeugten neue Spannungen und Konflikte in der Gesellschaft. Der "Burgfrieden", den die Parteien zu Beginn des Krieges geschlossen hatten und den der Kaiser mit den Worten "Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche", unterstrichen hatte, zerbrach 1916 an den unterschiedlichen Vorstellungen über Kriegsgeschehen und -ziele. Im Reichstag fand sich eine neue Mehrheit, bestehend aus Zentrum, Fortschrittspartei und SPD zusammen, die am 19. Juli 1917 eine Friedensresolution veröffentlichte und auf eine Parlamentarisierung des Reiches drängte. Innerhalb dieser innenpolitischen Krise des Sommers 1917, die zum Sturz des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg führte, wurde zunächst vor allem die Position der 3. Obersten Heeresleitung (OHL)³ gestärkt; Hindenburg und Ludendorff konnten ihren Kandidaten für das Amt des Reichskanzlers, Georg Michaelis, durchsetzen. Im November 1917 konnte die Parlamentsmehrheit den ungewollten Kanzler allerdings stürzen, dem Nachfolger Georg Graf von Hertling ein vorbereitetes Programm vorgeben und einige ihrer Vertreter in Regierungsämter bringen; jedoch konnte Hertling sich letztlich nicht gegen die OHL durchsetzen, zumal diese starke Unterstützung von der neugegründeten "Deutschen Vaterlandspartei" erhielt.

Die Bevölkerung, die noch 1914 begeistert den Kriegsbeginn gefeiert hatte, wurde zunehmend kriegsverdrossener. Der "Kohlrübenwinter" von 1916/17 hatte den hungernden und darbenden Menschen viel abverlangt und die einmütige Kriegsunterstützung ins Wanken gebracht.

Friedensbemühungen, die von dem amerikanischen Präsidenten Wilson als Vermittler unterstützt wurden, scheiterten an den überzogenen Forderungen der Kriegsgegner. Die Wiederaufnahme des unbeschränkten U-Boot-Krieges durch Deutschland am 1. Februar 1917 führte zum Kriegseintritt der USA und entschied letztlich den Ersten Weltkrieg. Mit Rußland, d.h. mit den Führern der durch die russische Revolution gegründeten Sowjetrepublik, kam es ab Dezember 1917 zu Friedensverhandlungen. Im Frieden von Brest-Litowsk (3. März 1918), der den Russen von der OHL diktiert wurde, mußte Rußland große Teile seines Gebietes abtreten. Eine Verstärkung an der Westfront, die

Zunächst hatte Generalstabschef Helmuth von Moltke den Oberbefehl. Er wurde nach der verlorenen Marneschlacht abgelöst und durch General Erich von Falkenhayn ersetzt. Dieser wurde nach der Schlacht um Verdun abgesetzt. Die 3. Oberste Heeresleitung hatten ab dem Sommer 1916 Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg und sein Stabschef General Erich Ludendorff inne.

von deutscher Seite durch diesen Gewaltfrieden erhofft worden war, erwies sich jedoch als Fehlkalkulation.

Nachdem im Frühjahr 1918 eine neue militärische Offensive im Westen gescheitert war und die Aussichtslosigkeit eines weiteren Kampfes deutlich wurde, verlangte Ludendorff von den Politikern am 29. September 1918 die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen. Prinz Max von Baden wurde am 3. Oktober das Amt des Reichskanzlers übertragen, und er bildete mit Vertretern des Zentrums, der Fortschrittspartei, der SPD und der Nationalliberalen, die im Reichstag die Mehrheit innehatten, die Reichsregierung. Ausgehend von dem Vierzehn-Punkte-Plan des amerikanischen Präsidenten wurde ein Waffenstillstandsangebot unterbreitet. Doch der zu diesem Zeitpunkt verbliebene Verhandlungsspielraum für die Deutschen war sehr gering und kam einer politischen und militärischen Kapitulation gleich.

Mit der Forderung an die Reichsleitung, Waffenstillstandsverhandlungen aufzunehmen, schob Ludendorff den zivilen Politikern die Verantwortung für das militärische und politische Desaster zu, das das Militär verschuldet hatte. Der Weg in die parlamentarische Demokratie war somit eine "Revolution von oben", die von Ludendorff forciert worden war. Mit der Oktoberverfassung, beschlossen am 28.10.1918, wurde aus der konstitutionellen Monarchie eine parlamentarische Monarchie.

Angesichts der Verhandlungsbedingungen forderte Ludendorff die Wiederaufnahme der Kampfhandlungen, scheiterte jedoch mit dieser Forderung und mußte am 26. Oktober seinen Abschied nehmen. Als die Marineleitung Ende Oktober den Befehl zu einem letzten großen Einsatz gab, führte dies zu einem offenen Aufstand, der in Kiel begann. Am 5. November übernahm ein Matrosenrat im größten deutschen Flottenstützpunkt Wilhelmshaven die Macht. Die Revolution griff auf andere Hafenstädte und auch auf Garnisonen in den Binnenstädten über, die Arbeiterschaft schloß sich an, und es bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte. Am 7. November stürzte der bayerische König, am 9. November trat Reichskanzler Prinz Max von Baden unter dem Druck der Bevölkerung zurück, Wilhelm II. mußte abdanken, und der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann rief die Republik aus. Friedrich Ebert, der Führer der Mehrheitssozialdemokraten, übernahm die Regierungsgeschäfte.

Am 11. November 1918 wurde der Waffenstillstand, mit außerordentlich harten Bedingungen für Deutschland, von dem Zentrumspolitiker Matthias Erzberger in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiegne unterzeichnet. Der Erste Weltkrieg war beendet, und gleichzeitig hörte das Kaiserreich

auf zu existieren (vgl. Müller 1994, S. 213ff; Schulze 1996, S. 158ff; Ullmann, 1995, S. 228ff; Wehler 1994, S. 211ff).

Esther Schwarz

2. Militarismus in Deutschland

In der historischen Debatte wird der Begriff Militarismus unterschiedlich verstanden, wobei sich zwei Hauptrichtungen herauskristallisieren. Zum einen spricht man von politischem Militarismus, zum anderen von sozialem oder gesellschaftlichem Militarismus. In beiden Richtungen gibt es außerdem noch verschiedene Erscheinungsformen. Unter politischem Militarismus versteht man im Falle Deutschlands vor allem, daß das Militär eine tragende Rolle im politischen Gefüge des Reiches spielte, ein drittes Machtelement neben Regierung und Parlament bildete, sowie politische Entscheidungen beeinflußte. Unter sozialem Militarismus versteht man eine Gesellschaft, die einen militaristischen Lebensstil verinnerlicht hat bzw. deren Kernelement das Militär ist. Dazu gehört erstens die Entwicklung von Hilfsstrukturen, wie etwa paramilitärische Organisationen oder patriotische Vereine, zweitens die "Entwicklung eines ideologischen Systems, das den Krieg als unerläßlich und historisch notwendig ansieht und die Auffassung vertritt, daß ständige Bereitschaft zu gewaltsamen Konflikten Priorität vor anderen politischen Zielen zukommt" (Willems 1984, S. 15), sowie drittens die Verbreitung militärischer Verhaltensweisen in allen Bereichen der Gesellschaft. Außerdem steht das Militär an der Spitze der sozialen Prestigeskala (vgl. Dülffer/Holl 1986, S. 122-124; Nipperdey 1992, S. 201; Wehler 1985, S. 333f; Willems 1984, S. 11ff).

Im folgenden wird vor allem der gesellschaftliche Militarismus behandelt.

2.1 Die Entwicklung des Militarismus in Preußen bis zur Reichsgründung

Seine Wurzeln hatte der Militarismus im Mittelalter mit der Eroberung osteuropäischer Gebiete und der Herrschaft des Deutschritterordens. Vor allem die sozialen Vorbedingungen der Militarisierung gehen auf die Ordensherrschaft zurück, wie in einigen Parallelen deutlich wird. So war bereits hier der Staatsbegriff von der Unterordnung des Individuums unter die Staatsautorität geprägt, die feudalistische Sozialstruktur war ebenso schon angelegt wie die Ideale der strengen Disziplin und absoluten Loyalität (vgl. Willems 1984, 23 ff).

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts begannen sich Staat und Gesellschaft in Richtung Militarismus zu entwickeln. Die Entwicklung stehender Heere und die Revolutionierung der Kriegskunst brachten einige Veränderungen mit sich. So war beispielsweise ein größeres und besseres Offizierskorps erforderlich, ebenso wie die umfangreichere Bereitstellung wirtschaftlicher Mittel. Die Anwendung von Wissenschaften auf die Kriegsführung und eine militärische Rangordnung entwickelten sich. Außerdem wurde das Prinzip der Massensubordination eingeführt, d.h. die vollkommene Anerkennung aller Befehle, ohne weiter darüber zu sprechen oder sich dagegen aufzulehnen. Vor allem aber änderte sich im Absolutismus die Rolle des Adels: Der Adel, der sich bisher der Vereinnahmung durch den Herrscher widersetzt hatte, wurde nun zum "Dienstadel", der "seine Interessen mit denen des Staates zu identifizieren bereit war, und zwar im Austausch für ehrenvolle und einträgliche Positionen." (Willems 1984, S. 30). Eine Militärlaufbahn gewann zunehmend an Attraktivität und festigte zudem das Abhängigkeitsverhältnis zum König. Dienstgehorsam, Königstreue und Todesverachtung waren elementare Bestandteile des Ehrbewußtseins eines Offiziers. Um diese Zeit entstanden auch Kadettenanstalten, in denen diese Werte dem Offiziersnachwuchs vermittelt wurden. Indem der Adel zur Militärelite wurde, vertiefte sich die soziale Kluft zu den Schichten, deren Mitglieder die Mannschaftsgrade stellten. Im Absolutismus entwickelten sich auch Justizsystem und Bürokratie wieter und nahmen in ihren ideologischen und strukturellen Elementen militärische Denk- und Handlungsweisen an. Diese Entwicklung ist in erster Linie auf die Bemühungen zurückzuführen, unzusammenhängende Territorien zu einem einheitlichen Staatengebilde zu machen. Dabei wurde in der Armee "das Schlüsselelement politischer Integration" (Willems 1984, S. 34) gesehen. Der Trend zu einer militaristischen Gesellschaft wurde unter Friedrich Wilhelm I. (1713-1740) entscheidend weitergetrieben, indem dieser "militärische Verhaltensweisen als Modell für die Bürokratie einführte, aber auch ganz allgemein für alle Sektoren der Gesellschaft, die nichts mit militärischen Angelegenheiten zu tun hatten." (Willems 1984, S. 42; vgl. Willems 1984, S.28ff)

Der Soldat wurde geehrt, während der Zivilist geringschätzig behandelt wurde. Durch höhere Anforderungen an das Offizierskorps entstanden Pflichten und Berufsleistungen, die die ganze Persönlichkeit im Dienst des Königs forderten. Auch das Privatleben der Offiziere unterlag verschiedenen Arten der Kontrolle, beispielsweise brauchten sie eine Heiratserlaubnis. Insgesamt wurde unter Friedrich Wilhelm I. ein höchst homogener und ehrbewußter Offiziersstand geschaffen, der sich "durch gleiche soziale Herkunft, gleiche Wertvorstellungen und Verhaltensweisen und gleiche Rechte und Pflichten auszeichnete." (Willems 1984, S. 43)

Auch die überwiegend ländliche Gesellschaft Preußens wurde militarisiert. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch den Umstand, daß die Struktur des Heeres nicht bloß ein Spiegel der Sozialstruktur war, sondern daß auf die Kaserne das Schichtensystem der preußischen Agrargesellschaft übertragen wurde. Dabei entsprachen landgebundene Hörige den einfachen Soldaten, Bauern den Unteroffizieren und Junker den Offizieren. Die Unterordnung der Hörigen und Bauern unter den Gutsherren war die gleiche wie die Unterordnung der Soldaten unter die Offiziere. Zudem waren Gutsherr und Offizier oft ein und dieselbe Person, deren absolute Autorität nicht zu unterschätzen war. Aber auch in den Städten schritt der Militarismus voran. Bis 1721 waren alle Truppen vom Land in die Stadt verlegt worden, wo sie zunächst noch nicht in Kasernen, sondern in Privatquartieren untergebracht waren. Die ständige Anwesenheit und das zunehmende Wachstum des Militärs führte zu zahlreichen Verknüpfungen mit der Stadtbevölkerung im sozialen und wirtschaftlichen Bereich. Das Bürgertum in den Garnisonsstädten neigte dazu, sich den Wertvorstellungen des Militäradels anzupassen. Die wirtschaftliche Verknüpfung und die Übernahme der Wertvorstellungen setzten sich im weiteren Verlauf der Geschichte fort und nahmen größere Ausmaße an (vgl. Willems 1984, 46ff).

Die Bürokratie in einem Staat, der sich in einem militärischen Kontext begriff, wies ebenfalls militärische Verhaltensmuster auf. Aufgabe der Administration war, "die Armee zu erhalten und zu vermehren." (Willems 1984, S. 52) Die bürokratische Hierarchie fußte auf dem Modell der Armee und war in militärischer Weise organisiert. Von Beamten, die in der sozialen Rangordnung direkt unter dem Militär rangierten, wurde wie von Offizieren Königstreue, Gehorsam und strikte Disziplin erwartet. Zur Militarisierung des Beamtentums trug außerdem der Umstand bei, daß Offiziere zu nichtmilitärischen Funktionen in der Verwaltung und königlichen Kommissionen

herangezogen wurden. Zudem erhielten dienstunfähige Offiziere zivile Verwaltungsposten (z.B. Steuereinnehmer, Polizeibeamte, Inspektoren, Lehrer, Landräte etc.). Die Gerichtsbarkeit wies ebenfalls Verknüpfungen mit dem Militärwesen auf. 1723 wurden in Preußen zivile und militärische Verwaltung zusammengelegt und damit Bürokratie und Militär strukturell und ideologisch gleichgesetzt (vgl. Willems 1984, 52ff).

Im 18. Jahrhundert festigten sich die sozialen Verhältnisse innerhalb der Armee. Die soziale Kluft zwischen Offizieren und einfachen Soldaten war nach wie vor unüberbrückbar. Allerdings gab es neben dem Abstammungsadel, der traditionell das Offizierskorps stellte, auch Offiziere aus dem Dienstadel, d.h. Personen, die aufgrund ihrer Verdienste vom König geadelt wurden. Vor allem die mehr technologische Waffengattung der Artillerie war eine Domäne bürgerlicher Offiziere. In ihrem sozialen Umgang versuchten sich adelige Offiziere vom Bürgertum und Dienstadel abzugrenzen, während diese sich gleichzeitig bemühten, sich mit dem Lebensstil und der Denkweise des Junkertums zu identifizieren und vom Adel akzeptiert zu werden (vgl. Willems 1984, S.54f).

Anfang des 19. Jahrhunderts änderte sich durch die Niederlage der Militärmacht Preußen unter Napoleon der Charakter des Militarismus. Eine militantere Form kam auf, die den Krieg "als einzig vertretbare und würdige Reaktion auf die Fremdherrschaft ansah (...). Ein glorreicher Untergang war einer ehrlosen Knechtschaft vorzuziehen. Unabhängig von Sieg oder Niederlage wurde der Krieg als ehrenhaft, glorreich und unvermeidlich hingestellt." (Willems 1984, S. 58) Neu war auch die Kombination von Nationalismus, Rechtschaffenheit, religiösen Gefühlen und Kriegshetze, die von da an die ideologische Grundlage des Militarismus bildete. Diese Entwicklung zeichnete sich auch in den anderen deutschen Staaten ab (vgl. Willems 1984, S. 58).

Um diese Zeit formulierte Carl von Clausewitz, der preußische Offizier und Kriegstheoretiker, den Gedanken, daß Krieg die bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei. Die Sichtweise, Krieg als politisches Instrument zu betrachten, hatte die Konsequenz, daß es die Pflicht des Staates war, für einen unvermeidlichen Krieg mit allen Mitteln gerüstet zu sein (vgl. Willems 1984, S.59f).

Eine demokratische Reformbewegung im Zuge der Freiheitskriege (1813-1815) scheiterte an der Macht des Obrigkeitsstaates. Es gelang nicht, die Sozialstruktur radikal zu verändern – ein Umstand, der zur Erhaltung und Weiterentwicklung des Militarismus' beitrug. Ein bedeutender Aspekt der Heeresreform war 1860 die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der bislang verhaßte Wehrdienst wurde humanisiert und zu einer Ehrensache für jeden Staatsbürger gemacht. Eine weitere Neuerung war, daß nun auch keine soziale Klasse oder Gruppe, wie bisher die Juden, vom Wehrdienst befreit war. Allerdings blieben Klassenprivilegien auch weiterhin in der Armee erhalten. So gab es den "einjährigen Freiwilligendienst" für Männer aus dem Bildungsbürgertum, der auch im zivilen Berufsleben Vorteile verschaffte. Bedeutsam war die allgemeine Wehrpflicht auch für die Militarisierung der Gesellschaft. Ziel war es, auch im nichtmilitärischen Bereich militärische Verhaltensmuster und ideologische Orientierung zu übernehmen, dadurch dauernde Anpassung an den Obrigkeitsstaat zu erreichen. Mit den Worten des späteren Kaisers Wilhelm I.: "Es kommt (...) darauf an, den zum Heer Einberufenen soweit als nur möglich aus seinen bürgerlichen Lebensgewohnheiten zu entfernen, ihn gewissermaßen mit Leib und Seele zum Soldaten zu machen. Er soll nicht nur ,gut gedrillt' und ,anexerziert' werden (...), sondern den Geist des Berufssoldatentums für ein ganzes Leben in sich aufnehmen." (Zitiert nach Willems 1984, S. 62, vgl. Willems 1984, S. 60ff)

Bei der Reform des Heerwesens 1860 wurde die Armee als einer der Stände definiert, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzen würde, mit dem einzigen Unterschied, daß dieser Stand durch einen Treueeid verpflichtet war, politische Meinungsäußerung und Kritik aufzugeben. "Die Unterordnung war (...) bedingungslos, und keine zivile Verpflichtung durfte die Loyalität und den Gehorsam dem König gegenüber in Frage stellen." (Willems 1984, S. 70) Mit der Gründung des Kaiserreiches wurde die Loyalität dem Monarchen gegenüber noch verstärkt, vor allem zu Zeiten Wilhelms II., da der Kaiser oberster Kriegsherr war und sich mit einem Gefolge von Offizieren umgab, deren "ultrakonservative Haltung den Traditionskult und den sozialen Vorrang des Militärs symbolisierte." (Willems 1984, S. 71; vgl. Willems 1984, S. 70ff)

Auch der preußische Generalstab, der im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr an Einfluß gewann, verstand sich in dem Bestreben, "die Kriegsbereitschaft der Nation ständig auf dem höchstmöglichen Niveau zu halten." (Willems 1984, S. 63) Begründet wurden diese Anstrengungen damit, daß Deutschland aufgrund seiner geographischen Lage einen Nachteil habe, den nur ein hoher Grad an Kriegsbereitschaft ausgleichen könne. Mit zunehmender Industrialisierung und Technisierung der Kriegführung gewann der

Generalstab zunehmend an Macht, da er als einzige Institution das notwendige Know-how der Kriegsführung monopolisiert hatte. Zudem bestand eine enge Verbindung zum Kaiser, dem der Generalstab alleine verantwortlich war. Der Generalstab übte einen stark integrierenden Einfluß auf das Militärwesen und indirekt auch auf die Militarisierung der Gesellschaft aus, indem er eine systematische Grundlage zur Ausbildung von Offizieren schaffte, die Kriegsführung auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte und neues Wissen und neue Techniken förderte, sowie Aktionen auf lange Sicht plante. Durch die Ausrichtung und Zielsetzung dieser Institution wurde die Bejahung des totalen Krieges und der ständigen Kriegsbereitschaft gefördert. "In Deutschland [wurde] der Krieg allgemein als ebenso unvermeidlich betrach-



tet (...) wie etwa Naturkatastrophen. Unter gewissen Bedingungen gab es angeblich keine Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern lediglich zwischen unterschiedlich wirksamen Mitteln und Wegen, den Krieg zu gewinnen." (Willems 1984, S. 68f; vgl. Willems 1984, S. 63-69)

2.2 Militarismus im Kaiserreich

Alle politischen und gesellschaftlichen Wandlungen, die die Gründung des Deutschen Reiches und die Industrialisierung mit sich brachten, änderten nichts an der einflußreichen Rolle des Militärs. Die Armee wurde weiterhin "als monarchische Gefolgschaft, nicht als allgemeine Einrichtung des Staates verstanden." (Willems 1984, S. 81) Sie war die be-

waffnete Stütze und der Hauptpfeiler der Regierung. Das Militär stand seiner inneren Struktur nach außerhalb der Verfassung und war somit der parlamentarischen Mitbestimmung und Kontrolle weitgehend entzogen. Durch diese Sonderstellung lag die Kommandogewalt allein beim Kaiser, der oberste militärische Autorität war. Generäle, Generalstab und Kriegsminister standen in unmittelbarem Verhältnis zum Kaiser, der sich ihrer Bedürfnisse

mithilfe eines Militärkabinetts annahm, ohne den Reichstag mit einzubeziehen. Unter Wilhelm II. waren die Chefs des Militär- und Marinekabinetts die eigentlichen Machtträger. Dem "persönlichen Regiment" des Kaisers entsprach auch die Auffassung, daß sich Zivilisten (d.h. das Parlament) nicht in militärische Angelegenheiten einzumischen hätten und daß die Politik nach militärischen Vorstellungen gestaltet werden solle. "Der Kaiser stand an der Spitze der militärischen Hierarchie, und seine Macht war de jure und de facto identisch mit der Macht des Heeres. Alle militärischen Entscheidungen des Kaisers waren eo ipso Entscheidungen der Armee. Die Monarchie und die Armee waren integrale Komponenten derselben politischen Struktur, eine Tatsache, die die übliche Unterscheidung zwischen Zivilregierung und militärischer Institution fast bedeutungslos macht". (Willems 1984, S. 82, Hervh. im Original) Neben dem Kaiser gab es kein oberstes Beratungs- und Entscheidungsgremium, das eine Kontrollfunktion hätte ausüben können. Daher gab es des öfteren eine Sonderpolitik von Militärinstanzen an den eigentlich zuständigen Instanzen vorbei. Dem Reichstag oblag eine Mitwirkung in Militärangelegenheiten, wenn es um Ausgaben, Präsenzstärke, Gestaltung und Dauer der Wehrpflicht oder um Militärstrafrecht ging. Das Parlament setzte den steigenden Militärausgaben keinen Widerstand entgegen und trug sie freiwillig mit. In der öffentlichen Meinung fanden die Ausgaben für das Militär ebenfalls wachsende Zustimmung. Die feudale und konservative Weltanschauung des Junkertums war unverändert weit verbreitet im Adel und bei den Bürgern. Obwohl adelige Offiziere sich selber als unpolitisch verstanden und eine eher überhebliche Haltung der Parteipolitik gegenüber einnahmen, übten sie dennoch durch ihre enge Allianz mit dem Kaiser politische Macht aus. Der Adel spielte in dieser Struktur eine wichtige Doppelrolle, da er fast alle führenden Positionen in der Armee besetzte und die Monarchie unterstützte (vgl. Nipperdey 1992, S. 202ff; Willems 1984, S. 81ff).

Im Kaiserreich gab es zwei verschiedene Strömungen des Militarismus, den konservativen und den bürgerlichen, deren Anhänger auch die Parlamentspolitik mitbestimmten. Der konservative Militarismus hatte eine längere Tradition und wurde vor allem von den traditionellen, vorindustriellen Eliten, z.B. den ostelbischen Großgrundbesitzern, vertreten, deren Ziel es war, den sozialen und politischen Status quo zu erhalten. Dabei wurde die Armee als letztes und entscheidendes Bollwerk zur Verteidigung des alten Privilegiensystems gesehen, da sie adeligen Offizieren die besondere soziale Stellung garantierte und ein innenpolitisches Machtinstrument war. Der konservative

Militarismus richtete seine Bestrebungen vor allem darauf, die innenpolitische Zuverlässigkeit der Armee durch den Erhalt der sozialen Homogenität des Offizierskorps zu garantieren. Daher wehrten sich die Anhänger dieser Strömung auch vehement gegen eine Vergrößerung der Armee. Die Vertreter dieser Richtung verherrlichten zwar den Krieg von 1870/71, waren jedoch keine offenen Kriegstreiber, sondern schreckten eher vor einem "Volkskrieg" zurück, da sie unübersehbare Folgen für den Fortbestand der gesellschaftlichen Ordnung befürchteten (vgl. Dülffer/Holl 1986, S. 128ff).

Mit der Industrialisierung wandelte sich nicht nur das Heereswesen, sondern es bildete sich auch gesellschaftlich eine neue Elite aus der Unternehmerschicht heraus, die neben der traditionellen Elite politische Machtstellungen besetzte. Neben den nationalen Verbänden (z.B. Alldeutscher Verband, Deutscher Wehrverein) und der Nationalliberalen Partei waren vor allem Vertreter der neuen Elite Anhänger des bürgerlichen Militarismus. Während die traditionelle Elite nur widerstrebend von ihren vorindustriellen Wertvorstellungen und Verhaltensweisen Abstand nahm, propagierte die neue Elite aufgrund ihrer wirtschaftlichen Interessen einen imperialistischen Expansionismus. Sie forderte eine "kraftvolle äußere Politik" und den Ausbau des Reiches zur Weltmacht. Zu diesem Zweck unterstützten sie einen massiven Ausbau der Armee und eine aggressive Aufrüstung. Die Streitkräfte sollten zum Instrument des Imperialismus umfunktioniert werden. Der bürgerliche Militarismus war auch für eine Beseitigung aller Privilegien, die die militärische Effizienz behinderten. "Imperialismus, Militarismus und Kriegsbereitschaft wurden nunmehr offener denn je als Instrumente für einen Umbau von Staat und Gesellschaft zu einem effizienten bürgerlichen Machtstaat erklärt." (Dülffer/Holl 1986, S. 135) Krieg war kein notwendiges Übel, sondern ein willkommenes Mittel, um das deutsche Volk reif für Veränderungen zu machen (vgl. Dülffer/Holl 1986; S. 132; Nipperdey 1992, S. 218). Daher zeigte sich eine deutliche Bereitschaft, militärische Konflikte zu riskieren. Bei allen Unterschieden hatten beide Richtungen eine antidemokratische, monarchistische und militaristische Haltung gemeinsam. Die neue Elite versuchte, den Lebensstil der alten nachzuahmen und übertrug militärische Verhaltensweisen auf Arbeiterschaft, Schule, Familie, Gemeinde und soziales Umfeld.

Die Tatsache, daß Preußen die Einigungskriege 1864 - 1871 siegreich beendet hatte, trug dazu bei, daß alles Militärische in der Gesellschaft hochgeschätzt wurde. Das Offizierskorps erfuhr einen enormen Zuwachs an Pre-

stige. Selbst viele liberale Antimilitaristen änderten im Laufe der Zeit ihre Haltung zu fast uneingeschränkter Unterstützung. Die Kritik am Militär nahm rapide ab, und militärische Wertvorstellungen und Leitbilder breiteten sich aus. "Der forsche Kasinoton und das schneidige Auftreten, Disziplin und Strammstehen wurden auch im Zivilleben selbstverständlich." (Ullrich 1999, S. 398) Die Uniform als Statussymbol verlieh dem Träger Autorität. Beispielsweise trugen alle Reichskanzler im Reichstag Uniform, und man wich vor Offizieren auf dem Bürgersteig aus. Die gesellschaftliche Stellung des Militärs wurde auch durch die Tatsache verdeutlicht, daß der Reichskanzler Bethmann Hollweg als Major an der königlichen Tafel unterhalb der Obersten und Generäle plaziert wurde. Die Mehrheit der Bevölkerung reagierte auf das hohe Ansehen der Offiziere mit Servilität und nahm Anmaßungen von Seiten des Militärs stillschweigend hin (vgl. Ullrich 1999, S. 397f; Nipperdey 1992, S. 233ff; Wehler 1985, S. 333f).

Das Offizierskorps selbst sah sich als eigener Stand, und zwar als erster Stand im Staat. Es verstand sich als Elite und war bestrebt, seine soziale Exklusivität zu erhalten. "Der Stolz jedes Deutschen ist die Armee, die Blüthe des Volkes. Deutschlands Heer – Deutschlands Ehr! Der ausgezeichnetste Theil aber, die Elite des Heeres, ist das Offizierskorps." (Militär-Wochenblatt Juli/August 1889, zitiert nach Ritter 1992, S. 92) Von anderen Ständen hielt das Offizierskorps sich nach Möglichkeit fern. "In der ranggeschichteten deutschen Gesellschaft beanspruchten sie immer, bei jedem öffentlichen oder halböffentlichen Ereignis und Vorgang, bis ins Private hinein einen Vorrang." (Nipperdey 1992, S. 224) Das Offizierskorps hatte ein unmittelbares Verhältnis zum Kaiser, dem es durch den Treueeid fest verbunden und veroflichtet war. Die Offiziere nahmen für sich in Anspruch. Fels und Garant für die Existenz der Nation und der Monarchie zu sein. Sie hatten ein eigenes Weltbild und Wertgefüge, zu dem ein neofeudalistischer Ehrenkodex gehörte. Außerdem zeichnete sie ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl und ein eingeschworener Korpsgeist aus. "Die dem Urgedanken des Offizierstandes entstammenden Gesinnungen sind: dynastischer Sinn, unbedingte Treue gegen der Person des Monarchen, erhöhter Patriotismus, Erhaltung des Bestehenden, Vertheidigung der seinem Schutze anvertrauten Rechte seines Königs und Bekämpfung vaterlandsloser, königsfeindlicher Gesinnung etc. Die erste Pflicht, (...), zugleich die Grundbedingung seiner Existenz, ist die Treue." (Militär-Wochenblatt Juli/August 1889, zitiert nach Ritter 1992, S. 93)

Obwohl sich das Offizierskorps sehr darum bemühte, seine Exklusivität und Homogenität zu erhalten, konnte es doch eine "Verbürgerlichung" nicht verhindern. Der wachsende Anteil von bürgerlichen Offizieren hatte vor allem zwei Gründe: zum einen die steigende Zahl von Offiziersstellen, zum anderen die wachsenden Bildungsanforderungen an das Militär. Allerdings war die "Verbürgerlichung" relativ, da der Adel in den verschiedenen Rangordnungen immer noch die Spitzenpositionen besetzt hielt. So war der Adel in renommierten Waffengattungen, wie z.B. der Kavallerie, oder in angesehenen Garderegimentern und Garnisonen überproportional hoch vertreten. Bei der Auswahl von bürgerlichen Offizieren wurden die Söhne von Beamten, Akademikern, Gutsbesitzern und Offizieren vorgezogen, während Söhne von Kaufleuten, Unternehmern und Kleinbürgern unerwünscht waren. Auch die Konfession spielte eine Rolle: Evangelische stammten am ehesten aus dem "richtigen" preußisch-nationalen Milieu, während man Katholiken für unloyal hielt. Auch gab es Bemühungen, Juden aus dem Offizierskorps fernzuhalten. Von 1878 bis 1910 gab es keine jüdischen Berufsoffiziere im preußischen Heer, 1911 nur 21 jüdische Reserveoffiziere. Die oben genannten Auswahlkriterien für Offiziere sollten eine monarchistische, nationalistische und konservative Gesinnung sowie eine absolute politische Loyalität innerhalb des Offizierskorps sichern helfen (vgl. Nipperdey 1992, S. 219ff; Wehler 1985, S. 335ff).

Ein wichtiges Bindeglied zwischen Gesellschaft und Militär bildeten die Reserveoffiziere. Söhne aus besitz- und bildungsbürgerlichen Schichten hatten das Privileg, statt der üblichen drei Jahre Militärdienst (ab 1893 zwei Jahre) nur ein Jahr dienen zu müssen. Außerdem hatten sie die Möglichkeit, das Reserveoffizierspatent zu erwerben, was ihnen eine Teilhabe am hohen Sozialprestige verschaffte. "Der preußische Leutnant ging als Gott, der bürgerliche Reserveleutnant wenigstens als Halbgott durch die Welt." (Ullrich 1999, S. 400) Die Institution des Reserveoffiziers trug dazu bei, noch vorhandene Vorbehalte gegen das Militär innerhalb des Bürgertums abzubauen, sowie militärische Wertvorstellungen im Zivilleben zu verbreiten und die Sonderstellung des Militärs zu festigen (vgl. Ullrich 1999, S. 400; Nipperdey 1992, S. 230ff).

Der Militärdienst der einfachen Soldaten bestand vor allem aus sturem Drill, strenger Disziplin und viel Schikane. Das wichtigste Ziel war, neben der Ausbildung an den Waffen, die Erziehung zu absolutem Gehorsam und die Vernichtung jeglicher Individualität und Spontaneität. Das Heer wurde oft als "Schule der Nation" bezeichnet, denn Disziplinierung, Erziehung zu Königstreue und Indoktrination wirkten über die Kaserne hinaus. Ein zeitgenössischer Autor drückte es folgendermaßen aus: "Die meisten der Rekruten sind, wenn sie am Ende ihrer Dienstzeit das Heer verlassen, in jeder Hinsicht kräftigere Männer als zur Zeit ihres Eintritts. Die beständige Ausdehnung des deutschen Handels und der deutschen Bevölkerung innerhalb der letzten 20 Jahre gibt den besten Beweis dafür, daß militärische Manneszucht, weit entfernt, individuellen und nationalen Fortschritt zu hindern, im Gegenteil demselben dien-Methode Ordnung, lich und



Mäßigkeit und Ausdauer, Vereinigung und Unternehmungsgeist, das sind die Tugenden, die in Werkstätte, im Studierzimmer, in Contoir oder im Feldlager den Erfolg im Leben fördern." (Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Berlin 1885; zitiert nach Willems 1984, S. 86) Auch wenn Soldatenmißhandlungen häufig waren, behielten die meisten ihren Militärdienst in angenehmer Erinnerung (vgl. Wehler 1985, S. 336f; Ullrich 1999; S. 400; Nipperdey 1992, 226ff).

Selbst die deutschen Sozialdemokraten, die im Kaiserreich als Staatsfeinde verschrien waren, setzten dem Militarismus keinen nennenswerten Widerstand entgegen. Obwohl die SPD in ihrer öffentlichen Rhetorik ständig vor dem Militarismus warnte, waren viele ihrer Anhänger insgeheim von ihm fasziniert. Für die einfachen SPD-Mitglieder bedeutete der Militärdienst nicht nur Zwang und Schikane, da er oft der einzige Lebensabschnitt war, in dem sie der Monotonie der Fabrikarbeit entkommen und neue Erfahrungen machen konnten. Häufig waren gerade Sozialdemokraten tüchtige Soldaten, die eine erfolgreich bestandene Militärzeit als Bewährungsprobe ihrer Männlichkeit auffaßten und sich gerne daran erinnerten. Außerdem beeinflußte neben der Zeit in der Armee auch die Erziehung in der Volksschule die Haltung der Arbeiterbewegung zum Militär (vgl. Ullrich 1999, S. 403f).

Eine zentrale Rolle für die Verbreitung und den Erhalt des Militarismus in der Gesellschaft spielte die Erziehung, die in verschiedenen Bereichen vermittelt wurde. Dazu gehörten Schulen und Hochschulen, der Militärdienst, Kriegervereine und paramilitärische Jugendverbände. Eine wichtige Grundlage bildete der "Glaube an den Wert der Armee, an "soldatische Tugenden" und an militärische Verhaltensmuster in sämtlichen Lebensbereichen". (Willems 1984, S. 86) Die Kinder wuchsen in der Bewunderung alles Militärischen auf, was sich auch in ihrem Spielzeug und ihren Spielen ausdrückte. Schule und Familie bemühten sich, der Jugend militärische Tugenden wie Disziplin und unbedingten Respekt vor Autorität beizubringen. Die Aufgabe aller Erwachsenen war es, in erster Linie für die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung unter den Jugendlichen zu sorgen. Dieses gemeinsame Ziel der Erwachsenen trug laut Willems "mehr zur Entwicklung der disziplinarischen Grundlagen des Militarismus bei als die jährliche Runde patriotischer Veranstaltungen (....) oder der Geschichtsunterricht und der militärische Drill in den Turnstunden". (Willems 1984, S. 86) Auch der Lehrplan aller Schulformen betonte patriotische und militärische Tugenden und verfolgte die Devise "Lerne vom Militär" (d.h. in Bezug auf Körperhaltung, Disziplin, Ordnung und Gehorsam). Lehrer wurden vielfach als "halb Feldwebel, halb Stubengelehrte" empfunden (Ullrich 1999, S. 399). Der Konsens in Erziehungsfragen bildete ebenfalls im Berufsleben die Grundlage für die bestehende Hierarchie im Betrieb, und es lag im Interesse der Industriellen, durch die Erziehung eine folgsame Arbeitnehmerschaft zu erhalten (vgl. Ullrich 1999, S. 398f; Willems 1984, 85ff; Wehler 1985, 338f).

Unter den deutschen Professoren gab es keine einheitliche Haltung zum Militarismus, doch fand er auch hier eine breite Unterstützung. Gerade die Hochschullehrer hatten einen starken Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf die Vermittlung von Werten. Militärische Fragestellungen fanden sich auch in fachwissenschaftlichen Arbeiten vieler wissenschaftlicher Disziplinen. Insbesondere bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde der Militarismus von Professoren ideologisch unterstützt, indem sie sich an der Propaganda beteiligten, den Krieg rechtfertigten und ihm einen Sinn zu geben suchten. So wurde beispielsweise die Gefährdung des Militärs als Gefährdung der deutschen Gesellschaft dargestellt, vom Krieg wurde gesagt, daß er einen reinigenden, belebenden und einigenden Einfluß auf die Gesellschaft habe und ein regulierender Faktor der Geschichte sei. Studentenverbindungen waren begeisterte Anhänger der militärischen Elite und imitierten deren Verhaltensweisen (vgl. Willems 1984, S. 85ff; Dülffer/Holl 1986, S. 74ff).

Kriegervereine, die sich in fast jeder deutschen Stadt und auch auf dem Land fanden, spielten eine bedeutende Rolle im gesellschaftlichen Leben des Kaiserreiches. Ludwig Quidde bezeichnete sie 1893 als "wirksamstes Mittel, die kleinbürgerliche Gesellschaft mit dem Geiste des Militarismus zu durchdringen" (zitiert nach Ullrich 1999, S. 401; vgl. Dülffer/Holl 1986, S. 100). Da die Kriegervereine weit verbreitet waren und eine enorm hohe Mitgliederzahl¹ aufwiesen, hatten sie einen großen Anteil an der Nationalisierung und Militarisierung breiter Bevölkerungsschichten. Die Vereine kultivierten die Erinnerung an den Krieg von 1870/71 und widmeten sich der Pflege des Nationalbewußtseins und der national-militärischen Gedanken- und Gefühlswelt. Der Treueeid des Soldaten gegenüber seinem Befehlshaber spielte eine wichtige Rolle, auch über den Militärdienst hinaus ("die Armee des Kaisers im Bürgerrock"; Dülffer/Holl 1986, S. 105). Militärische Ordnungs- und Wertvorstellungen wurden grundsätzlich anerkannt und auf das bürgerliche Leben übertragen, die Unterstellung unter die hierarchische Ordnung und Disziplin geschah freiwillig. Das Auftreten der Kriegervereine in der Öffentlichkeit hatte einen stark zeremoniellen Schaucharakter und war gekennzeichnet durch militärische Paraden, Salutieren, Kommandos, Musik und Böllerschüsse. Vor allem die Fahnen hatten eine große symbolische Bedeutung. "Die Fahne erfüllt gewiß gar manche mit dem heiligen Schauer militärischen Subordinationsgefühls, und wenn der Verein sich dann hinter ihr im Zuge ordnet, in Reih und Glied aufmarschiert, in ganz anders straffer Haltung als das schlampige Zivil, (...), da mag man sich wohl vorkommen als etwas, was berufen ist, in der bürgerlichen Gesellschaft eine ganz besondere Rolle zu spielen." (Ludwig Quidde 1893, zitiert nach Ullrich 1999, S. 402) Oft traten Veteranen und aktive Militärs auch gemeinsam auf. Die Kriegervereine traten mehrmals im Jahr bei Feiern in das Bewußtsein der Öffentlichkeit und gehörten quasi mit zum Alltag. "Durch die Häufung der Feste und das dadurch bewirkte ständige Wiederholen militärischen Rituals, Zeremoniells und (...) Vokabulars entstand in den meisten Orten und Städten ein beinahe alltägliches, vom militärischen Geiste durchdrungenes militärisches Festmillieu, eine Art Festalltag mit Kasernenhofstimmung." (Dülffer/Holl 1986, S. 108) Dies verfehlte natürlich nicht seine Wirkung auf die Bevölkerung des Festortes, aber auch auf die Veteranen selber. Wilhelm I. bezeichnete schon 1875 die Kriegervereine als ein "nicht hoch genug einzuschätzendes Mittel (...), um die loyale Gesinnung, deren Pflege zu den traditionellen

¹ In den Kriegervereinen waren mehr Personen organisiert als in den übrigen Verbänden zusammen; 1913 betrug die Mitgliederzahl 2,8 Millionen.

Aufgaben unserer Armee gehört, auch über die Dienstjahre hinaus, in den unteren Mittelklassen rege zu erhalten". (Dülffer/Holl 1986, S. 109) Außerdem waren die Kriegervereine als Bollwerk gegen die SPD gedacht. Die Armee unterstützte die Vereinsaktivitäten durch die Bereitstellung von Waffen, Werbekampagnen unter den Rekruten und durch beratende Hilfe bei den Schulungen von Jugendlichen in den Jugendvereinen der Organisation (vgl. Dülffer/Holl 1986, S. 99ff; Ullrich 1999, S. 401f; Nipperdey 1992, S. 232f).

Die protestantische Kirche war von Beginn an eng mit dem Staat verbunden und unterstützte dessen Bemühungen, indem sie den Staat rechtfertigte und Untertanengehorsam predigte. Außerdem gab sie dem Nationalismus nach und nach eine religiöse Dimension. Allmählich entwickelte sich innerhalb der Kirche eine zunehmende Bereitschaft und Begeisterung für den Krieg, durch den Deutschland die anderen Völker erziehen würde. Bei Beginn des Ersten Weltkrieges waren viele Protestanten überzeugt, für eine gerechte Sache zu kämpfen und Gott als Alliierten auf der Seite Deutschlands zu haben. Die katholische Kirche war dem Staat gegenüber distanzierter, nahm jedoch nach Ende des Kulturkampfes auf der Suche nach Anerkennung eine deutlich nationalistische Haltung ein, wenn auch nicht so stark wie die protestantische Kirche. Kriegsbegeisterung war nur latent vorhanden, allerdings waren auch die Katholiken "bereit, wenn der Kaiser uns ruft, Gut und Blut zu opfern für das Vaterland". (Dülffer/Holl 1986, S. 63; vgl. Düllfer/Holl 1968, S.33ff)

Auf die Beziehung der Wirtschaft zum Militarismus soll an dieser Stelle nur kurz eingegangen werden. Schon vor der industriellen Revolution bestand eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen Wirtschaft und Heereswesen, das sich verstärkte, je komplexer sich Technologie und Militärwesen entwickelten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Abhängigkeit so stark geworden, daß die Rüstungspolitik einen Absatz der Investitionen in die Rüstungsindustrie gewährleisten mußte. Großindustrielle und Militärs befürworteten gleichermaßen eine imperialistische Politik. Vor allem die Kriegsflotte symbolisierte das Streben Deutschlands als Weltmacht (vgl. Willems 1984, S. 95ff).

Andrea Djuren / Nicole Hummel

3. Entwicklungslinien des Antisemitismus bis zum Ende des Kaiserreiches

"Im Unterschied zu anderen Religionen war die christliche nicht eine unter vielen. Sie war die wahre und allein gültige Religion. Wer sich nicht in ihren Schoß begab, war entweder unwissend oder verblendet." (Raul Hilberg 1994, S. 11)

Andrea Djuren

3.1 Die Geschichte des Antisemitismus in der Entstehungsphase bis zum frühen 19. Jahrhundert

Die Geschichte der Verfolgungen der Juden durch die Christen, der Diskriminierungen aufgrund von Rasse oder Religion, der immer wieder aufbrechenden Judenfeindschaft aus wirtschaftlichen Gründen, der antijüdischen Hetze, kurz: die Geschichte des Antisemitismus, läßt sich bis in die Antike zurückverfolgen. Sie erreichte, nachdem sie während der Jahrhunderte nicht zuletzt durch die gesetzliche Verankerung ihre offizielle Anerkennung seitens der christlichen Bevölkerung fand, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihren traurigen Höhepunkt: den Holocaust.

Die religiös motivierte Diskriminierung begann bereits im 4. Jahrhundert nach Christus; fortan sahen die Christen die Juden als die Mörder ihres Heilands, Jesu Christi, an, und mittels zahlreicher restriktiver Maßnahmen der katholischen Kirche wurde ein erheblicher Eingriff in das Leben der in Europa lebenden Juden vorgenommen. Die "Synode von Elvira" aus dem Jahre 306 sieht ein "Verbot der Ehe und des geschlechtlichen Verkehrs zwi-

schen Christen und Juden" (Hilberg 1994, S. 17¹) vor, und die im Jahre 535 verfaßte "Synode von Clermont" (ebd.) versagte den Juden per Gesetz die Bekleidung eines öffentlichen Amtes; fortan war es ihnen untersagt, sich während der Karwoche auf der Straße zu zeigen (ebd., 3. Synode von Orleans, 538) und gemäß des "4. Lateranischen Konzils" aus dem Jahre 1215 (Hilberg 1994, S. 18) mußten Juden ein Unterscheidungszeichen an ihrer Kleidung tragen, wobei hier ein Erlaß des Kalifen Omar II, der in den Jahren 634-44 verfaßt wurde, als Vorbild genutzt wurde, "wonach Christen blaue und Juden gelbe Gürtel zu tragen hätten." (ebd.). All diese Maßnahmen und Gesetzestexte zielten in erster Linie auf die strikte Trennung zwischen jüdischem und christlichem Leben ab; man wollte keinerlei Vermischung der beiden Religionen ,riskieren' und akzeptierte nur denjenigen "Juden", der sich zur Konversion entschlossen hatte; letztlich konvertierte aber nur eine geringe Zahl Juden zum christliche Glauben. Die "Missionsversuche" seitens der katholischen Kirche sollten sich noch über die nachfolgenden Jahrhunderte erstrecken.

Im Mittelalter focussierte sich die Feindschaft der Christen in einem weit größerem Ausmaß auf die Juden. Dies zeigte sich in der Anschuldigung, daß sie der Brunnenvergiftung bezichtigt wurden, und als die "Schwarze Pest" über das Land kam, sah man sich in diesem Irrglauben bestätigt, daß die Juden die Vernichtung der Christenheit beabsichtigten. Des weiteren wurden ihnen ihre beruflichen Tätigkeiten zum Verhängnis, da sie größtenteils im Geldwesen involviert waren und somit Gläubiger vieler Handwerker und Kleinkaufleute, die mit z.T. erheblichen Schulden belastet waren, darstellten. Durch Verfolgung und Vertreibung, durch die Verbrennung der Häuser und letztlich durch die Tötung der Juden erhoffte sich das Volk gleichsam die Vernichtung der Schuldscheine und aller weiteren Verbindlichkeiten. Man wollte den Juden keine Gelegenheit geben, sich zu einer "finanzpolitischen Macht" zu entwickeln².

Martin Luther, der deutsche Theologe und Reformator, Übersetzer des Alten und Neuen Testaments ins Deutsche, entwickelte seinerzeit eine Schrift³, die über die "Juden und ihre Lügen" (zitiert in: Elbogen/Sterling 1966, S. 91) aufklären sollte. Mittels zahlreicher Passagen dieser Lutherschen Schrift

Nach einem Auszug aus dem "Kanonischen Recht", dieses beinhaltet die wichtigsten antijüdischen Maβnahmen der katholischen Kirche.

^{2 &}quot;Ihr bares Geld war die Vergiftung, welche die Juden tötete", (aus der 'Konstanzer Weltchronik'. Zitiert in: I. Elbogen/E. Sterling 1966, S. 59).

³ Luther, Martin: Von den Juden und ihren Lügen. 1543.

wurden die Juden als "dürstige blut Hunde und Mörder (...) der gantzen Christenheit mit vollem willen" (Hilberg 1994, S. 22) dargestellt; die Wasserund Brunnenvergiftung wurde ihnen angelastet; und nicht zuletzt bezeichnete Luther die Christen als von den Juden im eigenen Land gefangengenommene Menschen, da diese "geld und gut gewinnen" (Hilberg 1994, S. 23) müssen, derweil die Juden "hinter dem Ofen [sitzen], faulentzten, pompen (...), fressen, sauffen, (...) sanfft und wol von unserm ererbeitem gut [leben]" (ebd.).

Auch zu dieser Zeit wurden den Juden viele Mißstände, seien sie sozialer, wirtschaftlicher oder politischer Natur, angelastet, um so immer neue Gründe für die Diskriminierungen zu finden. Die Inhalte der Lutherischen Schrift, die eindeutig antisemitisch ausgelegt war, indem sie unter anderem die Verbrennung der Häuser und Bücher der Juden und das zwanghafte Zusammenpferchen in Ghettos vorsah, wurden 400 Jahre später erneut von den Nationalsozialisten aufgegriffen und auf eine grausame Weise realisiert.

Doch die Juden hatten auch Fürsprecher; eine wichtige Person, die sich für die Wahrung der jüdischen Rechte einsetzte, ist in dem jüdischen Gelehrten Josel von Rosenheim (1478-1554 zu sehen. Er verfaßte eine Verteidigungsschrift, die sich gegen die Aufzeichnungen Luthers richtete und stand zahlreichen Glaubensbrüdern bei, die eines Verbrechens beschuldigt wurden.

In dem Speyerer Privileg (vgl. Elbogen/Sterling 1966, S. 99), das seit 1544 Gültigkeit besaß, wurden den Juden zahlreiche Rechte, die ursprünglich außer Kraft gesetzt worden waren, wieder anerkannt und zugestanden, so z. B. wurde der Schutz von Handel und Waren sowie auch der freie Zugang zu den Synagogen gewährleistet, die Vertreibung der Juden aus den Städten wurde untersagt.

Während des 16. Jahrhunderts kam es jedoch immer wieder zu Verletzungen dieser Rechte, denn die zahlreichen Fürsten und Landesherren konnten sich zu keiner einheitlichen Linie bezüglich der Handhabung der "Judenfrage" entschließen. Die Juden wurden auch jetzt zur Zielscheibe zahlreicher politischer und wirtschaftlicher Maßnahmen, z. B. durften sie teilweise nur für eine bestimmte Zeit in einer Region leben und mußten bei der Berufswahl erhebliche Einschränkungen in Kauf nehmen.

Der "Westfälische Friede" aus dem Jahre 1648 implizierte eine positive Wendung im schicksalhaften Leben der Juden, da die Bestimmungen unter anderem auch den Punkt der "Zuerkennung religiöser Toleranz" enthielten.

Den Juden gelang es, ihre während des Krieges fast vollständig zum Erliegen gekommenen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen wieder aufzunehmen, und so trugen sie entscheidend zum Wiederaufbau bei. Sie waren jetzt "gern gesehene Landsleute", da sie, schon seit jeher mit einem höheren Steuersatz bedacht, in der Lage waren, die geforderten Abgaben fristgerecht zu zahlen, um somit nicht zuletzt den ausschweifenden Lebensstil der Fürsten zu gewährleisten. Einige unter den reicheren Juden wurden jetzt "hoffähig". Sie lebten gemeinsam mit ihren Familien auf den Fürstenhöfen und sollten in erster Linie für die Versorgung der Fürsten mit Geld und Luxusgütern zuständig sein, weiterhin waren sie für die wirtschaftliche Erstarkung des Fürstentums verantwortlich, zudem wurden ihnen bisweilen politische und diplomatische Ämter zugestanden. Das Leben der Hofjuden bildete jedoch die Ausnahme; der Großteil der Juden lebte in ärmlichen Verhältnissen, meist in den ihnen zugewiesenen Ghettos. Ihnen wurde die Pflicht auferlegt, bestimmte Kennzeichen zu tragen, um sie als Juden identifizieren zu können, und wirtschaftliche Sanktionen führten zu einer sozialen und ökonomischen Benachteiligung.

"Mehr als jeder andere hat Voltaire das rationalistische Denken geformt, das die europäische Gesellschaft dazu bringen sollte, auch die Stellung der Juden zu verbessern." (Katz, 1989, S. 41)

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung, stellten zahlreiche zeitgenössische Denker wie Voltaire, Rousseau und Locke, deren Grundüberzeugung der Glaube an die Kraft der Vernunft war, unter anderem die Forderung nach der religiösen Gleichstellung der Menschen (insbesondere der Juden). Es erschienen viele Streitschriften, Essays und auch kleine Romane, in denen versucht wurde, die Vorstellungen der Aufklärer über die Gewissensfreiheit, die religiöse Toleranz und die politische Freiheit zusammenzufassen und zu verbreiten. Über das Verhältnis zwischen Juden und Christen und wie sie fortan ein gemäß den neuen Ideen nicht mehr untersondern nebengeordnetes Leben führen sollten, war man sich nicht immer einig, und doch ist eine Basis zu erkennen, die gemeinhin den Juden eine Loslösung von ihren alten Traditionen abverlangte. Die Realisierung dieser Gedanken erwies sich jedoch als schwierig, da sich nur sehr wenige Bürger, zumeist Adelige oder Gelehrte, mit der Aufklärung und ihren Schriften befaßten. Das sich erst allmählich konsolidierende Bürgertum, die Handwerker und Bauern hielten an ihren alten Vorstellungen fest, die Juden nicht als ihresgleichen zu betrachten. Insgesamt nahm die religiöse und wirtschaftliche Verfolgung der Juden ab, allerdings war die Akzeptanz unter der Mehrheit der christlichen Bevölkerung nur als sehr oberflächlich einzustufen. Nach wie vor wurden Juden für etwaige wirtschaftliche Destabilisierungen verantwortlich gemacht, andererseits sah man mit neidischen Blicken auf ihre guten internationalen Handelsbeziehungen, auf die kaufmännischen Fertigkeiten und nicht zuletzt auf die den Juden unterstellte Fähigkeit, sich immer wieder durch geschicktes Taktieren eine finanziell halbwegs gesicherte Existenz aufzubauen.

Der preußische Archiv-Superintendant Christian Wilhelm Dohm verfaßte im Jahre 1781 eine Schrift "Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" (Sterling/Elbogen 1966, S. 159), in der er nach aufklärerischen Prinzipien unter anderem den uneingeschränkten Zugang zu allen Berufen für die Juden forderte. Ein Jahrzehnt später, nachdem die Nationalversammlung nach der Französischen Revolution zusammentrat, wurde diese Schrift zur Grundlage genommen, um die Emanzipation der Juden voranzutreiben und die gesetzliche Gleichstellung zu sichern. Zunächst galten die neuen Gesetze, die die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden vorsahen und die "Spuren der Sklaverei" (Sterling/Elbogen 1966, S. 172) endgültig aufhoben, in den französisch besetzten Gebieten links des Rheins. Zwar gab es Bestrebungen Napoleons, auch in anderen deutschen Staatsgebieten ähnliche rechtliche Grundlagen zu schaffen, diese stießen jedoch vielfach auf massiven Widerstand. Trotz allem erhielten die Juden in fast allen deutschen Staaten während des ersten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts das Bürgerrecht, den Juden in Preußen kam dieses Privileg im Jahre 1812 zu.

Nicole Hummel

3.2 Die Geschichte des Antisemitismus vom 19. Jahrhundert bis zum Ende des Kaiserreiches

Im Rahmen der preußischen Reformen wurde im Jahre 1812 von König Friedrich Wilhelm III. das "Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden" (Gidal 1997, 145) erlassen. Diese Schrift umfasste eine Gesetzessammlung und bedeutete – trotz Einschränkungen – einen Fortschritt im Kampf um die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Deutschland. Juden konnten fortan das Gemeindebürgerrecht erwerben und verfügten sowohl

über das passive wie auch das aktive Wahlrecht. Sie wurden nun zu jeglichem Gewerbe zugelassen, und selbst der Zugang zu den akademischen Berufen wurde ihnen gestattet. Die Wahl des Wohnortes stand ihnen frei. Diesen Reformen zugrundeliegende Motive sind in dem aufklärerischen Gedankengut zu finden, das die Gleichheit aller Menschen beinhaltet, außerdem herrschte der Drang nach Schaffung eines einheitlichen und von allen Schichten der Bevölkerung getragenen Nationalstaates. Nun begann der Prozeß der Assimilation der Juden an die christliche Bevölkerung, was unter anderem mit einer teilweisen Veränderung der jüdischen Gottesdienste und mit der Neugestaltung des jüdischen Erziehungswesens einherging (vgl. das jüdische Schulwesen, Kapitel 4). Außerdem sollten sich die Juden feste Familiennamen zulegen und einheitlich mit der übrigen Bevölkerung in der deutschen Sprache kommunizieren.

Die wesentliche Einschränkung fand sich vor allem im Paragraphen 9 dieses Emanzipationsedikts, in dem der König sich das Recht vorbehielt, die Zulassung von Juden in den Staatsdienst "in der Folge gesetzlich zu bestimmen" (vgl. Gidal 1988, S. 144). Weiterhin wurden die Bestimmungen des Edikts nicht in den neuerworbenen oder wiedergewonnenen Gebieten angewandt. Dies führte dazu, daß es in Preußen bis 1848 jüdische Bürger sowohl mit als auch ohne Staatsbürgerrecht gab.

Die meisten Juden in Deutschland glaubten sich bald am Ziel der Gleichberechtigung angelangt. Bereits die Folgen des verlorenen Krieges 1806/07 hatten einen allgemeinen Stimmungswandel in der Bewertung des jüdischen Beitrages zum Wirtschaftsaufbau bewirkt. Dieser Umstand führte dazu, daß sich die preußische Regierung mit der Gleichberechtigungspetition der Juden befaßte. Das erlassene Edikt ermöglichte nicht nur die Landes- und Ortsansässigkeit, sondern endlich auch den Erwerb des Bürgerrechts für jüdische Bürger, allerdings nach wie vor unter dem Ausschluß von Tätigkeiten im Staatsdienst und rechtlichen Einschränkungen im Heeresdienst. Dennoch zeigten viele Juden eine starke Begeisterung für den Dienst im Heer und meldeten sich freiwillig, um für Deutschland in den Krieg zu ziehen.

1814 fand der Wiener Kongreß statt, auf dem das europäische Staatensystem neu geordnet werden sollte. Auf diesem Kongreß wurde auch die Frage nach der Gleichstellung jüdischer Bürger diskutiert. Entschieden wurde die Diskussion von den antisemitischen Haltungen der Vertreter aus Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hamburg, Bremen und Lübeck. Vor allem

Humboldt hatte auf diesem Kongreß versucht, das preußische Edikt von 1812 auf alle deutschen Staaten auszudehnen.

Die den Juden zugestandenen Bürgerrechte wurden von den meisten Bundesstaaten nach 1815 widerrufen, die Hansestadt Lübeck wies sogar die jüdischen Bürger, die in der französischen Besatzungszeit zugezogen waren, wieder aus. Der christlich-germanische Nationalismus wurde propagiert, und es entwickelte sich eine Welle der Judenhetze (vgl. Rosh/Jäckel 1990).

1819 fanden in vielen Bundesstaaten gewaltsame Übergriffe auf jüdische Viertel statt; Häuser wurden ausgeraubt und die Bewohner ermordet. In den Städten wurden Theaterstücke antisemitischen Inhaltes mit großem Erfolg uraufgeführt⁴, und überall in Deutschland wurden Bilderbögen vertrieben, auf denen Juden in häßlichen Bildern hetzerisch karikiert wurden. Die Sprache und das kulturelle Leben der Juden wurde in den damaligen Medien diskriminiert, jüdische Emanzipationsversuche wurden verlacht und als versteckte Profitgier verhöhnt. Stereotype, rassistische Bilder von Juden verbreiteten sich u.a. in den zehn Bänden von Itzig Feitel Stern (herausgegeben 1830), der eine eigene Sprache mit vielen lächerlichen Ausdrücken erfand, um sie als "Judensprache" auszugeben (vgl. Rosh/Jäckel 1990, S. 102).

König Friedrich Wilhelm III. wurde zum Symbol der antisemitischen Gesinnung und sprach 1822 für Preußen ein Verbot aus, welches Juden untersagte, eine Lehrtätigkeit in Schulen oder Universitäten auszuüben. Weiterhin wurden Juden, die bereits im Staatsdienst tätig waren, mit sofortiger Wirkung entlassen. Viele Juden wurden durch diese Maßnahmen arbeitslos und sahen sich in großer Anzahl dazu genötigt, zum christlichen Glauben überzutreten. Allerdings hatten sich schon seit der Jahrhundertwende Tendenzen zur Assimilation unter den Juden ausmachen lassen, da sich einige zur Taufe entschlossen, um durch diesen Übertritt das "Eintrittsbillet in die bürgerliche Gesellschaft" (Heinrich Heine zitiert in Geiss 1997, S. 117) zu erhalten. Nach Gidal waren die meisten Übertritte bei den Juden zu verzeichnen, die im religiösen Judentum nicht mehr die Bedeutung für ihr Leben sahen. "Die Ideale der Aufklärung waren an dessen Stelle getreten. Hier erwiesen sich Aufklärung, Deismus und die Bereitschaft zur Assimilation als Wegbereiter zum Übertritt in die Religion der Mehrheit, den der christlich-deutsche Staat weitgehend als Bedingung für soziale und berufliche Gleichberechtigung

⁴ z.B. die Posse "Unser Verkehr" von K.B. Sessa, der in diesem Stück die Geldsucht als grundlegende jüdische Eigenschaft unterstellt. (vgl. Gidal 1988, S. 151)

ansah." (Gidal 1997, 293) Es fielen also sowohl der staatliche Druck als auch die Ideen der Aufklärung zusammen, um die "Formalität" der Taufe zu vollziehen. Etwa 30000 von insgesamt 530000 (im Jahr 1875) Juden ließen sich im 19. Jahrhundert taufen (vgl. Gidal 1997, S. 292ff).

Durch die weitreichenden Berufsverbote blieb die Mehrheit der Juden – bis weit in das 18. Jahrhundert hinein – beruflich auf den Hausier- und Trödelhandel beschränkt. Ausweichmöglichkeiten bestanden im Pfand- und Leihgeschäft sowie im Vieh- und Kornhandel. Das allgemeine Berufsverbot wurde erst ab 1850 wieder aufgehoben, womit u.a. auch die Erlaubnis zum Kleingewerbe erteilt wurde. Viele Juden arbeiteten in Juweliergeschäften oder wurden Brillen- und Uhrmacher. Nur wenige konnten ein eigenes Geschäft eröffnen, viele betrieben Verkaufsstände auf Messen und handelten mit Stoff, Leder oder Tabak.

In dem liberalen Großherzogtum Baden erhielten 1862 die Juden ihre völlige Gleichberechtigung. 1864 wurde in der Stadt Frankfurt am Main die offizielle gesetzliche Gleichberechtigung "für die Bürger israelitischer Religion" (Gidal 1997, S. 230) verkündet. Fünf Jahre später, am 3. Juli 1869, erließ Bismarck für den Norddeutschen Bund ein Gesetz, "betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung" (ebd.), das sich aber nicht nur auf die Juden, sondern allgemein auf alle Bürger bezog. Nach der Proklamation des Kaiserreiches 1871 galt dieses Gesetz für ganz Deutschland (vgl. Gidal 1997, S. 230).

Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts begann der Haß gegen jüdische Mitbürger in Deutschland wieder aufzuleben, nun in Form des "modernen Antisemitismus". In diesem Jahrzehnt wurde auch der Begriff "Antisemitismus" geprägt; er fand sich in einer jüdischen Zeitung⁵, in der über Wilhelm Marr berichtet wurde, der 1879 die "Antisemitenliga" gründete (vgl. Gay 1993, S. 204f).

Antisemitische Hetzreden und -schriften wurden innerhalb von Politik und Schule verbreitet. Diese basierten vor allem auf den Hetzschriften von Treitschke und Stoecker. Adolf Stoecker gründete 1879 die antisemitische Christlich-Soziale Arbeiterpartei. Später nahm er Abstand von dem "Arbeiter"-Titel, da er bei den Arbeitern mit seiner Politik auf Widerstand stieß und eine Wahl gegen den jüdischen Arbeiterführer Paul Singer verlor. Der Historiker Heinrich von Treitschke galt als Initiator des politisch-religiösen Anti-

⁵ Allgemeine Zeitung des Judenthums, 2. September 1879 (vgl. Gay 1993, S. 205).

semitismus der gebildeten Klassen. In verschiedenen Reden und Schriften bezeichnete er jüdische Mitbürger als Träger – ihm verhaßter – demokratischer Ideen und als Anführer der Sozialdemokratie, dieser "bestialischen Pöbelbewegung..." (Gidal 1988, 254). Treitschke warf den Juden ihre Ablehnung des christlichen Glaubens vor und forderte Demut und Unterordnung von ihnen. Seine antisemitische Gesinnung fand viele Anhänger, und ganze Generationen von Antisemiten, die zum Teil wichtige Ämter bekleideten, wuchsen heran. Darunter fanden sich sowohl viele Richter als auch Lehrer, Offiziere und andere Akademiker. Treitschkes verhängnisvoller Satz: "Die Juden sind unser Unglück" hallte bis ins 20. Jahrhundert nach.

Auch die damalige Wochenzeitschrift "Die Gartenlaube" veröffentlichte plötzlich antisemitische Hetzbeiträge. Zuvor waren viele der erschienenen Artikel von jüdischen Autoren verfaßt worden.

Im Jahre 1878 wurde Ludwig Loewe zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Er bekämpfte Bismarcks Sozialistengesetze und leitete eine Kampagne gegen die Ausbeutung der Arbeiter ein. Er selbst besaß mehrere Fabriken, in denen zunächst Nähmaschinen produziert wurden. 1872 begann er mit der Fabrikation von Präzisionsgewehren. Diese wurden von nichtjüdischen Konkurrenten und antisemitischen Journalisten oftmals abschätzig als "Judenflinten" bezeichnet. Im Berliner Reichstag trat Loewe als aktives Mitglied der jüdischen Repräsentantenversammlung auf und sprach sich gegen die antisemitische Hetze des Hofpredigers Stoecker aus.

Bald gehörte der Antisemitismus zur Ideologie eines – mittlerweile rassistischen – Nationalismus, dem große Teile der Bevölkerung in Deutschland anhingen. Der Antisemitismus zeigte sich auch in den deutschen Universitäten; gegen die antisemitische Studentenbewegung schlossen sich ab 1880 jüdische Studenten zusammen. 1894 wurde die größte jüdische Studentenverbindung Viadrina⁷ von den Universitätsbehörden in Breslau ohne Angabe

.

^{6 &}quot;Die Gartenlaube" war eine 1853 von dem liberalen, später nationalliberalen Ernst Keil gegründete Familienzeitschrift. Diese Wochenzeitschrift hatte eine Auflage von 300000 und war damit eine der meistgelesenen Zeitschriften. In den sechziger Jahren wandelte sich die judenfreundliche Ausrichtung zu einer judenfeindlichen, besonders vernehmbar in den Artikeln von Otto Glagau. Ab 1938 erschien sie unter dem Titel "Die neue Gartenlaube", 1944 wurde ihr Erscheinen eingestellt. Seit 1982 ist sie wieder auf dem Markt. (vgl. Gidal 1997)

⁷ Die ausschließlich j\u00fcdische Studentenverbindung "Viadrina" wurde 1886 von j\u00fcdischen Studenten an der Universit\u00e4t Breslau gegr\u00fcndet. Nach der erzwungenen Aufl\u00fcsung wurde sofort eine Nachfolgeverbindung ins Leben gerufen, und am 8. August 1896 bildete sich

von Gründen aufgelöst. 1889 war in Berlin der erste zionistische Studentenverein gegründet worden. Zionistische Vereine bestanden nur vereinzelt, bis Theodor Herzl mit dem ersten Zionistenkongress in Basel 1897 die zionistische Weltorganisation und somit den politischen Zionismus schuf.

Auf den Antisemitismus wurde mit zwei weiteren Vereinsgründungen reagiert. In Berlin bildete sich 1891 unter der Führung von liberalen deutschen Politikern der nichtjüdische "Verein zur Abwehr des Antisemitismus". Der Gründungsaufruf wurde u. a. von Theodor Mommsen mitunterzeichnet.

Am 26. März 1893 kam es zur Gründung des "Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens". In § 1 der Satzung hieß es: "'Der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens' bezweckt, die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung zu sammeln, um sie in der tatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung sowie in der unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung zu bestärken" (zitiert nach Gidal 1997, S. 258). Entgegen den politischen Zielen des Zionismus lehnte der Centralverein eine jüdische Nation ab; er sah in dem Judentum ausschließlich eine religiöse Gemeinschaft.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden jüdische Bürger verstärkt von jüdischen Vereinigungen dazu aufgerufen, sich freiwillig zum Militärdienst zu melden. Diesem Aufruf kamen viele Juden nach. Während des Ersten Weltkrieges dienten insgesamt 100 000 von ihnen im deutschen Heer. Im Oktober 1916 kam es zur sogenannten "Judenzählung". Diese Zählung wurde veranlasst vom preußischen Kriegsminister Adolf Wild von Hohenborn Es sollte statistisch bewiesen werden, daß im Verhältnis mehr nichtjüdische Soldaten an der Front dienten als jüdische und daß weitaus mehr Juden unter den Soldaten waren, die unehrenhaft entlassen wurden. Die Übergriffe, zu denen es innerhalb des Heeres auf Grund dieser Zählung kam, verstärkten die antisemitische Haltung der gesamten Bevölkerung. Nachdem sich zeigte, daß die Anzahl jüdischer Soldaten an der Front nicht geringer war, und es sogar mehr "Dienstverweigerer" unter nichtjüdischen Männern gab, wurde das Ergebnis der Zählung vom Kriegsminister zurückgehalten und nicht offiziell bekannt gegeben.

Als es während des Krieges zu einem Mangel an Arbeitskräften kam, wurden viele polnische und litauische Juden zur Arbeit in der Kriegsindustrie oder in Kohlebergwerken angeworben. Dort wurden sie wie Zwangsarbeiter eingesetzt und behandelt. Nach dem Ende des Krieges blieben die meisten von ihnen zunächst in Deutschland; viele wanderten in den nächsten Jahren in die USA aus.

Nach dem verlorenen Krieg wurden u.a. die Juden für die militärische Niederlage und ihre Folgen verantwortlich gemacht. In der "Dolchstoßlegende" wurden sie als Drahtzieher der Verzichtpolitik und als diejenigen, die dem Heer den Dolchstoß versetzt hätten, angeprangert. Damit war die Ausgangsposition für einen weiteren Kampf gegen die Juden gesetzt, der nach Bergmann und Benz nun auch qualitativ eine andere Stufe einnahm: "Diese Phase [gemeint ist die Zeit zwischen 1918 und 1923] mit der von vielen beobachteten Verrohung der deutschen Gesellschaft und dem Zusammengehen der antisemitischen Agitation mit dem "nationalen" Kampf gegen die "Judenrepublik" markiert eine neue Qualität des Judenhasses, nämlich den Übergang zur Aktion gegen eine ökonomisch erfolgreiche Minderheit, die als "Drückeberger" und "Kriegsgewinnler" im Zuge der "Dolchstoßlegende" zu den Mitverursachern der deutschen Niederlage gemacht wurde" (Benz/Bergmann 1997, S. 21f).

llse Heinken

4. Das Schulsystem im Kaiserreich

Die Schule in Deutschland – im Mittelalter ausschließlich kirchlich bestimmt – geriet mit Beginn der Neuzeit immer mehr unter den Einfluß des Staates. Reformation und Humanismus, vor allem die Aufklärung brachten einen wesentlichen Aufschwung für das Bildungssystem. Zur Zeit der Revolution 1848 war in allen deutschen Ländern die Einführung der gesetzlichen Schulpflicht abgeschlossen.

Das Deutsche Kaiserreich hatte kein einheitlich organisiertes Schulwesen (vgl. Wegener 1910). Es zeichnete sich jedoch eine in den Grundzügen einheitliche Gestaltung ab.

Das Schulwesen im Kaiserreich gliederte sich in die allgemeinbildenden Schulen (auch "Erziehungsschulwesen") und die Berufsschulen. Über das Erziehungsschulwesen heißt es in einem "Lehrbuch der Pädagogik": "Die Erziehungsschule will dem Leben dienen, deshalb sucht sie die den



Schülern zu vermittelnden Grundlagen der Bildung an solchen Unterrichtsgegenständen herbeizuführen, die sowohl den allgemeinen ethischen Zwecken, als auch der intellektuellen und praktischen Bildung dienen können. Dabei sollen die Unterrichtsstoffe nach Art und Umfang zugleich dem Bedürfnis derjenigen gesellschaftlichen Schicht und ihrer Arbeit entsprechen, der die betreffende Schule dienen will. Man scheidet (...) die große Arbeitsgemeinschaft der Nation, von mancherlei Übergängen abgesehen, welche die Grenzen mehr oder weniger verwischen, in drei Gruppen oder Stände. Den untersten Stand bilden die Handarbeiter (Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Kleinbauern, Kleinhandwerker, Unterbeamte etc.), die vorwiegend

mechanische, gleichbleibende Arbeit verrichten. Den Mittelstand stellen die Kleinkaufleute, Kunsthandwerker, Großbauern, mittleren Beamten, die durch Einsicht und Kenntnisse befähigt sind. Die wirtschaftliche Arbeit der Nation zu unterhalten, die von der Wissenschaft dargereichten Theorien praktisch zu verwerten und die Gedanken der höheren Leitung zur Ausführung zu bringen. Den obersten Stand bilden die Wegweiser des kulturellen Fortschritts, die durch ihre neuen Ideen den Grund für die erfolgreiche Weiterführung und Vervollkommung der nationalen Arbeit legen (Großindustrielle, Großkaufleute, Gelehrte, höhere Militärs und Beamte). Den allgemeinen Bildungsbedürfnissen dieser, aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen, sozialen Schichten paßt sich das deutsche Schulwesen in weitgehendem Maße an; deshalb gliedert es sich in ein höheres, mittleres und niederes Schulwesen, und da die Erziehungsschule ihre Tore beiden Geschlechtern öffnet, so läßt sich ein höheres, mittleres und niederes Knaben- und Mädchenschulwesen unterscheiden." (Wegener 1910, S. 4)

Das höhere Schulwesen unterschied zwischen den höheren Knabenschulen und den höheren Mädchenschulen. Bei den Knabenschulen gab es Vollanstalten (Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen) und Nichtvollanstalten (Progymnasien, Realprogymnasien oder Realschulen). Die Vollanstalten hatten eine zwölfjährige Schulzeit und waren dreistufig. Die Unterstufe (eine häufig private "Vorschule") umfaßte das 1. - 3. Schuljahr, die Mittelstufe das 4. - 9. Schuljahr, die Oberstufe das 10. - 12. Schuljahr.

Die Nichtvollanstalten beinhalteten die Unter- und Mittelstufe der Vollanstalten.

Das höhere Mädchenschulwesen setzte sich nach einer Neuordnung vom 18. August 1908 aus der höheren Mädchenschule, dem Lyzeum und den Studienanstalten zusammen. Die höhere Mädchenschule war zehnklassig. Auf diese Schule baute das Lyzeum auf. Es bestand aus dem höheren Lehrerinnenseminar und der Frauenschule. Das höhere Lehrerinnenseminar bildete Lehrerinnen für Mittel- und höhere Mädchenschulen aus; die Frauenschule bildete für den "Pflichtenkreis des häuslichen (…) und des Gemeinschaftslebens" aus. (ebd., S. 5) Die Studienanstalten schlossen sich an die höheren Mädchenschulen an und vermittelten die Berechtigung zum Universitätsstudium.

Für das mittlere Schulwesen gab es in den verschiedenen deutschen Staaten unterschiedliche Begriffe: Mittelschulen (Preußen), Realschulen, Höhere oder Mittlere Bürgerschulen (Sachsen, Thüringen, Oldenburg), Rektorschu-

len, Lateinschulen u.a.. In größeren Orten waren es selbständige, acht- bis neunklassige Knaben- bzw. Mädchenschulen; in kleineren Orten waren diese Schulen der Volksschule angegliedert. Das mittlere Schulwesen versuchte, "eine gründliche, dem mittleren Handels- und Gewerbestande dienende praktische Bildung zu vermitteln." (ebd., S. 6)

Die niederen Schulen waren die Volksschulen. Die gesetzliche Schulzeit dauerte acht, in einzelnen Staaten sieben Jahre. Aufgabe der Volksschule war "die religiöse, sittliche und vaterländische Bildung der Jugend durch Erziehung und Unterricht, sowie die Unterweisung derselben in den für das bürgerliche Leben nötigen allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten." (ebd., S. 7)

Darüber hinaus gab es verschiedene Sondereinrichtungen. Für schwererziehbare Kinder gab es sogenannte "Rettungsanstalten", für geistig Behinderte "Hilfsschulen" und "Idiotenanstalten" und für Körperbehinderte "Taubstummen-, Blinden-, Epileptiker- oder Krüppelanstalten." (ebd.)

Erste Bestrebungen, die Dreigliedrigkeit zu überwinden und somit einen gemeinsamen Unterricht für alle Schüler nach dem Vorbild von Amerika, Norwegen, Schweden und Finnland einzuführen, gab es im Kaiserreich Ende des 19. Jahrhunderts. Der jugendliche Kaiser Wilhelm II. hatte sich Anfang der neunziger Jahre zunächst zum Wortführer dieser Schulreform gemacht (vgl. auch Manuskript Rudolf Bing 28/5). Unter dem Druck konservativer Kräfte wurde die Einheitsschule jedoch als für die Gesellschaftsordnung des Kaiserreiches nicht passend abgelehnt. In der Begründung hieß es, die Kinder der verschiedenen Stände seien in der gedanklichen und sprachlichen Bildung zu unterschiedlich, um gemeinsam erfolgreich unterrichtet werden zu können. "Sonach würde die Einheitsschule den Fortschritt der einen hemmen, ohne den anderen zu nützen." (ebd., S. 13)

Seit der Reformation bis ins 19. Jahrhundert waren in Deutschland Bekenntnis- oder Konfessionsschulen die Regel. In diesen Schulen wurden Schüler des gleichen Bekenntnisses gemeinsam unterrichtet. Unter dem Einfluß der Aufklärung und als Folge der durch die Industrialisierung bewirkten Bevölkerungsfluktuation entstanden in einigen deutschen Staaten neben den konfessionellen Schulen im 19. Jahrhundert auch Simultanschulen. Diese Schulen wurden von Schülern unterschiedlicher Konfessionen besucht. Im Kaiserreich unterschied man drei Formen: die religionslose, die konfessionslose und die paritätische Simultanschule. Die religionslose Simultanschule schaltete das religiöse Element aus der Erziehung ganz aus. Die konfessionslose

Schule beschränkte sich auf einen sogenannten "allgemeinen" Religionsunterricht außerhalb der Konfessionen. In den paritätischen Simultanschulen wurden die Schüler der verschiedenen Konfessionen im Fach Religion von den Lehrern der jeweiligen Konfession unterrichtet (vgl. Wegener 1910, 1915). Die Zensur für das Fach Religion erschien im Schulzeugnis (vgl. auch Manuskript Siegfried Neumann 165/5). Die meisten deutschen Staaten bekannten sich jedoch zur Konfessionsschule. Im Kaiserreich war das Gesamtverhältnis der konfessionellen zu den Simultanschulen etwa 1000:1. In Württemberg, Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig und Oldenburg gab es ausschließlich konfessionelle Schulen. Simultanschulen waren vorwiegend im Westen Deutschlands zu finden. In Baden war Anfang des 19. Jahrhunderts die Simultanschule gesetzlich festgelegt. In Preußen, Bayern und Elsaß-Lothringen gab es sowohl konfessionelle als auch Simultanschulen (vgl. Wegener 1915).

Nach der Reichsverfassung des Kaiserreiches war das Schulwesen Sache der Einzelstaaten. Sie waren u.a. für die Lehrerausbildung, die Einstellung der Lehrer und die Lehrpläne zuständig. Die höheren Schulen unterstanden der direkten Aufsicht der Provinzial- bzw. der Landesschulräte. Die Aufsicht über das mittlere und niedere Schulwesen wurde in fast allen deutschen Staaten durch besondere Aufsichtsorgane, durch Orts- und Kreis- oder Bezirksschulinspektoren durchgeführt. Die lokale Schulaufsicht wurde häufig den Ortsgeistlichen übertragen (vgl. auch Manuskript Hugo Moses 159/2). Eine geistliche Ortsschulaufsicht, aber fachmännische Kreisschulaufsicht bestanden u.a. in Sachsen und Oldenburg (vgl. Wegener 1915). In Oldenburg wurde die lokale geistliche Schulaufsicht mit Wirkung vom 1.1.1909 endgültig durch die staatliche Schulaufsicht abgelöst (vgl. Klattenhoff 1979).

In der Schule im Kaiserreich hatten die Lehrer ein Züchtigungsrecht. Laut Erlaß vom 1. Mai 1888 (R.-B. Düsseldorf) stand den Lehrern das Recht zu, "schwere Vergehen der Kinder durch körperliche Züchtigungen zu ahnden; doch soll er nur im äußersten Notfalle zu dieser Maßregel greifen und nie vergessen, daß er sich durch jede Mißhandlung der Kinder an diesen schwer versündigt." (Wegener 1915, S. 198/199) Bei Überschreitung des Züchtigungsrechts drohten dem Lehrer disziplinarische oder sogar gerichtliche Bestrafungen bis hin zu Gefängnis- bzw. Zuchthausstrafen. Die Lehrer waren gehalten, über alle körperlichen Züchtigungen durch Eintragungen Rechenschaft abzulegen.

Das jüdische Schulwesen in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ende des Kaiserreiches

"Eine der bekanntesten Informationen über das Judentum lautet, daß Lernen und Lehren zur Identität des jüdischen Volkes gehören." (Klattenhoff/Wißmann 1998, S. 43).

Tora und Talmud sind Grundlage dieses jüdischen Lehrens und Lernens. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war der Unterricht in den jüdischen Elementarschulen in Deutschland ausschließlich religiös ausgerichtet. Man unterschied zwei Arten von Elementarschulen: den Cheder (hebr. "Zimmer") und die Talmud Tora-Schule. Der Cheder war eine Art Privatschule, von den Familien organisiert. "Sie wählten einen Lehrer aus und finanzierten ihn. Dieser hielt seinen Unterricht im Cheder" (ebd., S. 44), einem Raum, der sich meistens in den Wohnräumen des Lehrers befand. Neben dem Cheder gab es häufig die Talmud Tora-Schule, "die als Grundschule für Arme und Waisen von der Gemeinde eingerichtet wurde." (ebd.) Diese Elementarschulen wurden von den jüdischen Jungen im Alter von fünf bis dreizehn Jahren besucht. Für einen weiterführenden Schulbesuch gab es die Jeschiwa, die einer höheren Talmud-Schule entsprach und meistens der Ausbildung zum Rabbiner diente. Die Mädchenbildung sah keinen Unterricht in Tora und Talmud vor, sie geschah im häuslichen Kreis. Aufgabe der Frauen war die Gestaltung des häuslichen Bereiches, wozu auch "die würdevolle Rahmengestaltung des Sabbat" sowie die "Herrichtung von Feiertagen und Festen" (ebd.) gehörten.

Mit Beginn der Aufklärung Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine grundlegende Wandlung in der Gestaltung des jüdischen Schulwesens ein. Die gebildeten Juden öffneten sich den vernunftbetonten aufklärerischen Ideen. In vielen jüdischen Kreisen galt ein Unterricht, der sich ausschließlich auf das Studium religiöser Schriften bezog, zunehmend als umstritten. Eine der bedeutendsten Merkmale der Aufklärung war die Forderung nach "Achtung der Glaubensunterschiede und der Verzicht auf missionarische Ambitionen. Dabei sollte also nicht die Assimilation erreicht werden sondern eine echte Gleichstellung." (ebd., S. 47) Diese Forderungen wurden sowohl von den aufgeklärten Christen als auch von den aufgeklärten Juden in Deutschland erhoben. Auf jüdischer Seite ist diese neue Geisteshaltung vorrangig mit dem Namen Moses Mendelssohn verbunden. "Diese Öffnung der weltlich gebildeten Juden für die Reformbewegungen der Aufklärung mußte gravierende Folgen nach sich ziehen." (ebd., S. 48) Es kam in Deutschland zu einer

Spaltung innerhalb der jüdischen Gemeinden in bezug auf das Verhältnis der Juden zu den Christen. Es bildeten sich "drei Grundkategorien heraus" (ebd.): Die Assimilation, die Reformorientierung und die Orthodoxie. Assimilation bedeutete bewußte Eingliederung in die christliche Gesellschaft und Lösung von den Traditionen des Judentums. Die Orthodoxie sah in allen Neuerungen eine Gefahr für die jüdischen Traditionen. Die Gruppe der reformorientierten Juden wollte einerseits die jüdischen Traditionen nicht aufgeben, andererseits strebte sie im Interesse der Zukunft ihrer Kinder eine Öffnung in die christlich orientierte Umwelt an. Die z. T. heftigen Auseinandersetzungen zwischen den drei Gruppierungen bezogen sich besonders auf die unterschiedlichen Vorstellungen über die Erziehung und schulische Unterweisung der jüdischen Kinder. Die assimilierten Juden gestalteten sich "ihre je eigenen Arrangements mit der Umgebung." (ebd.) Zu besonders heftigen Auseinandersetzungen kam es zwischen den orthodoxen und den reformorientierten Juden: Die Orthodoxen sahen eine Gefahr für das Judentum selbst. Unter diesem Druck entstanden ab Ende des 18. Jahrhunderts neue orthodoxe Schulgründungen. Für die reformorientierten Juden war "eine moderne Bildung der einzige Weg in eine realistische Zukunft" (ebd.), ohne daß die Traditionen des Judentums abgebrochen werden sollten.



Unter dem Einfluß dieser Reformbewegung der Aufklärung entstanden Ende des 18. Jahrhunderts bis Anfang des 19. Jahrhunderts fünf jüdische Reformschulen. Die jüdische Freyschule in Berlin (1778 gegründet, 1825 aus finanziellen Gründen geschlossen); die königliche Wilhelmsschule in Breslau (1791 gegründet, 1848 wegen Schülermangels geschlossen); die herzogliche Franzschule in Dessau (1799 gegründet, Mitte des 19. Jahrhunderts Handelsschule und nicht mehr Institution der jüdischen Gemeinde), die Jacobsonschule in Seesen (1801 gegründet, ab 1884 Umwandlung in eine staatliche Schule mit überwiegend christlichen Schülern, aber den Ideen "der Aufklärung verpflichtet" (ebd., S. 52). Sie war die erste Simultanschule in Deutschland.

Die fünfte jüdische Reformschule war das im Jahr 1804 gegründete Philanthropin in Frankfurt, sie "war wohl die anspruchsvollste Schule der jüdischen Aufklärung. (...) Sie bestand als jüdische Schule bis in die Zeit des Nationalsozialismus. 1942 wurde sie per Gesetz geschlossen." (ebd., S. 52)

Der speziell jüdisch-religiöse Anteil am Unterricht war in diesen Schulen unterschiedlich stark ausgeprägt. Gemeinsam war allen diesen jüdischen Reformschulen eine Profanisierung des Unterrichts. Die Stundentafel wies u.a. Mathematik (Rechnen), Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Zeichnen, Schreiben auf. In der königlichen Wilhelmsschule in Breslau waren "die Erziehung zum handwerklichen Können und Wege zu neuen Berufen" (ebd., S. 50) in den Unterricht integriert, in der Jacobsonschule in Seesen "die handwerkliche Ausbildung und die Gartenarbeit von 13-17 Uhr." (ebd., S. 51) In fast allen jüdischen Reformschulen konnten auch christliche Schüler Aufnahme finden.

Die jüdischen Reformschulen strebten eine Emanzipation "im Sinne eines Ausgleichs und damit Angleichung von Juden und Christen" (ebd., S. 49) an. "Nur unter diesem Aspekt haben sie ihren bedeutenden Stellenwert wohl in der allgemeinen Schulentwicklung in Deutschland, aber nicht für die Prägung eines neuen jüdischen Selbstverständnisses mit Hilfe von Bildung und Bewußtsein gehabt." (ebd.) Auch wenn die jüdischen Reformschulen insgesamt von nur wenigen Schülern besucht wurden,¹ "ist ihr Einfluß im Sinne der Emanzipation der Juden bedeutend gewesen. Ihr Reformpotential war nicht zu überschätzen und es dürfte noch wichtig werden, für die wissen-

¹ Von den ca. 200000 Juden, die 1812 in Deutschland lebten, waren nur etwa 900 Kinder in den j\u00fcdischen Reformschulen (vgl. Klattenhoff/Wi\u00dbmann 1998, S. 53)

schaftliche Forschung zu klären, inwieweit sie nicht auch eine bedeutungsvolle Wirkung für die reformpädagogischen Ansätze im 19. und 20. Jahrhundert gehabt haben. Das bezieht sich sowohl auf den Inhalt wie auf die Methoden des Unterrichtes. Die Einbeziehung der Realien und die Methoden des Gesprächs in der Lehre müssen hier genannt werden." (ebd., S. 53)

Durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, die ab Ende des 18. Jahrhunderts nach und nach in allen deutschen Staaten verwirklicht wurde und die auch für die jüdische Bevölkerung galt, durch die Öffnung der staatlichen Schulen für die jüdischen Kinder und die Verbindlichkeit der Lehrpläne für alle Schulen wurde die Abgeschlossenheit der Juden insgesamt "auch in kultureller Hinsicht aufgehoben, so daß eine streng orthodoxe Lebensführung immer seltener wurde" (ebd., S. 53/54). Viele jüdische Schüler besuchten jetzt staatliche, christlich orientierte Schulen. Diese Tatsache als auch finanzielle Schwierigkeiten führten zur Schließung von Reformschulen.

Im Kaiserreich vollzog sich in den verschiedenen Ländern die Entwicklung des staatlichen, vorwiegend christlich ausgerichteten Schulwesens sowie die des jüdischen Schulwesens unterschiedlich. "Jede jüdische Gemeinde oder Organisation schaffte sich eine eigene Lösung der anstehenden Probleme. Meist wurde im Sinne einer Assimilation die Annäherung an die vorhandenen Schulversorgungen der christlichen Umgebung angestrebt. Im Bereich des Höheren Schulwesens war dies die Regel" (ebd., S. 55). In den Großstädten kam es unter dem Einfluß der Orthodoxie zu Neugründungen von jüdischen Konfessionsschulen. Da der Lehrplan für alle Schulen verpflichtend war, waren jedoch besonders im höheren Schulwesen die Unterschiede zu den öffentlichen Schulen gering.

Auch die jüdische Schule war zu einer Institution des Staates mit staatlicher Schulaufsicht geworden: "Brauchtum, Glaubens- und Gedankenwelten im täglichen Leben (...) gingen (...) nicht mehr von der Schule aus und wurden auch nicht mehr durch sie gestützt" (ebd., S. 54). Religiöse Erziehung und Unterweisung sowie Bewahrung der jüdischen Traditionen oblagen nun nicht mehr, wie vor der Aufklärung, der jüdischen Schule, sondern sie waren ausschließlich Angelegenheit und Aufgabe der jüdischen Familien und der jüdischen Gemeinden.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Deutschland ca. 250 jüdische Schulen. Sie standen ebenso wie die jüdischen Präparandenschulen² unter staatlicher Aufsicht.

Die Vielzahl der Bildungsmöglichkeiten, die sich den jüdischen Schülern im Kaiserreich eröffneten, sind ein Spiegelbild der Liberalisierung der jüdischen Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert.

² Unter Präparandenschulen verstand man Anstalten zur Vorbereitung auf Lehrerseminare. Die Lehrerseminare bildeten für das Lehramt an Volksschulen aus (vgl. Brockhaus Enzyklopädie, 15. Band).

Andrea Djuren / Ilse Ernst

1. Die Gründerzeitgeneration

Kindheit im Deutschen Kaiserreich wird in den sechs autobiographischen Berichten der Männer beschrieben, die zwischen 1867 und 1877 geboren sind und sich als älteste Teilnehmer am Preisausschreiben beteiligten.

Frauen aus dieser Generation haben nur in geringer Zahl teilgenommen, über ihre Kindheit haben sie nicht berichtet. Daher fehlen im Zusammenhang des hier ausgewerteten Materials die Kindheitserfahrungen von Jüdinnen dieser Zeit. Obwohl die Mädchenerziehung der jüdischen Familien ihrer Umwelt voraus war¹, wurden die jüdischen Mädchen in erster Linie für Ehe und Familie und nicht für die Teilhabe am öffentlichen Leben erzogen.

Als die Autoren heranwuchsen, prägte Bismarck die Politik in Deutschland. In ihrer Kindheit hörten sie noch Erzählungen von Augenzeugen der 1848er Revolution. "Noch immer war es die erstickte Revolution von



1848, die im Leibe Deutschlands und Europas rumorte. Nichts war damals gelöst worden, aber eine Frage unterdrücken, heißt nicht, sie aus der Welt schaffen. Was 1848 nicht im ganzen getan wurde, wurde in den fünfziger

Bei Arno Herzig ist zu lesen: "Trotz der gemäßigten Haltung jüdischer Familien im Emanzipationsprozeß der Frauen und trotz ihrer Anpassung an allgemeine bürgerliche Familienvorstellungen darf nicht übersehen werden, daß die jüdische bürgerliche Familie der Frau allgemein größere Möglichkeiten für deren kulturelle Entfaltung ließ. Dies gilt auch für die heranwachsenden Töchter, denen schon früh der Besuch der höheren Schulen und seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert auch der Universitäten ermöglicht wurde." (Herzig 1997, S. 208).

und sechziger Jahren stückweise getan. Schlecht und recht, nicht in dem weltverbindenden Sinn, in dem die Achtundvierziger es sich vorgestellt hatten." (Mann 1992, S. 340)

Die deutsche Einheit, auf die im 19. Jahrhundert alle Kräfte – wirtschaftlich, soziokulturell und politisch – hindrängten (vgl. Ullmann 1995, S. 144ff), war durch Bismarcks Machtpolitik "von oben" geschaffen worden: "Anstatt einer Einigung nach innen, gab es die nach außen; den 'Aufbruch' der Nation, wie später noch mehrmals, das Kampferlebnis als Gemeinschaft stiftend, Kriegsfahnen, geschwungene Säbel, Rache für teils längst überwundene, teils eingebildete Demütigungen, plumpe Spottlieder auf den geschlagenen Feind. Anstatt an 1848 wurde an 1813 angeknüpft." (Mann 1992, S. 390f)

So lernten die jungen Menschen die Schlachten und Helden der Freiheitskriege und der Kriege von 1864-1870 in der Schule kennen. Sie bestaunten die Soldaten bei ihren militärischen Übungen und sangen patriotische Lieder – noch gab es keine Nationalhymne (vgl. Ullmann 1995, S. 30).

Die Bevölkerung wurde angesteckt von einem Nationalismus, der jetzt nicht mehr, wie zu Anfang des Jahrhunderts, Freiheit und Fortschritt auf seine Fahnen geschrieben hatte, sondern den Nationalstaat feierte, z.B. am Geburtstag des Kaisers oder dem Tag der Schlacht von Sedan, und der sich in den 90er Jahren dieses Jahrhunderts zu einem imperialen Nationalismus verändern sollte (vgl. Ullmann 1995, S. 30 u. 136). Bilder von Bismarck und dem Kaiser schmückten die Stuben. Den Kindern waren zum Teil auch unterschiedliche politische Parteien bekannt, die sich jetzt mit Bismarcks Machtpolitik auseinandersetzten und sich in ihrer Reaktion darauf spalteten (vgl. Mann 1992, S. 357ff). Es gab damals keine jüdische Partei, wie zum Beispiel das Zentrum die Partei für Katholiken war. Doch Juden hatten vor allem Beziehungen zu den (Links-)Liberalen und Nähe zum Freisinn und Fortschrift.

1893 wurde der "Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" gegründet. Er verstand sich selbst nicht als Partei, unterstützte aber "Parteien, die gegen antisemitische Kandidaten Stellung bezogen" (Herzig 1997, S. 208). Die Gründungsmitglieder des Central-Vereins strebten "eine weitgehende Assimilation an das Deutschtum" an, hatten zugleich "zu einer jüdischen Selbstbesinnung gefunden", und der Central-Verein "verlangte auch von seinen nicht-religiösen Mitgliedern eine jüdische Lebensweise." (ebd., S. 209) Die Alternative zur Bejahung des Deutschtums durch den Central-Verein wurde die zionistische Idee, die in der Schrift "Der Judenstaat" von

Theodor Herzl dargelegt wurde. 1897 fand der erste Zionistenkongreß in Basel statt. Einer der Autoren, James Broh, stimmte der zionistischen Idee früh zu: "Ich wurde sozusagen der erste Zionist. (...) Ein Jahrzehnt später, 1896, erschien "Der Judenstaat" von Theodor Herzl" (JB 39/19). Sowohl der Central-Verein als auch die zionistische Bewegung waren eine – kontroverse – Antwort auf die antisemitischen Wellen des späten 19. Jahrhunderts in Deutschland (vgl. Volkov 1994, S. 122ff).

Die Autoren wuchsen in einer Zeit auf, in der alte Traditionen und neue Entwicklungen sich rieben. Die politische Revolution und damit die Demokratisierung war nicht gelungen, die industrielle Revolution setzte sich durch. In dem Konfliktfeld rasanter sozialökonomischer Veränderungen innerhalb der konservativen Machtstruktur des Kaiserreiches lebten die Autoren auf der Seite derer, die an dem Boom der Gründerzeit Anteil hatten (vgl. Wehler 1994, S. 19ff). Ihre Eltern und Großeltern hatten im Laufe des 19. Jahrhundert die Entwicklung zur deutschen Industriegesellschaft miterlebt, in der "die jüdische Minderheit zu den Aufsteigern" gehörte (Herzig 1997, S. 164). Die Schilderungen der Autoren bestätigen, was bei Arno Herzig von der jüdischen Minderheit der damaligen Zeit zu lesen ist, nämlich daß diese Menschen "aktive und wirtschaftlich innovative Bürger" (ebd., S. 168) und "am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und parlamentarischen Leben aktiv beteiligt" (ebd., S. 169) waren. Ihre Väter und auch schon ihre Großväter hatten ganz unterschiedliche Geschäfte gegründet. Sie waren bereit, Risiken einzugehen, zeigten Mobilität und hatten teil an der Urbanisierungswelle. Mit neuen Betriebsgründungen zogen sie in die großen Städte und in die Zentralen ihres Handelszweiges.

Die Tatsache, daß in fast allen deutschen Staaten eine wirkliche Gleichberechtigung nicht durchgesetzt worden war, daß Juden weder Staatsämter bekleiden konnten noch im Justizdienst und nur begrenzt im Schuldienst eingesetzt wurden, hat dazu beigetragen, daß sie um so aufmerksamer die Chancen der wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung ergriffen und ihre traditionellen Berufserfahrungen in Handel, Gewerbe und in der Geldwirtschaft erweiterten. Ihre früher oft durch Not erzwungene Mobilität war jetzt ein Vorteil, den sie nutzen konnten. Schon 1850 lebten 8,5 % der Juden, aber nur 1 % der christlichen Einwohner in den Städten (vgl. Herzig 1997, S. 174). "1871 lebten knapp 20% aller Juden, aber nur 4,8 % der Gesamtbevölkerung in Großstädten." (ebd., S. 191)

Golo Mann charakterisiert die Zeit, in der die Manuskriptverfasser aufwuchsen: "Hier fand nun, während der Jahrzehnte, die in täuschendem Rückblick als glückliche, unschuldige Friedensjahrzehnte erscheinen, eine Erweiterung nach innen statt, die man einer Explosion vergleichen mag: Bevölkerungsvermehrung, Entstehung großer Städte, soziale Umschichtung, Schrumpfung der Landwirtschaft, Abhängigwerden der Nation vom Außenhandel und alle die unermeßlichen Folgen davon, im Felde der Politik, des Parteiwesens, der staatlichen, rechtlichen, militärischen Organisation, im Raume des Geistes, der Kultur, des Glaubens oder Unglaubens." (1992, S. 397) In diesen Jahren erst entstand der Name "Großstadt" (ebd., S. 399), und die Großstädte zogen die Menschen an, die auf dem Lande kein Auskommen mehr fanden und tüchtig, mutig und flexibel genug waren, Arbeit und Leben zu ändern.

"Der Staat, autoritär im Politischen, aber liberal im Wirtschaftlichen, gibt dem Kapitalismus, was er haben will: Aktien- und Wechselrecht, einheitliche Handelsgesetzgebung, Konzentration der Banknotenausgabe, Vereinfachung des Münzwesens, der Maße und Gewichte. Dann wirken die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung wie eine aufpeitschende Droge im Blut der deutschen Volkswirtschaft. Tolle Erwerbsgier erfaßt breite Schichten des Bürgertums und der Aristokratie. Es sind die 'Gründerjahre' 1871 - 1874, während derer nicht weniger als achthundertsiebenundfünfzig Aktiengesellschaften mit einem Kapital von über vier Milliarden Mark gegründet wurden, und viele schwindelhafte Gründungen darunter. Dem folgte ein Aschermittwoch der Zusammenbrüche, eine Periode des harten wirtschaftlichen Existenzkampfes, das Konsolidieren, das Schöpfen neuer Industrien und neuer Bedürfnisse." (ebd., S. 399f) Großbanken, Großindustrie und Kapitalismus bestimmten diese Jahrzehnte. Sie prägten die Stadtbilder durch ihre imposanten Bauten, die in Ermangelung eigener Schöpferkraft vergangene Stilarten imitierten. "Neugotik und Neuromanik wurden der übliche Stil für repräsentative Bauten." (Gidal 1988, S. 246) Die privaten Villen jener Zeit zeigten "übersteigerte Freude am Dekor, die sich (...) im ausgeprägten Stilpluralismus offenbart" (Neumann 1982, S. 56), sie dienten der Repräsentation großbürgerlichen Selbstbewußtseins.

Juden haben ihre Möglichkeiten zur Entfaltung genutzt: in der Großindustrie, im Welthandel, als Bankiers und Verleger, aber auch als Erfinder, Entdecker, Wissenschaftler oder Künstler (vgl. Gidal 1988, S. 266ff). Auch die Väter der Autoren nutzten ihre Chancen. Der Vater von James Broh, ein Rabbiner, wurde, wie sein Sohn schreibt, vom "Gründungsfieber" (JBL 135/7) erfaßt

und gründete eine Bank in der Kleinstadt Perleberg, die er später in die "Weltstadt" Berlin verlegte. Die anderen Väter der Autobiographen gründeten ein rituell geführtes Speise- und Gasthaus in Bremen, ein Metall-Engros-Geschäft in Berlin sowie ein Flachsimport- und Exportgeschäft in Memel, das später nach Breslau verlegt wurde. Ein Vater verlegte seinen Pelzwaren-Großhandel von Berlin in die Zentrale des deutschen Pelzhandels nach Leipzig; ein weiterer hatte seinen Hopfenhandel schon in der Zentrale des Welthopfenhandels in Nürnberg geerbt und ausgebaut. So lebten alle Familien der Autoren von selbständig geführten Betrieben, zwei zum Teil auch von der Arbeit in einer jüdischen Gemeinde.

Alle Familien legten Wert auf eine gute Ausbildung ihrer Kinder; sie pflegten die Kultur des Bürgertums, sei es des sogenannten "Bildungsbürgertums", sei es des 'Wirtschaftsbürgertums' (vgl. Ullmann 1995, S. 47f u. 110).

Die Autoren profitierten in ihrer Kindheit von dem gewachsenen Selbstbewußtsein der Juden in Deutschland, sie konnten die Früchte der Emanzipation genießen. Endlich gab es im deutschen Kaiserreich die Gleichberechtigung der jüdischen Bürger, und die Juden bewahrten sich jetzt "ihre kollektive Identität im Rahmen einer spezifischen deutsch-jüdischen Subkultur. Sie zu gestalten und zu erneuern bemühte sich die jüdische Minderheit quer durch alle Richtungen von Orthodoxie und Reform, Assimilation und Zionismus durch die 'Erfindung einer Tradition'. Sie verband nicht zuletzt bildungsbürgerliche Vorstellungen mit der Tradition des Judentums." (ebd., S. 110) Doch fast alle Autoren erinnern sich auch noch an Erzählungen von Armut, Bedrückung und durch Not erzwungene Wanderung oder Flucht in ihren Familien.

Als Heranwachsende litten sie unter einer Welle von Antisemitismus, die die Gleichberechtigung der Juden wieder in Frage stellte und ihre "rechtliche und politische, gesellschaftliche und kulturelle Emanzipation rückgängig" (ebd., S. 134) machen wollte. Dieser Antisemitismus war für die Manuskriptverfasser dieser Generation vor allem mit dem Namen Stoecker verbunden. Regional bedingt spürten zwei von ihnen – in Bremen und in Nürnberg – weniger davon. In Berlin, wo Stoecker in dieser Zeit als Hofprediger tätig war, und in Memel, wo auch der russische Antisemitismus Auswirkungen zeigte, war das Leiden der jungen Menschen stärker. Sie erlebten die

^{2 &}quot;..die Berliner sprechen in den siebziger Jahren mit Stolz von ihrer 'Weltstadt'." (Mann 1992, S. 399).



Folgen der Kehrseite der neuen wirtschaftlichen Entwicklung: "In der Entwicklung zur deutschen Industriegesellschaft zählte die jüdische Minderheit zu den Aufsteigern. Auf sie konzentrierten sich nun verstärkt die Aggressionen der vom sozialen Abstieg Bedrohten." (Herzig 1997, S. 164) Das sollte sich in den Gründerjahren noch steigern: "Die mit dem Gründerkrach einsetzenden Wirtschaftskrisen führten zu zyklisch auftretenden Antisemitismuswellen." (ebd., S. 186) Der Antisemitismus erfaßte breite Gesellschaftsschichten und verband sich mit der judenfeindlichen Tradition der christlichen Konfessionen. "Die Angst, im gesellschaftlichen Dynamisierungsprozeß zu verproletarisieren, machte auch zahlreiche Studenten empfänglich

für antisemitische Parolen." (ebd., S. 187) Alltägliche antisemitische Vorurteile waren in der Gesellschaft weit verbreitet, dazu entstanden jetzt radikale Antisemitismusparteien. (vgl. Ullmann 1995, S. 134f) "Eine noch gefährlichere Note gewann der Antisemitismus, als er sich in der Wilhelminischen Ära mit nationalistischen und rassistischen Ideologien verband und die politische Kultur des Bürgertums bestimmte." (Herzig 1997, S. 190) Der "Verein zur Abwehr des Antisemitismus", der 1890 gegründet und von 12 000 Mitgliedern unterstützt wurde, sammelte den sich gleichzeitig regenden Widerstand gegen die Antisemiten und erreichte, "daß an der Gleichstellung der Juden nichts mehr geändert wurde." (ebd., 188) Einer der Autoren, Joseph Levy, beteiligte sich aktiv in diesem Verein.

Joseph B. Levy:

"- wir fuehlten uns als Deutsche."

Joseph B. Levy wurde am 6. Oktober 1870 in Kiel in einer religiösen jüdischen Familie geboren. Er schrieb über seine Geburt:

"Ich selbst habe als letztes meiner in Kiel geborenen Geschwister am 6. Oktober 1870, am Abend des Versoehnungstages, des heiligsten juedischen Feiertages, das Licht der Welt erblickt, nachdem meine Mutter in strenger Observanz des goettlichen Gebotes 24 Stunden gefastet hatte." (JBL 135/2)

Seine Vorfahren sind in Schleswig-Holstein geboren und haben dort gelebt. Sie gehörten zu "der kleinen, aber in Nordwestdeutschland wohl bekannten juedischen Gemeinde in FRIEDRICHSTADT a.d. Eider, frueher zu Daenemark gehoerend, wahrscheinlich einer Niederlassung im 15. Jahrhundert aus Spanien und Portugal vertriebener Juden". (JBL 135/1)

Sein Vater, 1825 in Friedrichstadt geboren, war laut Urkunde "von Geburt Preusse" (ebd.)³. Seine Mutter, die zweite Frau seines Vaters, war ein Nachbarskind. Von seinen Eltern berichtete Levy:

"Beide scheinen eine gute deutsche und juedische Schule besucht zu haben, denn sie konnten deutsch lesen und schreiben, was damals nicht selbstverstaendlich war, da noch kein Schulzwang bestand. Sie sprachen auch ein einwandfreies, gewaehltes Hochdeutsch und nur selten das halb deutsche, halb daenische Idiom der Heimat. Beide legten zeitlebens Wert darauf, ihre deutsche Muttersprache nicht durch Mischung mit hebraeischen Lehnwoertern oder solchen aus dem juedisch-deutschen Jargon zu vermischen oder zu verderben, duldeten dies auch nicht im Hause und bei ihren Kindern." (ebd.)

Die Mutter erzählte ihren Kindern von den feinen Stickereien, die sie selbst noch als Kind beim Licht einer Talgkerze angefertigt hatte, und von der ersten Petroleumlampe, die ihr älterer Bruder von der Leipziger Messe zum Staunen aller Ortsbewohner mitgebracht hatte.

Der Vater "wurde durch den Gemeindelehrer als Religions-Lehrer, Vorbeter und Schaechter ausgebildet" (JBL 135/2). Nach vorübergehendem Aufenthalt in Rendsburg lebte er mit seiner Frau und seinen Kindern in Kiel, wohin er als Kultusbeamter der jüdischen Gemeinde berufen wurde. Daher besaß Joseph B. Levy auch eine Geburtsurkunde mit dem Siegel der jüdischen

_

Seit dem preußischen Emanzipationsgesetz von 1812 waren Juden in Preußen "Einländer und preußische Staatsbürger" (Herzig 1997, S. 153). Friedrichstadt in Schleswig-Holstein gehörte 1825 noch nicht zu Preußen, erst 1867 wurde ganz Schleswig-Hostein preußisch. Die Urkunde, Staatsangehörigkeitsausweis des Regierungspräsidenten in Schleswig, die "Herrn Benjamin Benjamin Levy, geboren im Juni 1825 in Friedrichsstadt" bescheinigt, daß er "durch Geburt die Eigenschaft als Preuße besitzt", wurde am 18. Juli 1891 vom Magistrat in Kiel ausgestellt.

Gemeinde, die von seinem Vater handschriftlich ausgestellt war, denn Juden wurden damals noch nicht in die städtischen Geburtsregister⁴ eingetragen. Sein Vater war als einziges Mitglied der jüdischen Gemeinde der deutschen Schrift mächtig. An Kiel hatte Joseph B. Levy keine eigenen Erinnerungen, da der Vater schon zwei Jahre nach seiner Geburt als Kultusbeamter nach Bremen berufen wurde:

"Aus den Erzaehlungen meiner aelteren Geschwister (ich war das 10. Kind) geht hervor, dass unsere Familie in Kiel freundschaftlichen Verkehr nicht nur mit Glaubensgenossen und innerhalb der weiteren Familie pflegte, sondern auch mit christlichen Buergersleuten eng befreundet war. In unserm kleinen altmodischen Eckschrank standen verschiedene, von meinen Eltern in Ehren gehaltene Abschiedsgeschenke und andere Freundschaftsbeweise aus dieser Zeit." (ebd.)

In Bremen – jüdische Reisende und Ein- und Auswanderer fragten nach koscheren Speisen – gründeten die Eltern ein rituell geführtes jüdisches Speise- und Gasthaus, "das sich im Laufe der Jahre zu einem angesehenen und viel besuchten Hotel mit Restaurationsbetrieb entwickelte." (JBL 135/3) Wirtschaftlich ging es der Familie zunächst nicht gut. Die Besoldung eines Kultusbeamten war gering, das Speise- und Gasthaus war anfangs nicht lohnend, und "die grosse Familie erforderte grosse Mittel" (ebd.).

"Aber meine Eltern waren voll Gottvertrauen und Froemmigkeit, und dieser Geist, sowie der natuerliche Frohsinn der heranwachsenden Kinderschar kennzeichnete das Haus und das Familienleben weit mehr als die zeitweilige Not. Keinesfalls aber durfte diese letztere die Erziehung und Ausbildung der Kinder beeintraechtigen. So schickten uns die Eltern nur in die besten hoeheren Schulen, wo wir uns fast alle ausgezeichnete Kenntnisse und Faehigkeiten erwarben. Das war unserer vielgeplagten und mit Sorgen belasteten Eltern groesster Stolz, wie sie auch unser aller, auch der 6 Toechter, berufliche Ausbildung im Auge behielten. Im allgemeinen wurden in jener Zeit Maedchen eigentlich nur fuer Haus und Ehe vorbereitet. Zwei meiner Schwestern wurden jedoch tuechtige Schneiderinnen und gruendeten eine der besten Damenkonfektionsfirmen der Stadt; zu ihren Kundin-

-

⁴ Seit dem 1.10.1874 wurden in Kiel Standesregister für alle Bürger, auch für Juden, geführt. Im Deutschen Reich wurde das Personenstandsgesetz erst am 6.2.1875 erlassen. Seither wurden die Standesregister, öffentliche Bücher als Geburts-, Heirats- und Sterberegister, von staatlich bestellten Standesbeamten geführt (telefonische Auskunft des Standesamtes Kiel).

nen zaehlten die ersten christlichen Kreise. Dieses Streben unseres klugen, weitblickenden und bei seiner Strengglauebigkeit nicht weltfremden, sondern ganz modern denkenden Vaters ist bezeichnend fuer seine Generation, erwachsen aus den ersten Jahren nach der Emanzipation der deutschen Juden, die, einerlei welcher religioesen Richtung angehoerend, durchaus bestrebt waren, sich die deutsche Kultur anzueignen und besonders ihren Kindern den Eintritt in das Kulturleben des Vaterlandes und der Welt zu erleichtern. 'Religioeses und profanes Wissen nebeneinander', das war damals das Bildungsstreben der deutschen Juden. Lessing, Schiller, Goethe und Heine wurden eifrig gelesen. Deutsche Lieder wurden gesungen und erklangen in unseren Kinderspielen und kleinen Gesellschaften – wir fuehlten uns als Deutsche und unterschieden uns nur dadurch von unseren christlichen Kameraden und Gespielen, dass wir in die Synagoge, sie in die Kirche gingen." (JBL 135/3f)

Die antisemitische "Propaganda des Berliner Hofpredigers Stoecker" (JBL 135/4) fand in Bremen "wenig Eingang" (ebd.). Die Juden lebten hier "nach der dort allerdings spaet wirksamen Gleichberechtigung fast immer, sogar noch in den ersten Jahren des 'Dritten Reiches', in angenehmen Verhaeltnissen, ohne antisemitische Anfechtungen" (ebd.). Ein Freund der Familie wurde Mitglied des Stadt- und Staatsparlamentes und hatte "eine angesehene Stellung" (ebd.) in der Bürgerschaft.

Joseph B. Levy kannte schon in seinen Kinderjahren das Wort Antisemitismus, ohne selbst antisemitischen Diskriminierungen ausgesetzt zu sein:

"Hoerte ich auch schon in meinen Kinderjahren das Wort 'Antisemitismus', so hatte ich doch auf der Strasse und in der Schule keine judenfeindlichen Anfechtungen zu ertragen." (ebd.)

Er besuchte eine simultane Privat-Realschule mit Englisch als erster Fremdsprache und machte gute Erfahrungen:

"Ich hatte gute Freunde unter meinen christlichen Mitschuelern sowohl, wie unter meinen Lehrern, die keinen Anstoss daran nahmen, dass ich am Sabbat an den schriftlichen Arbeiten nicht teilnahm. Mein Klassenlehrer war mein besonderer Freund, lud mich am Sonntagmorgen in seine Wohnung, holte mit mir unentgeltlich das am Sonnabend Versaeumte nach und erfreute mich dadurch, dass ich die Diktate meiner Mitschueler korrigieren durfte." (JBL 135/4/5)

Jährlich am 2. September feierte Joseph B. Levy den Tag der Schlacht bei Sedan mit Begeisterung und Engagement mit. Er durfte "in vaterlaendischen Liedern die Solostellen singen" (JBL 135/5).

"So wurde der Same echter Heimatliebe und Treue in mein jugendliches Herz gestreut. In unserer Religionsschule rezitierten wir an diesem Tage die deutschen Uebersetzungen hebraeischer Psalmen und Gebete. Mit einer kleinen Thorarolle im Arme stand ich einst vor der kleinen Schulgemeinde und rief, ebenso begeistert fuer den Glauben, wie fuer die Heimat:

,Dies ist die Thora, dies ist das Wort, das Gott uns hat gegeben, dass wir's bewahren fort und fort und tragen's durch das Leben!'

Unser Religionslehrer, ein in der ganzen Stadt beliebter Volksredner, praegte uns gern das Riesser'sche Motto ein, womit jede Schulfeier begonnen wurde:

,Einen Vater in den Hoehen, eine Mutter haben wir: Gott, ihn, aller Wesen Vater, Deutschland unsere Mutter hier.'

Ich habe diese Gesinnung und Ueberzeugung tief in mich aufgenommen." (ebd.)

1883 bis 1887 besuchte Joseph B. Levy eine "Praeparandie in Burgpreppach, einem Dorf in Unterfranken (Bayern)" (ebd.). Es war eine Schule, in der "Intensives Studium der Religionsquellen neben gutem Allgemeinwissen" (ebd.) die Schüler auf das Lehrerseminar vorbereiteten. Die Eltern wollten ihren Sohn zum Lehrer und Kantor ausbilden lassen, weil er eine "wohlklingende Singstimme, neben guter geistiger Begabung" (ebd.) aufwies. Joseph B. Levy erhielt in dieser Schule eine gute Bildung.

"Dieser Anstalt verdanke ich meine gruendliche Vorbildung in allen Elementarfaechern sowohl, wie in der franzoesischen Sprache und vor allem in den Religionswissenschaften und im Hebraeischen, wobei wir bis zur selbstaendigen Lektuere des Talmuds vordrangen. Nicht zum mindesten verdanke ich dieser Schule meine konservative religioese Erziehung und Einstellung fuer's ganze Leben. Wir hatten ausgezeichnete junge Lehrer, die sich in aufopfernder, begeisterter und begeisternder Weise ihrem Beruf hingaben. Ganz besonders wurden wir im deutschen Stil und in der hebraeischen Grammatik vorzueglich geschult." (JBL 135/5f)

In den vier Jahren in Bayern war seine gute hochdeutsche Aussprache durch den bayerischen Dialekt beeinflußt worden; seine Eltern befürchteten, daß sich dieses noch verschlimmern und zu einem Mangel für den Lehrerberuf werden würde. Sie ließen ihn darum in Norddeutschland in einer Lehrerbildungsanstalt in Hannover weiterlernen.

Die vier Jahre in Hannover hatten prägenden Einfluß auf Joseph B. Levy. Das Großstadtleben zog ihn an.

"... sowohl die aristokratisch anmutende, ehemalige Residenzstadt, wie auch die juedische Gemeinde mit ihrem Mustergottesdienst und in ihrer gemaessigt konservativen, religioesen Einstellung haben auf meine spaetere Entwicklung tiefen Einfluss gewonnen." (JBL 135/6)

Neben den in der Gemeinde und im Lehrerseminar tätigen Menschen übte besonders der Direktor des Seminars, Dr. K., eine starke Wirkung auf ihn aus.

"... Dr. K. bemuehte sich, seine Zuhoerer in populaerer Weise ganz besonders mit den von Judenfeinden oft angegriffenen und verleumdeten Stuecken des Talmuds zu befassen und sie gegen solche Angriffe zu wappnen. (...) Ich verkehrte im Hause dieses gelehrten Mannes, meines Direktors, bald freundschaftlich und habe ihm viel fuer meine Entwicklung als Lehrer und auch als Redner zu verdanken, da er in seinem Unterricht auch grossen Wert auf unsere homiletische und rhetorische Ausbildung legte." (JBL 135/7)

In Hannover legte Joseph Levy 1891 sein Staatsexamen ab und erlangte das Volksschullehrer-Diplom, das ihn berechtigte, an jeder deutschen Schule tätig zu sein. Doch diese Berechtigung sah in der Praxis anders aus:

"Indessen wurden erfahrungsgemaess in ganz Deutschland Juden nur hoechst selten im oeffentlichen Volksschuldienst verwendet, es sei denn an Simultanschulen, wie sie in manchen preussischen Provinzen (Hessen-Nassau und Posen) bestanden; in solchen erforderte schon die Anwesenheit einer groesseren Zahl juedischer Kinder die Beschaeftigung eines Lehrers gleicher Konfession zur Erteilung des Religionsunterrichtes. Jedoch bestanden ausserdem in ganz Deutschland viele juedische Volksschulen, die, den allgemeinen vollkommen paritaetisch, unter Staatsaufsicht standen. Fast nur auf Anstellung an solchen Schulen konnten juedische Lehrer rechnen." (JBL 135/7)

Joseph B. Levys Jugendzeit fiel in die Periode der starken antisemitischen Wellen, die seit 1878 über Deutschland rollten:

"Waehrend meiner Jugend- und Studienjahre breitete sich in Deutschland ein von gewissen Demagogen geschuerter, brutaler Antisemitismus aus. Ich erwaehne neben dem schon genannten Stoecker die Hauptagitatoren Ahlwardt, den Verfasser der 'Judenflinten', der wegen Verleumdung der Loewe'schen Gewehrfabrik und der Regierung verhaftet, verurteilt und seines Amtes als Schulrektor verlustig erklaert wurde; Otto Boeckel, den ersten antisemitischen Reichstagsabgeordneten, und Liebermann von Sonnenberg, den Herausgeber der 'Deutsch-sozialen Blaetter'. Alle drei sind mir durch ihr brutales Auftreten und ihre schreierische Demagogie noch heute im Gedaechtnis." (JBL 135/7/8)

1891 – in dem Jahr seines Staatsexamens – trat Joseph B. Levy als eines der ersten Mitglieder in den "Verein zur Abwehr des Antisemitismus" (JBL 135/8) ein, der "von Gneist und seinen toleranten Freunden, aber auch von juedischen Wissenschaftlern" (ebd.) gegründet worden war.⁵ Joseph B. Levy arbeitete an dem Wochenblatt dieses Vereins mit.

Rudolf Bing:

"Judesein ist überhaupt und ganz besonders in Deutschland immer so bestimmend gewesen als irgendein schicksalsgewollter Charakterzug."

Rudolf Bing wurde 1876 in Nürnberg geboren. Er war ein Jude, "der in Deutschland nach wohl tausendjährigem Aufenthalt seiner Ahnen rheinischen Ursprungs mit deutscher Kultur auferzogen ist". (RB 28/3) Die Familie väterlicherseits lebte schon lange in Bayern. Sein Ururgroßvater war ein "namhafter Rabbiner, in Würzburg, Abraham Bing, der den Titel Grossrabbiner führte. Er war ein Haupt der Orthodoxie und steht auch heute noch bei gelehrten Kennern jüdischen Schriftwesens in hohem Ansehen." (RB 28/2) Einer seiner Söhne, Ber Abraham Bing, zog nach Scheinfeld in Franken, auch er war eifriger Schriftgelehrter – er übersetzte das Jeremiabuch und das Hohe Lied ins Deutsche – und trieb einen kleinen Handel, den sein Sohn Bernhard Bing fortführte. Er war "sogenannter Matrikeljude" (ebd.)⁶ bis zu

⁵ Nach Nachum T. Gidal (1988, S. 259) wurde dieser Verein 1890 ins Leben gerufen. Arno Herzig (1997, S. 188) teilt mit, daß unter den Gründern 56 Reichstagsabgeordnete waren.

Nachum T. Gidal schreibt hierzu: "Hinzu kam, daß in Bayern das Judenedikt vom 10. Juni 1813 mit seinem berüchtigten Matrikelgesetz bis 1861 in Kraft blieb. Darin hieß es: "Die Zahl der Judenfamilien an den Orten, wo sie dermalen bestehen, darf in der Regel nicht vermehrt, soll vielmehr nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß ist." Die Matrikel mußte anstelle des bis dahin geltenden Schutzbriefes jeweils vom Haupt der

der Emanzipation der Juden in Bayern. Bernhard Bing, der Großvater von Rudolf Bing, siedelte 1866 nach Nürnberg über, wo sich der Welthopfenhandel konzentrierte.

"Es blühte damals in Bayern der Hopfenhandel. Es war namentlich die Regsamkeit der fränkischen Juden, die den Export des fränkischen Hopfens zunächst, und in der Folgezeit den Hopfenhandel überhaupt in die Hand nahmen. Ihre Tätigkeit konzentrierte sich nach Wegfall örtlicher Beschränkungen in Nürnberg, das schliesslich der anerkannte Weltmarkt des Hopfenhandels wurde." (ebd.)

Auch die Firma Bernhard Bing war seit 1840 im Hopfenhandel tätig.⁷ Bernhard Bing starb kurz nach seiner Übersiedlung nach Nürnberg. Seine Witwe führte mit ihren drei Söhnen das Geschäft fort. Vor allem der Vater von Rudolf Bing, Berthold Bing, damals 19jährig, engagierte sich in der Leitung des Geschäftes. Berthold Bing nahm später im Wirtschaftsleben und im öffentlichen Leben Nürnbergs – er war Stadtrat – eine bemerkenswerte Rolle ein. Durch sein weltweites Geschäft und seine Kenntnis fremder Länder war er dazu besonders befähigt. Berthold Bing war Demokrat, gehörte der Fortschrittspartei an und setzte sich für eine deutsch-französische Verständigung ein.

"Mit bedeutenden französischen Politikern [dazu gehörte auch der Bürgermeister von Lyon] stand er in persönlicher Fühlung und glaubte insbesondere der Versöhnung auch dadurch zu dienen, dass er im Nürnberger Stadtrat eine repräsentative Beteiligung der Stadt bei der Lyoner Weltausstellung noch kurz vor Kriegsausbruch durchsetzte." (ebd.)⁸

Die Mutter von Rudolf Bing entstammte einer Augsburger Fabrikantenfamilie. Sein Großvater mütterlicherseits besaß eine Weberei in den bayerischen Alpen. Er war ein großer Bismarckverehrer, in seinem Haus war man "weniger demokratisch als in Nürnberg". (RB 28/3)

Familie erworben werden und fiel nach dessen Tod ausschließlich dem Erstgeborenen zu, während die übrigen Söhne nicht heiraten durften, sofern es ihnen nicht gelang, dieses Recht durch Bestechung eines hohen Beamten zu erwerben." (1988, S. 210). In Bayern waren damals 1,4% der Bevölkerung Juden (vgl. Herzig 1997, S. 156).

^{7 1939} war der Bruder von Rudolf Bing gezwungen, dieses Geschäft unter dem Druck der Nazigesetzgebung vor seiner Auswanderung aufzugeben.

⁸ Eine Weltausstellung fand 1876 in Paris statt; Lyon war allerdings seit dem 15. Jahrhundert eine bedeutende Messestadt.

Rudolf Bing wuchs in Nürnberg auf, das vor der Jahrhundertwende noch eine Mittelstadt war. Malerische Häuser, Pferdefuhrwerke, eine Schmiedewerkstatt, der offene Fischbach, ungefährdetes Murmelspiel auf der Straße sind Bilder, die sich Rudolf Bing aus seiner Kindheit eingeprägt haben.

In der Familie hörte der junge Rudolf Bing früh von politischen Ereignissen und engagierten Politikern; er wurde selber an politischen Aktionen beteiligt, z.B. trug er mit anderen Kindern Unterschriftenlisten gegen die geplante "Invalidenversicherung" (RB 28/4) in die Nachbarhäuser⁹. Tief prägte sich ihm der Wahlkampf der Parteien ein.

"Ich erinnere mich noch deutlich der Propagandaplakate der Septennatswahlen (im Jahre 1887?) darstellend eine Karrikatur des kleinen Windthorst mit riesigem Schädel, darunter: 'Wir können nicht', des Fortschrittführers: Eugen Richter mit Vollbart und Bullengesicht und der Unterschrift: 'Wir wollen nicht' und in doppelter Grösse Bismarcks idealisierte Figur in Kürassier-Uniform mit der Inschrift 'Und ich kriege es doch. Das Septennat'.—" (ebd.)¹⁰

Den auf diesem Plakat überproportional dargestellten Bismarck lernte Rudolf Bing im Jahr 1886 oder 1887 auch persönlich kennen, als er seinen Vater auf eine Reise nach Bad Kissingen begleitet hatte, wo Bismarck sich gerade zur Kur aufhielt.

"Selbstverständlich durfte der Knabe den Nationalheros sehen. 'Du wirst noch, wenn Du alt bist, Dich daran erinnern' sagte der Vater. Wir warteten vor der alten Saline seine Rückkunft von einer Ausfahrt ab. Ich sehe ihn heute noch vor mir, seine grosse, elegante Erscheinung, die durchaus nicht massig wirkte, ein sehr ernst blickendes Gesicht. Mit sehr vornehmen, raschen Bewegungen stieg er aus, ging die Stufen zur Türe hinauf und verbeugte sich aristokratisch und gelassen kühl, blossen Hauptes vor dem hochrufenden Publikum, alles mit völliger Selbstverständlichkeit und ohne jegliche Inszenierung." (ebd.)

Stark beeindruckten den jungen Rudolf Bing auch alle "militärischen Vorgänge" (ebd.): Wachparaden, Auszüge der Soldaten zu ihren Übungen, an

⁹ Das Alters- und Invalidenversicherungsgesetz wurde 1889 im Reichstag beschlossen (vgl. Ullmann 1995, S. 91).

¹⁰ Gemeint sind wohl die Reichstagswahlen vom Februar/März 1887 (vgl. Ullmann 1995, S. 90).

denen sich zu seinem Stolz manchmal auch der Vetter Adalbert, ein Reserveoffizier, beteiligen konnte. In den Ferien war Rudolf Bing Zuschauer auf den Exerzierplätzen, und er hörte gern dem Hausknecht zu, der als alter Kriegsveteran von seinen Erinnerungen an die Feldzüge erzählte.

Mit 6 Jahren wurde Rudolf Bing eingeschult. Er besuchte das alte humanistische Melanchthon-Gymnasium Nürnbergs, erst die Vorschule, dann das Gymnasium.

"Melanchthon selbst, der Humanist und Reformator, hat sie im Auftrag des Rates der freien Reichsstadt in der Zeit der höchsten Blüte ihrer Kultur gegründet. Hegel (.....) hat sie einige Zeit lang geleitet." (ebd.)¹¹

Auch hier begegnete er dem Militarismus seiner Zeit: "Der Geist des Exerzierplatzes herrschte aber auch dort" (ebd.). Die jungen Schüler lernten allerdings jetzt die Kehrseite des bunten Spiels kennen:

"Die Disziplin war äusserst straff. Die wenigsten Lehrer verstanden es den Schülern menschlich näher zu kommen. (....) In der Vorschule wurde auch noch reichlich der Stock gebraucht. Es bestand eine natürliche Feindschaft zwischen Lehrern und der mit Ausnahme einiger verachteter Musterschüler zu einer kleinen Verschwörerbande zusammengeschlossenen Schülerschaft." (ebd.)

Von "der sogenannten "Schulreform", zu deren Wortführer sich der jugendliche Kaiser gemacht hatte" (*RB 28/5*), spürten die Schüler damals wenig. Als das Melanchthon-Gymnasium zu viele Schüler hatte, wurde ein davon abgetrenntes Gymnasium gegründet, das Rudolf Bing anschließend besuchte. Dieses übernahm das alte pädagogische System des Melanchthon-Gymnasiums.

"Hier wie dort prägte den Charakter des Lehrkörpers die Tatsache, dass er sich in Nordbayern hauptsächlich aus Söhnen des protestantischen Mittelstandes zusammensetzte, die fast alle aus der Universität Erlangen hervorgegangen waren. Die meisten waren alte Herren der Burschenschaften, einige auch konfessioneller, protestantischer Verbindungen. (...) Aber ihre Herkunft hatte einen engen Gesichtskreis zur Folge. Erlangen war stets eine Hochburg der protestantischen

¹¹ Philipp Melanchthon war als Berater bei Schul-, Universitäts- und Kirchenreformen tätig, 1525 und 1526 war er nach Nürnberg gerufen worden.

Orthodoxie. Protestanten, die aus ihr hervorgingen und auch die Nichttheologen unter ihnen neigten meist zu puritanischer Strenge. Im Gegensatz zum übrigen Bayern wehte auf den Gymnasien des protestantischen Frankens daher ein nüchterner, arbeitsamer Geist wie nur irgendwo in altpreussischen Provinzen. Dem entsprach selbstverständlich auch die politische Haltung der Lehrer. Restlose Bewunderung der Entwickelung des neuen Deutschlands unter preussischer Führung und, meist unbewusst, aller protestantischer Tendenzen im deutschen Geistesleben, beherrschte den Unterricht namentlich in der Geschichte und in der Pflege der deutschen Literatur. Es wehte ausserdem ein ausgesprochen amusischer Geist, wenig geeignet, den Schülern in Wirklichkeit die Schätze des klassischen Altertums zu erschliessen oder ihnen auch nur zu der Schönheit der deutschen Literatur den Blick zu öffnen. (...) In den mittleren Klassen stand man unter dem Alpdruck, dass die schöne Sprache der Hellenen nichts weiter sei, als ein Marterinstrument zum Einpaucken der Verba auf 'mi'. Aehnlich war der Betrieb im Geschichtsunterricht. Gedächtnisstoff und Auswendiglernen! Die deutschen Klassiker mussten in der Hauptsache Stoff zu deutschen Aufsätzen hergeben. Die Lehrer waren nicht im Stande, selbst die Schönheit und Tiefe der deutschen Literatur zu erfühlen, geschweige denn sie der Jugend zu erschliessen." (ebd.)

Es gab nur wenige Lehrer, die "etwas Licht und Farbe" (ebd.) in das geistige Leben der Schüler brachten – ein Lehrer der neueren Sprachen, der Shakespeare und Dante lehrte, zwei Altphilologen, von denen der eine einen "Hauch wirklich tiefen Wissens und Verständnisses" (RB 28/6) ausstrahlte, der andere "ein von jugendlichem Enthusiasmus, für alles Gute und Schöne begeisterter alter Herr" (ebd.) war, der allerdings "in einer um ein Menschenalter zurückliegenden Zeit" (ebd.) lebte. Später wurde Rudolf Bing klar:

"Es waren eben Ueberreste einer wirklichen humanistischen Zeit und Kultur. Die Zeit des neuen deutschen Reiches hatte sie nicht mehr wesentlich formen können. Sie blieben Persönlichkeiten." (ebd.)

Bezüglich der Religionsausübung erlebte Rudolf Bing seine Familie ähnlich wie die Familien seiner jüdischen Altersgenossen. "Die religiöse Bindung hat in meiner Jugend nur eine geringe Rolle gespielt." (ebd.) Hatte die Familie des Vaters auf dem Land in Scheinfeld noch "aus Gemeinschaftssinn für die Umgebung mehr gewohnheitmässig als innerlich verbunden" (RB 28/7) die traditionellen Formen gehalten, lebte der Vater als Erwachsener "ohne

irgend welche Beziehung zu kultischen Formen und Gottesdienst" (ebd.). Die Mutter "war der jüdischen Religion noch entfremdeter" (ebd.). Sie hatte "im katholischen Augsburg die Klosterschule der englischen Fräulein besucht. (…..) und es blieb ihr als dauernder Eindruck eine gewisse Sympathie für Gebräuche und Formen des Katholizismus" (ebd.). Rudolf Bing lernte viel von seiner Mutter:

"Was sie uns an ethischem und religiösem Gehalt einflösste, war nicht weniger wertvoll dadurch, dass sie selbst niemals einen richtigen Religionsunterricht gehabt hatte und sich so wenig wie mein Vater über irgend welche Dogmen oder die Notwendigkeit irgend welcher religiösen Formen irgend jemals Gedanken machte. Sie lehrte uns kindliche Gebete." (ebd.)

Von der Mutter wurden ihm früh die "Worte Kants von dem Wunder 'des Sternenhimmels über Dir und des Sittengesetzes in Dir' " (ebd.) vertraut, die sie selber von einem katholischen Domkaplan gelernt hatte und ihrem Sohn weitergab. Rudolf Bing schätzte seine Mutter sehr, darum hatten ihre Worte Einfluß auf ihn:

"Meine Mutter war eine äusserst verständige Frau, heiteren, stets ausgeglichenen Temperamentes, deren ganze Natur Güte und verständnisvoller Takt war." (ebd.)

Jüdische Bräuche lernte Rudolf Bing nur durch die alte Mutter seines Vaters kennen:

"Sie betete an den hohen Festtagen und zündete regelmässig die silbernen Schabbathleuchter an, fastete am Versöhnungstage und erklärte uns auf unsere neugierigen Fragen wohl auch einmal dieses und jenes von den Festen und Gebräuchen." (ebd.)

Der Religionsunterricht bedeutete Rudolf Bing nichts, weder beeindruckten ihn die Religionslehrer noch ihre Methoden. Trotzdem waren seine "besonderen Erfahrungen als Jude" (RB 28/6) schon in der Kindheit wesentlich:

"Denn Judesein ist überhaupt und ganz besonders in Deutschland immer so bestimmend gewesen als irgend ein schicksalsgewollter Charakterzug." (ebd.)

Für ihn leiteten sich die Unterschiede nicht nur aus der Religion ab:

"Dass wir Juden blieben und uns wohl stets auch als Juden fühlten, muss wohl ganz andere Ursachen gehabt haben. Wohl gab es damals in Nürnberg, in der, neben der selbstverständlich sozialistischen Arbeiterschaft, die überwältigende Mehrzahl des Bürgertums 'fortschrittlich', das heisst demokratisch, zum mindesten aber liberal war, keinen politischen Antisemitismus. Dennoch lebte die Nürnberger Judenschaft, auch ihr religiös indifferenter Teil, ein gesellschaftliches Sonderleben. Mein Vater war durch politische Bestrebungen und seine starke Tätigkeit in den beruflichen Organisationen mit vielen christlichen Mitbürgern in stärkster Verbindung und mit vielen von ihnen durch wirklich echte Freundschaft verbunden, die sich aus seinem lebhaften Temperament und stets vorhandener Hilfsbereitschaft und Tätigkeitsdrang ungewollt und ungezwungen ergab. Dennoch kamen die christlichen mit den jüdischen Familien nicht in engere Beziehungen. Namentlich galt das für die Frauen. Ich habe den Eindruck, dass die Trennung in den Zeiten meiner Jugend geringer war, später aber immer mehr zunahm." (RB 28/8)

Diese Sätze bestätigen, was Arno Herzig von der allgemeinen Erfahrung auch nach der juristischen Gleichstellung der Juden 1871 sagt: "...es war nicht so weit gekommen, daß das Judentum nur durch den konfessionellen Unterschied zu den christlichen Konfessionen definiert werden konnte. Es blieb die relativ geschlossene Sozial- und Berufsstruktur dieser Gruppe, jedoch in sozial gehobener Stellung." (Herzig 1997, S. 17) Der Eindruck von Rudolf Bing, daß die Trennung zwischen jüdischen und christlichen Bürgern immer mehr zunahm, wird mit dem wachsenden Antisemitismus zusammenhängen, der von Adolf Stoecker und anderen ausging.

"Der gemeinsame Schulbesuch und die natürliche Unbefangenheit der Jugend überbrücken wohl vielfach den vorhandenen Gegensatz. Ich habe sehr enge Jugendfreundschaften aus den Zeiten der Schule, die auch das 3. Reich und der aufgezwungene Rassenwahn nicht gänzlich ersticken konnte. Aber im Grossen und Ganzen überwogen doch auch schon in der Schulzeit die jüdischen nicht aus der gemeinsamen Religion, sondern aus den näheren menschlichen und besonders familiären Beziehungen sich ergebenden, gesellschaftlichen Zusammenhänge. Bewusste antisemitische Reibungen, die stärker als gefühlsmässige Antipathien oder Sympathien gewesen wären, waren jedoch selten. Gleichmässige Behandlung aller Schüler war auch für unsere Lehrer, obwohl sie in der Blütezeit der Stoeckerschen Bewegung studiert hatten, unbedingte Pflicht korrekten deutschen Beamtentums. Aber

damals schon vernahm der hellhörige Schüler gelegentlich im Geschichtsunterricht oder Literaturunterricht Bemerkungen, die Stoeckersche oder Treitschkesche Färbung zeigten. Dem Schuljungen schrieen wohl auch manchmal Proletarierkinder auf der Strasse unflätige, antisemitische Schimpfworte nach." (ebd.)

Im Sommer 1895 bestand Rudolf Bing das Abitur, am 1. Oktober trat er als Einjähriger in das 1. Infanterieregiment in München ein. In den Wochen dazwischen genoß er eine "Wanderung durch die Oetzthaler Gletscher und die Städte Oberitaliens" (ebd.), die er mit einem christlichen Schulfreund unternahm.

"Gemeinsamer Natursinn, körperliche Ausdauer und jugendliche Begeisterung für die bildende Kunst, dazu ein starker Idealismus verband uns, die wir beide diese Tage wohl niemals vergessen haben." (ebd.)

Walter Rosenthal:

"Wie kann man ein jüdisches Kind Walter nennen?"

Walter Rosenthal wurde am 8. Juli 1873 in Berlin in der Rosenthaler Straße geboren, "in einem der ältesten Viertel der Stadt" (WR 193/1). Das Haus, in dem seine Familie wohnte, gehörte dem Schlosser Arnheim, "des durch seine Erfindung des eisernen Geldschrankes reich u. bekannt gewordenen Fabrikanten" (ebd.), der bei der Geburt Walters entrüstet ausgerufen hatte "Wie kann man ein jüdisches Kind Walter nennen?" (ebd.)

Sein Vater stammte aus einer kleinen Stadt in Posen. ¹² Dort war der Großvater als jüdischer Lehrer tätig, "was mit völliger Armut so gut wie gleichbedeutend war" (ebd.). Die Mutter kam aus einer alteingessenen vermögenden Berliner Kaufmannsfamilie, die jedoch später verarmte. Beide Elternteile wurden schon in früher Jugend Vollwaisen. Die Mutter wuchs im Haus einer reichen, verwitweten, kinderlosen Tante auf, "wohl halb als Haustochter halb

¹² Poznan (deutsch: Posen): Provinz in Westpolen, Hafenstadt an der Warthe. Die gleichnamige Hauptstadt Poznan ist eine der ältesten Städte Polens. Im Jahre 1793 ging die Stadt an Preußen, 14 Jahre später, 1807, wurde sie Teil des Großherzogtums Warschau. 1815 kam sie erneut unter preußische Hoheit und wurde 1918 (endgültig) wieder polnisch. In Posen lebten die meisten jüdischen Einwohner im Verhältnis zu den anderen preußischen Provinzen. Erst ab 1847 durften Juden aus Posen in andere preußische Provinzen übersiedeln (vgl. Herzig 1997, S. 155).

als Aschenbrödel" (ebd.). Dieses "'Tante Hannchen'" (ebd.) wohnte in einem Haus in der Königsstraße gegenüber der "von Hofkreisen" (ebd.) oft besuchten und berühmten Konditorei D'Heureuse. Die Besuche bei der Tante hat Walter Rosenthal in guter Erinnerung, sie "waren die Höhepunkte unserer (d.i. meiner u. meiner beiden älteren Brüder) frühen Kindheit" (ebd.).

Walters Vater hatte das Kürschnerhandwerk erlernt und sich vom Gesellen über den Meister zum Großhändler von Rauchwaren emporgearbeitet. 1875 verlegte er das Geschäft von Berlin nach Leipzig, dem zentralen Punkt des deutschen Pelzwarenhandels, und die Familie nahm dort auch ihren Wohnsitz. Walter verlebte in der sächsischen Stadt seine Kinder- und Jugendzeit und studierte auch einige Semester an der Leipziger Universität, so daß diese Stadt ihm, obwohl "sich mein ganzes späteres Berufsleben nicht dort abspielte, (...) bis zur Auswanderung in 1936 Heimat geblieben [war]" (WR 193/2).

Im Elternhaus von Walter Rosenthal spielte die Ausübung der jüdischen Religion keine sehr große Rolle.

"Wie sah das Elternhaus aus, dem der Sohn des jüd. Lehrers aus der kleinen polnischen Stadt vorstand, ein Mann also der zweifellos die ganze Fülle der jüdischen Tradition in sich aufgenommen hatte? Was hat er davon auf seine Kinder zu übertragen versucht? Nichts. Das ist kein Tadel, sondern eine Feststellung." (WR 193/2)

Bestimmte Traditionen wurden eingehalten, doch hinterließ die Teilhabe am jüdischen Leben keine nachhaltige Wirkung bei Walter.

"Gewiss, beide Eltern gingen an den 3 hohen jüdischen Feiertagen mit den heranwachsenden Söhnen in die Synagoge, mein Vater wurde zur Torah aufgerufen, er hielt das Fasten am Versöhnungstage, desgleichen unter sich steigerndem passiven Widerstand der Söhne den Sederabend; aber damit war auch das religiöse Leben im Hause im wesentlichen erschöpft. Gewiss ich hatte Religionsunterricht u. zwar privaten bei dem 1. Kantor der Gemeinde u. später bei dem Rabbiner, einem gelehrten Manne. Rückblickend kann ich nur staunen, wie wenig es beiden Männern gelungen ist das Interesse zu wecken u. religiöses Wissen mir zu übermitteln." (ebd.)

Die Defizite auf diesem Gebiet wurden ihm auf dem Gymnasium deutlich.

"Als älterer Gymnasiast war ich mir dieses Mangels gegenüber den christl. Mitschülern wohl bewusst, die in den reichlich bemessenen u. sehr ernst genommenen Christl. Religionsstunden des Gymnasialen Lehrplans erhebliche religionsgeschichtliche Kenntnisse u. eine gewisse Bibelfestigkeit erlangten. Vorübergehend wurde erwogen, die Erlaubnis nachzusuchen am Christl. Religionsunterricht als Hörer teilnehmen zu dürfen. Es unterblieb. So wuchsen wir 3 Brüder in religiöser Hinsicht ziemlich wild auf." (ebd.)

Doch diese religiöse Indifferenz war keine individuelle Erfahrung; er teilte sie mit vielen Altersgenossen.

"Als Mann wurde ich gewahr, dass mein Fall typisch für meine Generation war. Eine ganze Reihe jüdischer Kollegen u. Akademiker anderer Facultäten wussten vom Judentum ebensowenig wie ich u. standen ihm als Religion fremd u. kühl gegenüber." (ebd.)

Für ihn stellte diese Unverbundenheit mit dem religiösen Judentum einen erleichternden Faktor für die verbreitete Konversion vom jüdischen zum christlichen Glauben in dieser Zeit dar.

"Das erklärt wohl die vielfachen Uebertritte aus rein weltlichen Gründen u. die nicht seltenen Fälle in denen jüd. Eltern die zwar selbst die Lüge des Uebertritts (das war sie in 99% der Fälle, die ich im Auge habe) scheuten, es aber für richtig hielten ihre Kinder taufen zulassen, um diesen die (damals schrecklich erscheinenden) Zurücksetzungen für etwas was ihnen, den Eltern, selbst nichts mehr bedeutete, zu ersparen." (WR 193/3)

Auch Nachum Gidal sieht die Übertritte vor allem bei jenen Juden, "denen ihr Judentum keinen Lebensinhalt mehr bedeutete. (...) Hier erwiesen sich Aufklärung, Deismus und die Bereitschaft zur Assimilation als Wegbereiter zum Übertritt in die Religion der Mehrheit, den der christlich-deutsche Staat weitgehend als Bedingung für soziale und berufliche Gleichberechtigung ansah." (Gidal 1997, S. 293) Walter Rosenthal hat für sich jedoch eine Konversion nie in Erwägung gezogen.

In seiner Heimatstadt Leipzig wurden die jüdischen Bürger im beruflichen und geschäftlichen Leben akzeptiert; anders war es jedoch im privaten Bereich.

"Wohlwollende Freundlichkeit gegen jedermann auch gegenüber dem jüdischen Mitbürger, soweit man mit ihm in berufliche oder geschäftliche Berührung kam, war selbstverständlich. Gesellschaftliche Beziehungen kamen nicht in Betracht, man hielt Distanz. Ich habe als Schüler mit den gleichaltrigen Sprösslingen dieser Schicht als gern gesehener u. oft besuchter u. oft geladener Gast völlig auf gleichem Fusse verkehrt, ein Verkehr der Familien kam nicht in Betracht. Ich erinnere mich nur eines einzigen etwa dieser Schicht angehörenden Herrn der im Elternhaus verkehrte; er war bezeichnender Weise unverheiratet." (WR 193/4)

Eine Veränderung im Verhalten gegenüber den jüdischen Mitbürgern konnte Walter Rosenthal in Leipzig auch nicht feststellen, als Ende 1880, Anfang 1890 verstärkter Antisemitismus sich ausbreitete.

"Diese Bewegung änderte an den oben geschilderten Verhältnissen so gut wie nichts. An dem Radauantisemitismus fand die höflicher Umgangsformen gewöhnte Bevölkerung keinen Geschmack." (ebd.)

Diese Verhaltensweisen fand Walter Rosenthal auch bei den Lehrern, die ihn, zunächst in der Vorschule und dann im humanistischen Gymnasium, unterrichteten.

"Die Lehrer – sehr wenige über Durchschnitt – waren in ihrem stillen Herzen sicher nicht judenfreundlich, aber sie hatten viel zu viel Kultur u. Gerechtigkeitssinn als dass sie das den in ihre Hand gegebenen Knaben im Geringsten hätten empfinden lassen." (WR 193/4/5)

Walter Rosenthal konnte durch seine guten schulischen Leistungen überzeugen, so daß er zahlreiche Schulpreise erhielt, "darunter einmal den höchsten den die Schule zu vergeben hatte" (WR 193/5). Er erwähnt außerdem, daß einmal ein jüdischer Mitschüler Primus der Oberprima war und er den Lehrern "noch heute für diese Gesinnung dankbar" (ebd.) ist. Während dieser Schulzeit hatte Walter zahlreiche, fast ausschließlich nicht-jüdische Freunde, der "Freund des Lebens wurde freilich der jüd. Mitschüler" (ebd.).

An den Schluß seiner Ausführungen zu seiner Kinder- und Jugendzeit setzte Walter Rosenthal den Satz:

"So ist der Schreckensruf: Judenjunge in meine Kinder- u. Gymnasialzeit niemals hineingeklungen." (ebd.)

Nach seiner Schulzeit wurde er dann jedoch mit dem "Judenproblem" konfrontiert, als es um die Berufswahl ging.

"Ich schwankte ob ich alte Sprachen oder die Rechte studieren solle. Aber das Erstere war praktisch nicht durchführbar. Der Altphilologe konnte sich seinen Lebensunterhalt in aller Regel nur als Gymnasiallehrer verdienen u. jüdische Lehrer wurden in Sachsen überhaupt nicht u. in anderen deutschen Staaten so gut wie nicht angestellt" (ebd.).

Walter Rosenthal entschloß sich aus diesem Grund zum Jurastudium.

James Broh:

"Aus einem deutschen Nationalisten wurde ich ein jüdischer."

James Broh wurde 1867 in Perleberg, Kreis West-Priegnitz in der Mark Brandenburg, etwa in der Mitte zwischen Hamburg und Berlin gelegen, geboren. Seine Eltern waren kurz vor seiner Geburt dorthin gezogen "aus dem zur Freien Reichsstadt Hamburg gehörigen Städtchen Cuxhaven-Ritzebüttel, wo meine Mutter geboren war." (JB 39/2)

Die väterliche Linie der Mutter stammte aus Kopenhagen, wo James Broh manchmal noch "vornehme" Verwandte besuchte; die großmütterliche Seite war nicht weniger großbürgerlich.:

"Die Mutter meiner Mutter gehörte einer alteingesessenen Hamburger Familie an, die in solchen Verhältnissen lebte, dass bei Tisch befrackte Diener servierten." (ebd.)

James Broh besuchte oft seine zahlreiche Verwandtschaft in Hamburg. Er genoß die Selbstsicherheit der Hamburger Familie¹³, erlebte die kulturelle, unbefangene, freundschaftliche Verbundenheit von Christen und Juden, die in seiner großen Familie auch dazu führte, daß Ehen mit protestantischen und katholischen Partnerinnen und Partnern geschlossen wurden, obwohl die Familie doch orthodox lebte, was er vor allem an der Beachtung des Sabbats festmachte. Seine Mutter hatte ihm folgende Episode vom Großvater erzählt:

[&]quot;Die reiche j\u00fcdische Oberschicht Hamburgs hatte es \u00fcber den Staatsrat Chaban erreicht, da\u00ed die Hamburger Juden von den Bestimmungen dieses Dekrets [gemeint ist das ,Sch\u00e4nd-liche Dekret' von 1808 in den nach 1806 von Frankreich annektierten Gebieten] ausgenommen wurden, das eine Einschr\u00e4nkung des Handels und der Mobilit\u00e4t f\u00fcr j\u00fcdische B\u00fcrger vorsah." (Herzig 1997, S. 154)

"Der Cuxhaven-Ritzebüttler Männergesangverein unternahm eines Samstags eine Sängerfahrt nach Buxtehude. Mein Grossvater, sein Bariton, konnte des Sabbaths wegen erst am Sonntag nachkommen. Zu seiner Ankunft hatte sich der gesamte Verein am Ufer der Elbe eingefunden und ihn begrüßt: "Hurra! Unser Jacobsen!" (JB 39/3)

James Broh erlebte, daß der Vetter seiner Mutter, ein Arzt, am Samstag seine zahlreichen – meist nicht-jüdischen – Patientinnen und Patienten zu Fuß besuchte und den Wagen des Sabbats wegen nicht benutzte. Die Hamburger Verwandten waren hauptsächlich Kaufleute und Bankiers, sie legten – wie die übrigen Hamburger Kaufleute – Wert auf ihren ehrbaren Ruf. James Broh schrieb:

"Selbst die biblische Frömmigkeit, die durchaus zu diesem altmodischen Gepräge passte, verband sie mit der ein wenig puritanischen Weltanschauung ihrer protestantischen Berufsgenossen." (JB 39/4)

"Alle meine Verwandten dort waren ausgesprochene Patrioten" (ebd.) erinnerte Broh weiter. "Ein jüngerer Vetter besiegelte seine Liebe zum Vaterland durch Soldatentod in den Karpathen." (ebd.) Zwei Brüder seiner Mutter waren in die USA bzw. nach Brasilien ausgewandert und siedelten 20 Jahre später aus Sehnsucht nach der Heimat wieder nach Hamburg zurück. Einem dieser Onkel sagte die kaufmännische Tätigkeit nicht zu, er wurde "in Uebereinstimmung mit den Traditionen vieler Hamburger Juden selbständiger Handwerker" (ebd.), und zwar Lithograph.

Eine ganz andere Tradition beeinflußte die Entwicklung von James Broh in der Familie seines Vaters.

"Er war Ostjude, in Lodz geboren. Seine Vorfahren waren sämtlich Rabbiner, er selbst galt als ein Wunderkind, da er schon in jungen Jahren den Talmud mit seinen geistreichen Kommentaren beherrschte. Die gewaltigen Folianten des Talmuds füllten einen grossen Teil seiner Bibliothek, daneben die deutschen und französischen Klassiker, letztere in der Ursprache, deren Kenntnis er sich beigebracht hatte. Als junger Mensch hatte er sich der in Polen sehr verbreiteten Sekte der Chassidim angeschlossen, die im Gegensatz zu der althergebrachten scholastischen Orthodoxie eine geradezu leidenschaftliche persönliche Beziehung zu Gott zu gewinnen suchten." (JB 39/5)

Der Vater flüchtete nach Deutschland, um "dem Zaren nicht zwölf Jahre dienen zu müssen" (ebd.). ¹⁴ Er kam nach Hamburg und von dort nach Cuxhaven-Ritzebüttel, wo er von der jüdischen Gemeinde zum Rabbiner berufen wurde. James Broh bewunderte seinen Vater, seine Gelehrsamkeit, seine Persönlichkeit: "Ansprechende würdige Haltung und natürliche Anmut machten ihn überall beliebt, sogar bei erklärten Judenfeinden." (ebd.)

Die Bedingungen der Auswanderung seiner Onkel mütterlicherseits und seines Vaters stellten sich für James Broh recht unterschiedlich dar. Die einen wanderten aus Wanderlust, weil gute Verhältnisse sie lockten, die anderen suchten nach einem Land, in dem sie ihren Glauben leben konnten.

"Mein Urgrossvater aber und mein Vater, die zogen nach Deutschland, weil es damals das religiös duldsamste Land Europas war, ausser dem fernen Frankreich. (...) Als aber später Bismarck mit Hilfe Stoeckers die Giftpflanze des Antisemitismus auf Deutschlands Boden züchtete, trug mein Vater sich mit der Idee, weiterzuwandern nach Frankreich, dem Land der Menschenrechte." (JB 39/6)

1872 wurde James Broh eingeschult, er besuchte ein Real-Gymnasium in Perleberg. Eine "neue Epoche" (JB 39/6) hatte in Deutschland begonnen. Die 1848er Revolution war gescheitert. James Broh hörte später von Perleberger Bürgern, daß auch die Perleberger von revolutionärem Zeitgeist erfüllt gewesen waren und z.B. den Prinzen Wilhelm, den späteren König Wilhelm I., auf einer Flucht nach England festzuhalten versucht hatten und daß sie später noch dem König und Bismarck Ausgaben für die Vergrößerung seines Heeres verweigerten. Doch Bismarck hatte Erfolg mit seinen Feldzügen und war "der anerkannte Führer des deutschen Volkes" (JB 39/7). Bismarcks Erfolge und seine persönliche Ausstrahlungskraft, die politische und wirtschaftliche Einigung des Deutschen Reiches und die französische

¹⁴ Lodz gehörte damals zum sogenannten Kongreß-Polen, dem Königreich Polen, das der Wiener Kongreß 1815 Rußland zugesprochen hatte. Unter Nikolaus I. (1825 - 1855) wurden gegen die Juden gerichtete staatliche Maßnahmen ergriffen, die auch die Juden in Kongreß-Polen betrafen. "So wurde 1827 das Recht der Juden, sich von der Rekrutenstellung loszukaufen, abgeschafft. Das bedeutete an sich nur eine Gleichstellung der Juden mit den Nichtjuden, doch war die Art und Weise diskriminierend, mit der 12- bis 18jährige Juden zwangsausgehoben und als sogenannte Kantonisten einem äußerst harten Vorbereitungsdienst unterworfen wurden, dem sich dann der 20- bis 25jährige Militärdienst anschloß. Die Juden wehrten sich durch Flucht, Selbstverstümmelungen und Petitionen gegen diese Zwangsmaßnahmen, die auch die Taufe der jungen Juden zum Zweck hatten und erst 1856 wieder aufgehoben wurden." (Kappeler 1993, S. 86)

Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Goldfranken führten zu militärischem und wirtschaftlichem Umschwung:

"Neue Gründungen tauchten an allen Ecken und Enden auf. Auch in Perleberg wurden Fabriken gegründet. Angesteckt von diesem Gründungsfieber gab mein Vater das Rabbinat auf, behielt sich nur den Posten eines Gemeindevorstehers vor und eröffnete ein Bankgeschäft." (ebd.)

Als ein Eisenbahnunternehmer 1875 bankrott machte¹⁵, waren auch in Perleberg viele Menschen davon betroffen und als der jüdische, nationalliberale Abgeordnete Eduard Lasker den Gründungsschwindel im Reichstag aufdeckte, war das Gesprächsstoff zu Hause und in der Schule¹⁶. James Broh war damals 8 Jahre alt, und er beteiligte sich schon an den Diskussionen.

"Ich war sehr frühreif. Schon als Neunjähriger dichtete ich ein "Epos' und las mit grossem Eifer Geschichtswerke. Als ich einmal in der Geschichtsstunde fehlte und der Lehrer, Dr. Behrendt, von der Klasse keine befriedigende Antwort auf eine Frage erhielt, sagte er: "Wäre Broh da, so hätte ich schon die richtige Antwort bekommen!" Neidlos, ja freudig teilten meine Kameraden mir diese Anerkennung anderen Tages mit. An Diskutierkunst jedoch war mein Mitschüler Ernst von Liebermann, der Sohn unseres Regimentskommandeurs, mir überlegen. Er pflegte mit grosser Sicherheit in den Klassenpausen das Wort zu führen und imponierte uns durch seine unbekümmerten, etwas schnoddrigen Ausführungen über Politik." (JB 39/8)

James Broh gehörte wie die übrigen Kinder seiner Schule der wohlhabenden Schicht an. Er wurde mit den sozialen Unterschieden und den ärmeren Kindern, die die Volksschule besuchten, konfrontiert, ohne die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge zu begreifen und ohne daß Schule oder Elternhaus ihm dazu Hilfestellung gaben. Er und seine Klassenkameraden

¹⁵ Gemeint ist wahrscheinlich der "Eisenbahnkönig" Bethel Henry Strousberg, ein in seiner Jugend zum Christentum konvertierter Jude. Der Zusammenbruch seines Imperiums war der spektakulärste Bankrott infolge des Börsenkrachs (vgl. Winkler 2000, S. 227).

Eduard Lasker war seit Ende der 50er Jahre politisch aktiv. Von 1871 bis 1884 war er Mitglied des Reichstages, zunächst als Abgeordneter der Nationalliberalen Partei, bis er 1881 der Liberalen Vereinigung beitrat. Anfang 1873 deckte er im preußischen Abgeordnetenhaus die Beteiligung führender konservativer Politiker an Schwindelgründungen auf. Dies führte zum Rücktritt des Handelsministers Heinrich August Friedrich Graf von Itzenplitz und zur Pensionierung von Hermann Wagener, der ein enger Vetrauter Bismarcks war. Seine Aktion rief jedoch auch Mißtrauen in der eigenen Fraktion hervor.

wußten auch nichts von der Existenz der Sozialdemokraten und ihrer Abgeordneten im Reichstag; sie kannten nur die Vertreter des Bürgertums. "Der Klassengegensatz bestand, wenn auch uns unbewußt." (JB 39/9) Volksschüler wurden lächerlich gemacht, und es gab erbitterte Kämpfe zwischen Volksschülern und Gymnasiasten. Der herrschende Militarismus färbte auf die Kinderspiele ab, zumal Perleberg Garnisonsstadt war. Hier lag das 11. Ulanenregiment, "das fast ebenso berühmt war, wie die Pasewalker Bismarckkürassiere. Ihr Kommandeur während des eben vergangenen Krieges war (…) der Abgott der Stadt, besonders der Jugend." (ebd.) Der Auszug des Regimentes zu den morgendlichen Übungen war ein Schauspiel für die Stadt.

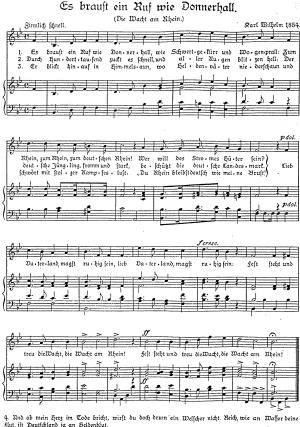
"Des Abends aber hatte jede Marie und Anna nach geheiligtem Brauch ihren Soldatenschatz in der Küche, bis die Reveille die Burschen in die Kaserne rief. So mancher von ihnen hatte den letzten Krieg mitgemacht und erzählte mir, der ich dann lieber in der Küche als in der Stube weilte, von den Heldenthaten der deutschen Bataillone, vor allem der preussischen und bayrischen. So erlebte die Jugend den grossen Krieg mit. Im Wohnzimmer hingen an der Hauptwand zwei Bilder: das eine zeigte den König Wilhelm, wie ihm Kaiser Napoleon seinen Degen als Gefangener nach der Schlacht von Sedan übergibt, das andere die Ausrufung des Deutschen Kaiserreiches durch Bismarck im Saale des Versailler Schlosses." (JB 39/10)

In jedem Jahr gab es eine besonders große militärische Feier, im Gedenken an die gewonnene Schlacht 1870 gegen die Franzosen.

"Alljährlich am 2. September wurde der Sieg von Sedan in grossem Stil gefeiert, durch Ansprachen, Märsche, Abends mit Fackeln und Lampions und Illumination der Wohnungen und Schaufenster. Die Schuljugend sang ihre patriotischen Lieder. Ueberhaupt diese Lieder! Stärker als die Geschichtsvorträge der Lehrer, die Erzählungen der Ulanen, die Eindrücke der bildlichen Darstellungen beeinflussten mich die vaterländischen Lieder, deren kraftvolle, feierliche Melodieen mich heute noch bewegen. 'Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!' (Was wir richtig dahin verstanden, dass es uns über Alles ging.) Ferner 'Die Wacht am Rhein' und 'Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland!' Aber das deutsche Vaterland war für uns auch zugleich das preussische: 'Ich bin ein Preusse, kennt Ihr meine Farben?'

So wurden wir, ebenso sicherlich wie unsere ganze Generation in Deutschland, von dem Geist des Nationalismus infiziert, ohne dass wir es gewahr wurden.

Unser alter Lehrer Höpfner, der ein Buch über die Stadtgeschichte von Perleberg verfasst hatte, machte uns noch besonders klar, dass Preussen das Herz Deutschlands und unsere Mark das Herz Preussens sei. Alle die anderen Provinzen seien erst später hinzugekommen und im Grunde fast als Ausland zu betrachten. Wir waren also auserwählt." (ebd.)



Sitt. ist Deutschland ja an Heldenblut. 5. So lang ein Eropfen Blut noch glüth, noch eine Jaust den Degen zieht und noch ein Urm die Buchse spannt, betrikt ein seind siere deinen Strand.

^{6.} Der Schwur erschallt, bie Woge rinnt, die Sahnen flattern hoch im Wind: Jum Abein, zum Abein, zum beutschen Abein! Wir alle wollen Hitter sein! Mas Schnedenburger 1840

Sämtliche Schlachten und Helden der Freiheitskriege und der Kriege von 1864 - 1870 kannten die Schüler.

"Unsere Schullesebücher strotzten von grossen anekdotischen Geschichten, in denen gezeigt wurde, was für ausserordentliche Menschen sämtliche hohenzollernschen Markgrafen, Kurfürsten und Könige gewesen waren und wie sie sämtlich Idealisten waren, die nur um das Glück ihres Volkes besorgt waren. (...) Sowenig wir dem Zauber unser schönen patriotischen Lieder widerstehen konnten, sowenig konnten wir dieser unaufhörlichen Propaganda Widerstand leisten. (...) Würde unser König wieder neue Soldaten brauchen, wir Jungens wären sicher bereit, den Inhalt unserer Sparkassen mit Freude und Stolz dafür zu opfern." (JB 39/11)

Höhepunkt im Leben der Stadt und der Schüler war der Besuch des Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich in Perleberg.

"Für uns deutsche Jungen war schon ein General ein Wesen höherer Art, das uns scheue Ehrfurcht einflösste. Der Kronprinz aber, der mit glänzendem Gefolge an der Spitze unseres Regiments in Paradeuniform durch die Strassen ritt, das war der Sohn des fast schon sagenhaften Kaisers und siegreicher Feldherr der Schlacht von Sadova und so vieler anderer Schlachten (...) Wir Gymnasiasten bildeten gleich den Schülerinnen der Höheren Töchterschule bevorzugtes Spalier und konnten so den schönen Prinzen aus nächster Nähe bewundern. Meine Schwester behauptete nachher, dass er ihr im Vorbeireiten zugewinkt habe. Das Gleiche behaupteten aber fast alle junge Mädchen. Er war damals und bis zu seinem Tode in Deutschland ausserordentlich beliebt." (JB 39/11/12)

Die Beziehungen zwischen Juden und Christen in Perleberg erlebte James Broh ohne Spannungen:

"Im Verkehr zwischen Christen und Juden lernten wir keine Schranke kennen. Wohl wussten wir von der Lehre einer arischen <u>Sprachgemeinschaft</u>, der wir alle Deutschsprechenden angehörten. (...) Die wenigen Juden, die in den Mittel- und Kleinstädten, wie Perleberg, wohnten, wurden von der im wesentlichen protestantischen Bevölkerung zur damaligen Zeit als völlig gleichberechtigt angesehen. Man hörte weder das Wort "Jude" noch "Katholik" noch "Protestant". Es gab nur eine Gemeinschaft der Bürger. Die Juden hatten ja doch auch in all den Kriegen gleichverpflichtet mitgekämpft und sassen im

Reichstag. Solange ich in Perleberg lebte, bis zum 14. Lebensjahr, (1881), bestand in meinen Beziehungen zu den Mitschülern wie zu den Lehrern vollkommene Unbefangenheit. In meiner Klasse war nur noch ein jüdischer Mitschüler, so dass mein Umgang fast nur aus Christen bestand. Das Gleiche war bei meiner zwei Jahre älteren Schwester der Fall, die infolge ihrer Munterkeit den Mittelpunkt eines ganzen Schwarms junger Mädchen bildete. Wir kamen hierdurch viel in christliche Familien. Wir wurden auch regelmässig zu Weihnachten unter den Tannenbaum eingeladen. Die schönen Weihnachtslieder wie 'Stille Nacht, Heilige Nacht' sangen wir mit der gleichen Innigkeit mit, wie das Lied der jüdischen Weihnacht (Chanuka), das den Befreiungskampf der Makkabäer feiert." (JB 39/12/13)

Nur einmal wurde James Broh in diesen Jahren auf sein Judentum angesprochen. Das war kurz vor der Übersiedlung nach Berlin. Sein Vater war schon vorgereist. Die Mutter wurde mit ihm, der jetzt in den Flegeljahren war, nicht fertig und suchte Unterstützung bei einem Lehrer. Dieser hielt dem Jungen keine Standpauke, sondern eine Lobrede auf seine Mutter und sagte ihm, er könne nicht verstehen, daß ein so fähiger Schüler diese Mutter nicht hoch schätzte.

"'Ehre Vater und Mutter' sei doch ein jüdisches Gebot, das auch, wie er wisse, in den jüdischen Familien besonders hochgehalten werde." (JB 39/13)

James Broh war davon sehr bewegt und "gelobte ihm, dass Mutter sich nicht mehr über mich zu beklagen haben würde." (ebd.)

James Broh erinnerte sich auch an Spaziergänge mit seinem Vater und einer christlichen Bekannten. Tiefe Religiosität verband die beiden bei ihren Gesprächen über Werke der Aufklärung und Romantik und über die damals revolutionären bibelkritischen Thesen eines David Friedrich Strauß.

James Broh behielt Perleberg in guter Erinnerung. Der Reiz der alten Stadt, die Schönheit der Natur und die fröhliche Kameradschaft der Jugend weckte in ihm ein starkes Heimatgefühl, das "selbst durch den späteren Antisemitismus in Deutschland nie völlig und endgültig zerstört" (ebd.) wurde.

1881, James Broh war 14 Jahre alt, übersiedelte die Familie nach Berlin. Dort traf er auf andere Lebensverhältnisse.

"Gleich am ersten Tage meines Schulbesuches in Berlin empfing mich das Gespenst des Antisemitismus, das mir in meiner Vaterstadt fremd geblieben war." (JB 39/15)

James Broh besuchte ab Ostern 1881 die Tertia des 'Friedrich-Gymnasiums'. Ordinarius seiner Klasse war ein Dr. Förster¹⁷, Führer einer völkisch-antisemitischen Gruppe.

"Förster hatte die politischen Leidenschaften derart erregt, dass mehrere Berliner Arbeiter ihn schwer verprügelten. Er lag mehrere Wochen im Krankenhause und konnte erst jetzt zu Ostern den Unterricht in der Schule wieder aufnehmen. Unsere Klasse war in Erwartung seines Kommens sehr bewegt. Ein derartiger Exzess gegen einen politischen Gegner war in dem ruhigen Deutschland bisher noch nicht vorgekommen, weder auf der einen noch der anderen Seite, wiederholte sich auch bis zum Weltkrieg nicht." (ebd.)

Diese Affäre des Dr. Förster brachte James Broh Kenntnis von dem Antisemitismus, der in Berlin entfacht worden war und dessen bekanntester Vertreter der Hofprediger Stoecker war, der die christlich-soziale Arbeiterpartei gegründet hatte. In der Bevölkerung wurde gesagt, Bismarck habe ihn nach Berlin geholt, um seine Gegner, die Sozialdemokratie und das liberal denkende Bürgertum zu schwächen und durch einen antisemitischen Keil zu spalten¹⁸.

In der Schule spürte James Broh allerdings nichts von der Judenfeindschaft des Dr. Förster, dessen Lieblingsschüler sogar zwei jüdische Mitschüler waren. Auch auf dem zweiten Gymnasium, das er später besuchte, erlebte er keine antisemitischen Kränkungen.

Bernhard Förster verfaßte, zusammen mit Max Liebermann von Sonnenberg, eine Petition an den Reichskanzler, in der u.a. der Ausschluß der Juden aus dem Staatsdienst, insbesondere aus den Lehrberufen verlangt wurde. Die Aufforderung an die Bürger, diese Petition zu unterschreiben, wurde von prominenten Personen des öffentlichen Lebens unterstützt. Besonders unter den Studenten – ermuntert durch Heinrich Treitschke – fanden sich viele Unterzeichner (vgl. Hoffmann 1997, S. 223ff; Jochmann 1997, S.184). "Er hatte Nietzsches Schwester Elisabeth geheiratet, was bekanntlich zur Folge hatte, dass der grosse Antisemitenhasser und Bewunderer Heines mit der bis dahin sehr geliebten Schwester brach." (JB 39/15)

¹⁸ Nachum T. Gidal schreibt zu Bismarck: "Obwohl kein Antisemit konnte er die Stoeckers und Treitschkes in seinem Kampf gegen Liberale und Sozialdemokraten politisch gut gebrauchen." (Gidal 1988, S. 255)

"Im Gegenteil, der Geist der Berliner Schulen war ein vorzüglicher, der jede Kränkung dieser Art von vornherein ausschloss." (ebd.)

Sein Horizont weitete sich in Berlin sehr. Zum einen bekam er durch seinen Vater Zugang in die Kreise um den Rabbiner Dr. Hildesheimer, Direktor eines orthodoxen Seminars, in dem Rabbiner für Deutschland und Österreich-Ungarn ausgebildet wurden (vgl. Gidal 1988, S. 245). Obwohl James Broh damals noch Gymnasiast war, wurde er "sein bevorzugter Schüler" (JB 39/16), und er wurde – wie auch seine Schwester – von den Studenten bei lebhaften Diskussionen in seinem Vaterhaus gleichberechtigt – obwohl sie erheblich jünger waren – miteinbezogen.

Zum anderen war sein Vater Mitglied der "Freisinnigen Partei" (JB 39/17), und das eröffnete James Broh den Zugang zu politischen Kreisen. Er erlebte bedeutende Festredner bei Veranstaltungen der Partei und der "Freie(n) Wissenschaftliche(n) Vereinigung" (ebd.), er lernte die Opposition gegen die Regierungspolitik und den Einsatz für freie Wissenschaft in einem freien Deutschland kennen. Sein Vater besuchte auch gegnerische politische Veranstaltungen, meldete sich sogar bei einer antisemitischen Volksversammlung zu Wort und erlebte, daß ihm aufmerksam zugehört wurde, und er sogar von dem antisemitischen Redner zum Schoppen eingeladen wurde. Er schrieb seine Ausführungen später für seine Kinder auf und besprach sein Erlebnis mit ihnen. James Broh beobachtete aufmerksam die antisemitische Bewegung, die in jener Zeit noch keine Volksbewegung war.

"Sie machte sich nur in extra einberufenen Versammlungen und in einer kleinen, von den meisten Gebildeten wenig geachteten Presse bemerkbar, dagegen nicht im täglichen Leben. Trotzdem erschienen schon ihre Anfänge bedrohlich für die Kultur des Reiches. Bekannt ist der Ausspruch des damaligen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich: "Der Antisemitismus ist die Schmach des Jahrhunderts." (JB 39/19)

Der Antisemitismus hatte nachhaltige Auswirkungen auf James Broh:

"Auf mich wirkte sich die Bewegung in eigenartiger Weise aus. Ich wurde sozusagen der erste Zionist. Ich, der ich dem deutschen Vaterland 'mit Herz und Hand' ergeben war, fühlte mich tief gekränkt und zurückgestossen. Knabenhafter Trotz erwachte in mir. Mein Gedankengang war: Wenn man uns nicht für gleichberechtigt hält, dann müssen wir uns ein anderes Vaterland schaffen. Als solches kam für

mich nur das gelobte Land in Frage. Aus einem deutschen Nationalisten wurde ich ein jüdischer. Mein Ideal war, die unterdrückten polnischen Juden nach Palästina zu führen. Ich sammelte eifrig alles Material über die Bodenverhältnisse Palästinas und über die finanziellen Quellen einer Kolonisierung des verwahrlosten Landes. Ein Jahrzehnt später, 1896, erschien 'Der Judenstaat' von Theodor Herzl, worin die gleichen Ideen verkündet wurden. Als der Direktor meines Gymnasiums, der bedeutende Germanist Voigt mir vor der Prima sagte, er hoffe, dass ich meine Kraft seinem Fache widmen werde, gab ich keine Antwort, da ich mein Geheimnis nicht verraten wollte." (ebd.)

Beim Versuch, auf der Landwirtschaftlichen Hochschule Agrikultur zu studieren, wurde James Broh klar, daß seine Begabung nicht auf diesem Gebiet lag. Er besprach seine geheimen Pläne mit dem Rechtsgelehrten Professor Levin Goldschmidt. Auf dessen dringenden Rat hin wurde er Jurist. Als junger Student verfaßte er ein Gedicht, das er als Zeugnis für den zionistischen Gedanken, der ihn besonders "als Ausweg für die in Russisch-Polen geknechteten Juden erfüllte" (JB 39/20), in seiner Biographie abdruckte:

Das gelobte Land

Schnell sind entschwunden die holden Genien, haben einsam gelassen eine frühe Jugend: Der Liebe Feuer glühet nicht mehr, ein fahler Schatten des Glaubens Glanz.

Wer hellet die Nacht, die dunkle, kalte, dem Einsamen?

Wer zaubert das Bild eines himmlischen Morgens ihm vor die Seele? O, wende nicht von mir, wie deine Schwestern, dein leuchtend Antlitz.

Rettende Hoffnung!

Wird er erscheinen, der Morgen der Freiheit Dem im Dunkel der Knechtschaft seufzenden Volke?

Sieh', es flattern die Wimpel zahlloser Schiffe auf jauchzendem Meer es strecken sich auf des Gestades Arme,

und es stürzt an den Busen der uralten Heimat das kraftverjüngte Geschlecht.

Lasst niederregnen eure Wohlgerüche, Palmen der Wildnis! Und wie einstens rausche zurück zur Quelle, ihr die Heimkehr zu künden,

Heiliger Strom!" (JB 39/20)

Martin Freudenheim: "Ich bin Jude."

Die Autobiographie Martin Freudenheims beginnt nach der Angabe zu seiner Geburt mit dem schlichten Satz: "Ich bin Jude." (MF 68/III) Er wurde im März 1875 in Berlin geboren. Seine Ahnen väterlicherseits waren aus Ungarn nach Deutschland gezogen. Sein Großvater – möglicherweise aus einer ungarischen Rabbinerfamilie stammend – lebte in ärmlichen Verhältnissen als Lehrer zunächst in Posen, dann in Pommern. Sein Vater wurde 1837 in einer Kleinstadt in Posen geboren, die Mutter stammte aus einer gut situierten Kaufmannsfamilie in einer Kleinstadt in Posen an der Grenze zu Brandenburg. Früh verwaist wurde sie dort bei einem wohlhabenden Onkel aufgezogen.

1869 heirateten die Eltern und lebten in Arnswalde/Mark Brandenburg. Dort hatte der Vater zuvor eine Rohmetallhandlung gegründet, nachdem er realisiert hatte, daß er aus finanziellen Gründen sein Ziel, ein Medizinstudium zu beginnen, aufgeben mußte. Das muß ihm sehr schwer gefallen sein, hatte er sich doch parallel zu seiner kaufmännischen Berufsausbildung die Qualifikation zum Studium erarbeitet. Er legte nun alle seine Kraft in den kaufmännischen Beruf und erarbeitete sich eine geachtete Stellung in Arnswalde. Ehe er 1874 nach Berlin übersiedelte, brachte ihm ein Gutsbesitzer aus der Umgebung einen großen Feldblumenstrauß von einer alten Häuslerin, die er zur Zeit der Cholera 1866 als freiwilliger Krankenpfleger betreut hatte. Die alte Frau habe von ihm gesagt: "der Jude Freudenheim ist der beste Christ in Arnswalde." (MF 68/IV) Diese Begebenheit erzählte der Vater seinem Sohn Martin öfter mit dem Zusatz, daß ihm dieser Satz

"sehr viel Kopfzerbrechen gemacht habe, weil er darin eine Herabsetzung seines Judentums, und eine Betonung des Gegensatzes zwischen Juden und Christ gesehen habe. Erst nachträglich sei ihm aufgegangen, dass die einfache Frau ihm das hoechste Lob spenden wollte, das sie zu vergeben hatte." (MF 68/IV/V)

In Berlin gründete der Vater ein "Metall-Engrosgeschäft" (MF 68/V), mit dem er wirtschaftlich Erfolg hatte. Der Vater selbst schrieb seinen Erfolg der günstigen Konjunktur und dem Glück zu. Er sagte von sich, daß ihm "zu einem wirklich bedeutenden Kaufmann der rechte Ehrgeiz und noetige Erwerbsinn mangelte." (ebd.) Seine Sehnsucht nach Wissenschaft und Philo-

sophie hatte ihn nie losgelassen. Von der Mutter schrieb Martin Freudenheim:

"Meine Mutter war durch ihre frische, natuerliche, humorvolle Art, ihre jedem Klatsch abgeneigte Natur sehr geschätzt. Sie war meinem Vater im Hause und im Geschäft eine kluge, treue Helferin." (ebd.)

Mit einem zwei Jahre älteren Bruder – der älteste Bruder war ganz jung gestorben, so daß er ihn nicht mehr kennengelernt hatte – wuchs er in Berlin auf:

"... und zwar in der Wallnertheaterstrasse, einer nahe dem Zentrum gelegenen, sehr huebschen breiten Privatstrasse des Berliner Ostens, in der sich das damals sehr beruehmte Wallnertheater befand. In dieser Strasse, und besonders in dem grossen, schattigen, zum Theater gehoerenden Garten verlebte ich glueckliche Kinderjahre, die sich noch verschoenten, als wir anfangs der achtziger Jahre in die dicht dabeigelegene Holzmarkstrasse verzogen, in ein sehr grosses Grundstueck, das bis an die Spree reichte. In dieser Gegend wohnten damals viele Juden, denen es wirtschaftlich ganz gut ging, und die mit ihren christlichen Nachbarn in friedlichem Einvernehmen lebten." (MF 68/V/VI)

Anhand dieser Sätze wird deutlich, wie wohlhabend die Familie geworden war. Offenbar bevorzugten die Juden, in die Nähe anderer Juden zu ziehen, ohne sich doch aus der übrigen deutschen und christlichen Gesellschaft ganz auszuschließen. Wie sehr Martin Freudenheim seine Kindheit genoß und in guter Erinnerung behielt, zeigen die folgenden Sätze:

"Auch wir Jungen spielten auf der Strasse und auf dem mächtigen Hofe unseres Grundstuecks, wo sich die Remisen meines Vaters, und mehrere grosse Speicher anderer Firmen befanden, mit den Nachbarkindern, gleichwohl ob Juden oder nicht, auf das freundschaftlichste. Das waren die frohen, unbeschwerten Kinderjahre. Das Versteckspielen mit den Jungen und Mädchen, im Sommer die milden Abende, wenn die Eltern ausgegangen waren, die Dienstmädchen auf dem Hofe sassen, mit dem Sohne des Schmiedes aus dem Hause, und anderen jungen Männern aus der Nachbarschaft flirteten, während wir herumtollten. Die sonnigen Sonntagvormittage, wenn der Hof so sauber gekehrt war, dieses Herumklettern auf den Geschäftswagen, das Umherkarren mit dem Handwagen. Die Spiele in der Dämmerstunde, Ball und Eisenbahn, und Weisser und Indianer, wenn die Geschäfte

geschlossen wurden, die Arbeiter nach Hause gegangen, und wir den Hof ganz fuer uns hatten. Dieses Schule-spielen zusammen mit den Mädchen, dieses Blickewechseln, und die beginnende Erotik. Abends das Umherrudern oder Paddeln auf der Spree, in den kleinen Rettungskähnen der Oderzillen, die an unserem Haus angelegt hatten, die Unterhaltung mit den Schiffern, und der Gesang." (MF 68/VI)

Martin Freudenheim besuchte "von der dritten Vorschulklasse bis zum Abiturienten-Examen das Koenigsstädtische Gymnasium in Berlin" (MF 68/VII). Hier beeindruckte ihn vor allem ein Lehrer, Direktor Bellermann, ein anerkannter Philologe aus einer angesehenen Philologenfamilie.

"[Er] imponierte mir kleinem Jungen mit seinem weissen Vollbart, der weissen Kuenstlermähne, und den blitzenden blauen Augen mächtig. So hatte ich mir den lieben Gott vorgestellt. -- In den späteren Jahren, wenn er zu Ostern und Michaelis bei den Abiturientenentlassungen seine Ansprache hielt, hatte ich das Gefuehl, als koennte es nichts Schoeneres und Erhebenderes geben, als von ihm die Geleitworte fuer die Universität zu erhalten, ..." (MF 68/VIII).

Später, in den oberen Klassen setzte er sich kritisch mit diesem Lehrer auseinander.

"... in diesen Jahren der Genialitätsduselei, als ich unklar und sehnsuchtsvoll fuer Grabbe und Hebbel, fuer Ibsen und die grossen Russen und fuer die modernen Realisten und Naturalisten schwärmte. Damals war ein starker Gegensatz zu ihm in mir, da sah ich mehr den Oberlehrer, den etwas philistroesen Präzeptor in ihm, der nur Fleiss, Ordentlichkeit und Gelehrsamkeit schätzte." (ebd.)

Doch war er auch wieder begeistert von ihm, wenn er griechiche Verse rezitierte.

"... trotz allen Widerstrebens liebte ich ihn doch, diesen wuerdigen Vertreter der klassisch humanistischen Bildung, Goethekenner, Goetheherausgeber und Schillerbiographen." (MF 68/IX)

Martin Freudenheim nahm die Angebote der Schule auf, bis zur Sekunda war er ein guter Schüler, dann ließ er in seiner Schuldisziplin und seinen Schulleistungen nach.

"Die Beschäftigung mit Literatur, Philosophie und Politik, in jugendlichen Ueberschwang extrem gesehen und halb verstanden, hatte eine Ueberheblicheit in mir erzeugt, die mich Schuldisziplin – und – Schulleistung gering schätzen liess. Der prätenzioese Geltungstrieb, der fuer diese Werdejahre bei der Beschäftigung mit geistigen Dingen so charakteristisch ist, hat sicher hoechst unangenehm gewirkt, und mich mit Recht bei meinen Lehrern unbeliebt gemacht. Weniger bei meinen Mitschuelern, denen ich ein guter Kamerad war. Und doch waren diese Ueberheblichkeiten, wie es meist der Fall ist bei ernstlich suchenden Jungen, nichts als Ueberkompensierungen meiner Minderwertigkeitsgefuehle, ein natuerlicher Schutz gegen die starken Zweifel an meinen Fähigkeiten und meinen charakterlichen Werten – ein Wall gegen drohende Depressionen, und oft eine Maske, damit man meine Mängel nicht erkenne." (ebd.)

Später versuchte er, seine Entwicklung literarisch zu verarbeiten, er ließ sich aber rasch entmutigen und dachte nicht an eine Publikation. Er schwärmte in dieser Zeit heimlich für eine junge Frau, die ihm, als er 10 Jahre alt war, eine Stirnwunde ausgewaschen hatte, ihn dabei streichelte und einen Kuß gab, weil er nicht geweint hatte. Ein Jahr später heiratete die damals 20jährige und hatte bald zwei Kinder. Noch als Sekundaner und als Primaner ging er oft dort vorbei, wo sie mit ihrer Familie wohnte.

"... leise hoffend dass Franziska (...) mich sehen, zu mir kommen und mich streicheln wuerde, wie frueher, als ich die Wunde hatte. Aber sie kam nicht, konnte mich auch nicht sehen, weil ich in meiner Scheu meine Gefuehle zu verraten, die sie durch ihre Heirat doch so enttäuscht hatte, schnell zur Seite guckte, oder mich hinter jemand verbarg, wenn ihre Blicke zufällig in die Richtung zu mir streiften. Gesprochen habe ich sie nie mehr." (MF 68/VII)

Seinen Kameraden gegenüber mußte er sich mit seinem Geltungsstreben und seinen Ohnmachtsgefühlen auseinandersetzen. Er befreundete sich in der Prima mit einem Deutschamerikaner, der neu in die Klasse gekommen war, und wie er literarische und politische Neigungen besaß. Dieser Schüler machte eine "ziemlich klägliche Figur. Er reizte die Spottlust" (MF 68/XI). Auf einem Schulausflug erlebte er mit ihm eine Episode, die "fuer mich so wenig ruehmlich ist, dass ich noch nach Jahrzehnten mit einem Gefuehl der Beschämung daran zurueckdenken konnte." (MF 68/X) Zu den beiden

Freunden gesellte sich auf dem Weg ein guter Schüler, und sie diskutierten miteinander über Politik.

"Er (...) beteiligte sich an unserem Gespräch, und reizte mich heftig durch seinen selbstsicheren, apodiktischen Ton, mit dem er unsere demokratischen Anschauungen bekämpfte, und seine mir reaktionär erscheinenden Ansichten entwickelte. Insbesondere verletzte mich der Hochmut, mit dem er die ungeschickt und stotternd vorgebrachten Einwendungen meines neuen Freundes abtat und ihn deppte, ohne eine ernstliche Widerlegung zu versuchen." (MF 68/XI)

Im Zorn zog Martin Freudenheim seinen Freund beiseite mit den Worten: "komm doch weg, der X ist nicht diskussionsfähig." (ebd.) Er beobachtete die heftige Gefühlsreaktion des anderen Schülers, sofort taten ihm seine Worte leid, er hätte sie gern zurückgenommen, da schrie der andere auf ihn ein: "Du bist ein ganz gemeiner Jude - - und lief eilig fort." (MF 68/XII) Martin Freudenheim unterdrückte seinen Impuls, sich auf ihn zu stürzen. Es gelang ihm nie mehr, mit ihm ins Gespräch zu kommen, obwohl er sich viele Gedanken um diesen Vorfall machte und ihn bedauerte, "weil ich ihn mit meiner Bemerkung zu Unrecht und heftiger verletzt hatte, als er mich." (ebd.) Er überwand weder die Kälte, die von dem anderen ausging, noch den eigenen Stolz.

Das ist zu verstehen auf dem Hintergrund des Antisemitismus, unter dem er litt.

"Ich muss hier bemerken, dass mein Schulbesuch, der im Jahre 1882 begann und bis 1894 dauerte, gerade in die Zeit der antisemitischen Hochflut unter Fuehrung des Hofpredigers Stoecker fiel. Die Lehrer, zum grossen Teil Reserveoffiziere, die den deutsch-franzoesischen Krieg 1870-71 mitgemacht, hatten vielfach antisemitische Neigungen, die sich in kleinen Chikanen und Aeusserungen geltend machten. Zu ausgesprochenen Gehässigkeiten oder Exzessen kam es kaum, doch erinnere ich mich einzelner Episoden, die mich stark beeindruckt haben, eine davon will ich berichten: G., Premierleutnant der Reserve, mein Ordinarius der Tertia, war ein sehr konservativer Mann. Ich war ein guter Schueler, und hatte als einziger in einem lateinischen Extemporale, das sehr schlecht ausgefallen war, keinen Fehler. Bei der Rueckgabe verlas er die neue Rangordnung so: 'erster die Holztrompete Freudenheim' (ich sprach damals infolge eines Polypen durch die Nase) und setzte, wohl im Hinblick auf mein

erfreutes Gesicht, in mauschelndem Tonfall zu 'grosse Freude wird sein im ganzen Hause'¹⁹.

Dieser Antisemitismus wirkte natuerlich auch auf den privaten Verkehr mit den Klassenkameraden, obwohl wir 10 Juden, in den cr. 50 Schueler starken Mittelklassen während der Pausen, beim Turnen, oder auf den Ausfluegen unterschiedslos miteinander spielten. Auch in der Klasse standen wir, von einzelnen Zänkereien und Raufereien abgesehen, gut miteinander, sagten uns gegenseitig vor, schrieben voneinander ab, und hielten auf anständigen Klassengeist. Im privaten Verkehr gab es wohl einzelne Fälle von Freundschaften zwischen christlichen und juedischen Mitschuelern, doch im allgemeinen fand eine Trennung statt, ebenso wie im Familienverkehr. Die Gemeinschaften, die sich nach sozialen, religioesen, voelkischen Gesichtspunkten bilden, brachten naturgemäss eine solche Scheidung mit sich, selbst wenn eine ganze Reihe uebereinstimmender Interessen bestand.²⁰ Es gab wie ueberall auch in der Schule einzelne, die ostentativ christlichen Verkehr suchten, und nicht immer die durch die sozialen Stroemungen gebotene Distanz zu wahren wussten. Diese Streber, deren Gesinnung sich auch sonst meist in wenig erfreulicher Weise offenbarte, waren bei den aufrechten Juden so wenig geschätzt, wie bei den aufrechten Christen. Ich denke an einen, mit dessen Familie meine Eltern verkehrten, und mit dem ich auch selbst bis zur Tertia befreundet war. Dann entzweiten wir uns, weil ich ihm seine Art, sich an Lehrer und prominentere christliche Mitschueler heranzumachen, vorwarf." (MF 68/XIII-XV)

Dieser Schüler hat sich als Student taufen lassen und eine Universitätskarriere eingeschlagen.

"In seinem Spezialfach soll er ganz tuechtiges geleistet haben, menschlich, und in seiner Stellung jedoch wenig geschätzt worden sein." (MF 68/XV) 21

¹⁹ Möglicherweise bezieht er sich dabei auf Worte des Propheten Jesaja, z.B. Jes. 9,2; 35,10; 51,11: 61,7.

²⁰ Vgl. dazu Ruth Gay: "Obwohl die Lebensformen der deutschen Juden von denen ihrer Nachbarn vielleicht nicht zu unterscheiden waren, bewegte sie doch ein anderer Rhythmus. ... Der aufschluβreichste Gradmesser ihres Platzes in der Umwelt war der Umstand, daβ die Juden im großen und ganzen fast immer unter ihresgleichen lebten." (1993, S. 195)

^{21 &}quot;Die Übertritte zum Christentum, vor allem zum Protestantismus, hielten sich in Grenzen, wenn sie auch eine steigende Tendenz aufwiesen und in Preußen 1903 mit 453 Konversionen einen Höchststand erreichten." (Herzig 1993, S. 200)

Martin Freudenheim hat später Jura studiert, obwohl er als Kaufmann das blühende Geschäft seines Vaters hätte übernehmen können; sein älterer Bruder war 1889 gestorben, und er blieb als einziger Sohn zurück. Bei den Gesprächen über seine Berufswahl wies ihn sein Vater schon 1894 darauf hin, "dass einmal im Leben die Notwendigkeit einer Auswanderung an einen herantreten koennte, wobei man als Jurist mit seiner Vorbildung wenig anfangen koennte." (MF 68/ XVIII) Der Beruf des Mediziners wäre seinem Vater lieber gewesen, wenn er nun schon nicht Kaufmann werden wollte. Doch er ließ seinem Sohn die Freiheit der Entscheidung; Martin Freudenheim studierte in Berlin.

Eugen Altmann:

"Es war ein Kampf im stillen (...) und es war ein offener lauter Kampf."

Eugen Altmann wurde im Jahr 1876 geboren: "Ich bin ein im Jahre 1876 in Gumbinnen, Provinz Ostpreussen, geborener Jude deutscher Staatsangehörigkeit." (EA 5/1)²² Seine Ahnen gehörten "zu den ersten jüdischen Bauernansiedlern in Ostpreussen". (ebd.) Einer seiner Vorfahren kaufte ein Bauerngut in Popelken bei Mehlauken im Kreis Labiau in der Nähe von Tilsit. Woher seine Vorfahren nach Deutschland eingewandert waren, war ihm unbekannt. Sein Urgroßvater hatte "auf preussischer Seite als Freiwillliger an dem Befreiungskrieg gegen Napoleon teilgenommen" (ebd.), er hatte sich also für das Land eingesetzt, das ihm und seiner Familie zur Heimat wurde.

Der Vater von Eugen Altmann wuchs in Popelken auf, arbeitete auf dem Hof des Großvaters mit und zog später in die Stadt Gumbinnen, weil der Hof den vielen Geschwistern nicht Platz und Nahrung bot. Dort betrieb er ein Getreidegeschäft, dazu besaß er in der Nähe der Stadt "zwei nicht grosse Güter mit viel Wiesenland für Viehwirtschaft" (ebd.). Als das Getreidegeschäft in Gumbinnen nicht mehr lukrativ war – Konsumvereine waren gegründet worden – siedelten die Eltern am Anfang der 80er Jahre nach Memel über. Der Vater gründete dort ein "Flachs-Import- und Exportgeschäft" (ebd.). 1906 wurde dieses Geschäft nach Breslau verlegt, "der deutschen Centrale des Flachsgeschäftes" (ebd.).

Ostpreußen gehörte als Teil von Preußen seit dem 1.1.1871 zum Deutschen Reich, in dessen Verfassung die Gleichberechtigung der Juden als Bürger des Deutschen Reiches festgeschrieben war. Vor der Reichsgründung waren Juden in Preußen seit dem preußischen Emanzipationsgesetz von 1812 "Einländer und preußische Staatsbürger." (vgl. Herzig 1997, S. 153)

Von 1882 bis 1892 besuchte Eugen Altmann in Memel ein humanistisches Gymnasium. Daran schlossen sich zwei Lehrjahre als "praktisch arbeitender Bierbrauer" (ebd.) auch in Memel an. Anschließend zog er in seinem erlernten Beruf durch Deutschland. 1898 absolvierte er "ein militärisches Freiwilligenjahr" (ebd.) und blieb von 1901 an im väterlichen Flachs-Import- und Exportgeschäft.

Eugen Altmanns Leben war bestimmt von seinem "Judesein":

"Die Welt meines Lebens war bewusst und unbewusst erfüllt von der Zugehörigkeit zum Judentum. Es war ein Kampf im stillen gegen den latenten Zustand antisemitischer Neigungen im deutschen Volke, und es war ein offener, lauter Kampf durch Herausforderung seitens feindseliger christlicher Elemente und auch solcher, die, über ihre wirkliche Meinung im Unklaren und mit Juden befreundet, doch glaubten, in kritischer Weise zu dem Thema 'Judenhaltung' Stellung nehmen zu müssen, indem sie unter Angabe wissenschaftlicher Quellen Tagesbegebenheiten mit Juden mit Gelesenem und Gehörtem identifizierten." (EA 5/2)

Eugen Altmann erlebte seine Kindheit hindurch diese Spannung im Verhältnis von Christen und Juden zueinander:

"Die Beziehungen zwischen der christlichen und jüdischen Kinderwelt waren bis zu einem gewissen Alter die denkbar besten. Freilich, es kam auch in der frühesten Kinderzeit vor, dass ein christliches Kind seinem irgendwie aufkommenden Ärger gegen den jüdischen Spielkameraden durch das Wort ,och, du Judenjung' Luft machte. Manchmal, von besonders befreundeter Seite gebraucht, hatte dies Wort die Wirkung eines Peitschenschlages und tat mehr weh, als es die gewiss nicht freundliche Betitelung ,du Lümmel' zuwege gebracht hätte. Ich fragte dann meine Eltern einmal, weshalb 'Judenjung' als Schimpfwort angesehen werden müsse. Ich erhielt beruhigende Auskunft. Ich wusste nicht, dass die väterliche Antwort nicht die richtige war, – eine die Tatsachen treffende, historische Antwort hätte mein kindlicher Verstand ja auch nicht fassen können – und immer von neuem hat dies Wort 'och, du Judenjung', selbst leise gesprochen, die schlagende, sausende Bedeutung für mich gehabt. Solche Intermezzi trübten das gute Verhältnis nicht auf die Dauer. Bei dem Weiterspiel mit meinem Beleidiger, der mir die unerklärbare Wallung verursacht hatte, beruhigte sich mein Gemüt. Man lud sich gegenseitig zu Geburtstagen ein, beschenkte sich und wurde im Elternhaus der christlichen Kinder offenkundig herzlich aufgenommen. So blieb das im allgemeinen gute Einvernehmen bis zum Eintritt in die höheren Schulklassen." (EA 5/3)

In den höheren Schulklassen erlebte er die Zurückhaltung der Mitschüler gegenüber jüdischen Schulkameraden und ihren Eltern. Ein Schulkamerad sagte ihm einmal direkt: "Bitte, Altmann, lade mich nicht mehr ein, ich kann nicht mehr zu Dir kommen" (ebd.), ohne jegliche weitere Erklärung. Eugen Altmann hätte ihn auch nicht nach einer Begründung gefragt. Er erkannte in diesem Satz die Auswirkungen der antisemitischen Propaganda: "Es war die Zeit der Ausläufer der Stoeckeraera und des Beginnes der Ahlwardtperiode." (ebd.) Die "christlichen Jungmänner" (ebd.) thematisierten in ihren Gruppen das "Judentum im Lichte der Jahrtausende" (ebd.), es wurde nicht offen gefragt und diskutiert, sondern die "judengegnerische(.) Weltanschauung" (ebd.) wurde durch Lektüre und Gespräch verbreitet. Zusätzliche Gewährsleute neben Stoecker und Ahlwardt waren Housten Steward Chamberlain, Richard Wagner, Schulze-Delitzsch und andere.

In dieser Zeit erlebten die Bürger in Memel Judenausweisungen aus Rußland. ²³ Die aus Rußland verjagten Juden – Elendsgestalten – strömten durch Memel, und die judengegnerischen Kreise wurden in ihren Vorurteilen und Verurteilungen bestätigt.

"Es kamen die grossen Judenausweisungen aus Russland hinzu, von denen sich meine Mitschüler in Memel durch den Durchgangsstrom der Herausgejagten als Augenzeugen Bilder machen konnten, die natürlich in ihrem Sinn positiv und für die armen jüdischen Elendsgestalten absolut negativ ausfielen. Und man hatte irgendwo eine Nachricht aufgefangen, die die Erklärungen der russischen Regierung für die Berechtigung ihrer Ausweisungsmassnahmen zum Inhalt hat-

Nach der Ermordung Alexanders II. im Jahr 1881 kam es zu antijüdischen Massenpogromen in der Ukraine und in Kongreßpolen (Warschau). Unter Alexander III. (1881-1894) wurde die Politik der schrittweisen Emanzipation der Juden unter Alexander II. zurückgenommen. "Nicht mehr die Integration, Gleichberechtigung und Assimilation, sondern die Ausgrenzung und Diskriminierung der Juden wurden nun zur Leitlinie der Politik." (Kappeler 1993, S. 221) 1891 wurden z.B. "über 10 000 jüdische Handwerker aus Moskau ausgewiesen Die Vertreibung der Juden aus Rußland als extreme Form der Ausgrenzung wurde zwar gelegentlich gefordert, aber nur in der Form unterstützt, daß die Emigration der Juden nach 1881 in der Regel zugelassen wurde. Zwischen 1881 und 1914 sind etwa 2 Millionen Juden aus dem Russischen Reich ausgewandert, die meisten nach Nordamerika." (ebd. 1993, S. 222)

ten. Alles in Allem: Das Diktum der christlichen Jungmänner war fertig." (EA 5/3/4)

Eugen Altmann gab sich nicht damit zufrieden, er suchte und fragte nach Gründen und erhielt Antworten. Eine Antwort hat seinen weiteren Lebensweg mitbestimmt:

"... 'ach, ihr Juden könnt ja nichts anderes als schachern oder auf die Universitäten <u>kriechen</u>, für einen Handwerkerberuf haltet Ihr Euch zu gut oder Ihr seid dazu zu schwach oder zu feige oder sonst etwas!!' Mir haftet dieses Wort im Ohr, als sei es gestern gesprochen worden. Dies Wort und nur dies Wort wurde bestimmend für meine Berufswahl. Ich beschloss, Handwerker zu werden." (EA 5/4)

Seinen Entschluß teilte er seinem Vater ohne nähere Erklärung mit. Dieser akzeptierte seinen Wunsch, riet ihm, Bierbrauer zu werden "und zwar in der Absicht, mir nach genügender praktischer Eigenerfahrung eine Brauerei in einer kleinen Stadt zu kaufen." (ebd.) Damit wollte der Vater ihm – bewußt oder unbewußt – ermöglichen, daß er einmal als selbständiger Besitzer und Kaufmann die traditionelle Berufserfahrung der Juden würde nutzen können (vgl. Herzig 1997, S. 173f). Nur einem christlichen Freund der Familie vertraute Eugen Altmann sich mit seinem Erlebnis an und hörte "bravo, Eugen!" (EA 5/4). Andere Stimmen, die ihm von seinem Entschluß abrieten und ihm das Jurastudium vorschlugen, ignorierte er.

"Aber ich hatte mich ja schon einem Gedanken verschrieben. Ich wollte ihm und damit mir nicht untreu werden. Ich wollte ja durch mein Beispiel wirken, und dies Beispiel sollte sein: Meine christlichen Widersacher widerlegen und meine Glaubensgenossen zu Handwerkerberufen anfeuern." (ebd.)

Wahrscheinlich hatte er damals auch etwas von den Umerziehungskonzepten der jüdischen Aufklärer gehört. Schon seit der Aufklärung gab es die Bemühung auch unter den Vertretern des Judentums, Juden alle Berufe zu eröffnen, um dadurch ihre Integration zu fördern. Umerziehungskonzepte sollten sie zu Bauern und Handwerkern machen. "Die ausbleibende Umorientierung gab immer wieder dem scheinheiligen Argument Nahrung, die Juden wollten wie seit jeher lieber auf Kosten der anderen leben als selber arbeiten." (Herzig 1997, S. 160)

Eugen Altmann hatte eine harte Lehre durchzumachen. Der Arbeitstag ging von 5 bis 19 Uhr mit 2 Stunden Pause. 1½ Stunden vor Arbeitsbeginn mußte er aufstehen, um pünktlich zu sein. Auch Nachtarbeit mußte er leisten – er war damals 17/18 Jahre alt. Die schwere Arbeit ertrug er seinem "Idealgedanken zuliebe", und er ertrug "auch diesem Gedanken zuliebe, die antisemitische Verfolgung einiger Arbeiter und die rohe Behandlung durch den Braumeister, dessen Sachsentum sich dem Juden gegenüber nicht verleugnete." (EA 5/5)

Als er einmal einen Arbeiter fragte, warum sie ihn nicht in Ruhe ließen, hörte er die Antwort:

"'Eugen, was willst du hier, du bist doch der Sohn eines reichen Mannes, du kannst dir doch alles leisten, du gehörst nicht zu uns einfachen Leuten, deinetwegen (um nämlich einen Mann zu sparen) ist einer der Unseren entlassen worden, du kannst doch studieren, ja und dann – und dann, na ja, du weisst doch schon!' Ja, ich wußte schon, ich war ihnen nicht der Mensch, der ihnen glich: Was ich auch tat, ob ich die gleiche Arbeit ohne Murren in der gleichen Luft tat und auf ihren Gesprächston einging, mich ihnen in allem gleichstellend, es war egal, ich blieb für sie zum Schluss doch der Jude, der Fremde." (ebd.)

Diese Szene wie manch andere haben sich Eugen Altmann tief eingeprägt,

"... wie Marksteine für meine Denkweise über bestimmte Lebenserscheinungen (...), sie haften meiner Erinnerung fest an, die Bilder stehen lebhaft vor mir, ich sehe die Gesichter der Menschen, die da mitspielen, und sehe die Plätze mit ihrem handwerklichen Drum und Dran genau so klar, als ob ich heute noch in ihnen und mit ihnen lebte." (ebd.)

Eugen Altmann führte seine Lehre trotz der Schwere der Arbeit zu Ende, und obwohl er von seinem Gymnasialdirektor nach einem Jahr noch einmal eingeladen wurde, an die Schule zurückzukommen.

Katrin Asmussen / Andrea Djuren / Ilse Heinken / Nicole Hummel / Esther Schwarz

2. Die harmonische Generation

"Wir Kinder hatten ein herrliches Leben." Mit diesen Worten beschrieb Henriette Necheles-Magnus, geboren 1898, ihre Kindheit und Jugend. Sie steht damit stellvertretend für einen großen Teil der drei weiblichen und fünfzehn männlichen Biographen der "harmonischen Generation", die zwischen 1880 und 1899 geboren sind. Max Hirschberg (Jahrgang 1884) spricht von einer "ruhigen bürgerlichen Epoche" (MH 97/5), Eugene Federlein (Jahrgang 1898) beschrieb seine Kindheit und Jugend als ein "zufriedenes bürgerliches Zeitalter des Leben- und Lebenlassens". (EF 61/1)

Die Erinnerungen an die 1848er Revolution waren verblaßt. Die von Geschäfts- und Bankengründungen, Zusammenbrüchen und hartem Existenzkampf geprägten Gründerjahre sowie die schwächeren Depressionen Anfang der 1880er Jahre gehörten der Vergangenheit an. Von 1886 an setzte sich der Aufschwung durch, "ehe eine Trendperiode der welt- und nationalwirtschaftlichen Hochkonjunktur von 1895 bis 1913 auf breiter Front durchbrach." (Wehler 1994, S. 43)

Ruth Gay führt dazu in ihrem Buch "Geschichte der Juden in Deutschland" aus: "In ihrer immer stärker urbanisierten und industrialisierten Umwelt fanden deutsche Juden noch nie dagewesene Chancen im Geschäftsleben und im Bereich der freien Berufe. (...) Gegen Ende des Jahrhunderts (...) bildeten die Juden in Deutschland eine der wohlhabendsten jüdischen Gemeinden in Europa." (Gay 1993, S. 174)

Fast alle Autobiographen wuchsen in Großstädten in Familien des gehobenen Mittelstandes auf. Die meisten Eltern waren wohlhabende und angesehene Geschäftsleute, ein Vater war Lehrer, einer Theaterdirektor und Regisseur, ein weiterer war Rechtsanwalt. Fast alle Eltern ließen ihre Söhne das Gymnasium besuchen, um ihnen auf diese Weise den Aufstieg in das Bil-

dungsbürgertum zu ermöglichen. Eine der drei weiblichen Biographen erwähnt, daß ihre Eltern sie auf die höhere Töchterschule schickten.

Im Privatleben der jüdischen Familie des gehobenen Mittelstandes nahm die deutsche Kultur einen besonderen Raum ein. In keinem Haus fehlte die Bücherei. Die Kinder lernten Musikinstrumente spielen. Man pflegte die Hausmusik, man las die deutschen Klassiker. "Ja, sogar für Nichtjuden wurden die Juden zu Trägern der deutschen Kultur, für die das Zitieren aus den Werken deutscher Klassiker ebenso selbstverständlich war wie das Atmen. Siegfried wurde zu einem der beliebtesten Namen für jüdische Jungen, und bei den Mädchen waren die Namen Hedwig und Helga viel weiter verbreitet als die biblischen oder jiddischen Namen des vorherigen Jahrhunderts." (ebd., S. 177)

Seit dem Gleichstellungsgesetz von 1871 waren die Juden nicht mehr "Juden in Deutschland", sondern "deutsche Juden". "Die meisten Juden meinten, man könne Jude bleiben und zugleich ein guter Deutscher sein." (Gay, Peter 1993, S. 1)

Es hat jedoch im Kaiserreich zyklisch auftretende Antisemitismuswellen gegeben. "Wir finden ihn [den Antisemitismus] im politischen Katholizismus, unter den Studenten, im Bund der Landwirte, (...) im protestantischen Bildungsbürgertum." (Herzig 1997, S. 186) Diese Judenfeindlichkeit wurde verstärkt durch den Neid der in dem Hochindustrialisierungsprozeß sozial Zurückgebliebenen und Benachteiligten.

Die meisten deutschen Juden fühlten sich jedoch während des Kaiserreiches in Deutschland sicher. Nur wenige der Biographen schrieben, daß sie den Antisemitismus als etwas für sie Bedrohliches empfunden haben. Die meisten berichteten von einem ungetrübten Verhältnis zu den christlichen Mitbürgern, von gegenseitiger Achtung und z.T. tiefer Freundschaft, obgleich auch ihnen bewußt war, daß es einen latent vorhandenen Antisemitismus "zu allen Zeiten ueberall in Deutschland" gegeben hat (HM 159/2). In fast allen Manuskripten findet sich die Begeisterung für den Kaiser und seine Familie. Die Feiern zu "Kaisers Geburtstag" und zum Sedantag waren Höhepunkte des Jahres. Die jungen Menschen wurden geprägt von dem Enthusiasmus für das militaristische Kaiserreich. Der Sozialist Gustav Landauer gab das Lebensgefühl vieler deutscher Juden wieder, als er 1913 in einem Brief an Martin Buber schrieb: "Mein Deutschland und Judentum tun einander nichts zu leid und vieles zu lieb. (...) Ich erlebe dieses seltsame und vertraute Nebeneinander als ein köstliches." (zitiert in Herzig 1997, S. 200)

Die Mehrheit der deutschen Juden begrüßten die Anzeichen des gegenseitigen Verstehens, es wurde jedoch Kritik laut von Seiten der orthodoxen Juden und der Zionisten. Sie sahen, daß das jüdische Gesetz und die jüdische Lehre in vielen Familien nicht mehr das ganze Leben bestimmten, sondern nur mehr auf das Feiern des Sabbats und der jüdischen Feste reduziert wurden. Sie fürchteten um den Verlust der jüdischen Identität. Doch auch in den orthodoxen Synagogen schloß sonnabends die Toralesung mit einem hebräisch gesprochenen Gebet für das Vaterland (vgl. Gay, Ruth 1993).

Während die männlichen Biographen der "harmonischen Generation" in ihren Kindheits- und Jugenderinnerungen vorwiegend gesellschaftliche und politische Ereignisse beschreiben, vermitteln die Frauen auch einen Einblick in das Leben der Familie und in die Spielwelt der Kinder. Alle Biographen jedoch beschreiben den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als *das* einschneidende Erlebnis. Während die meisten jungen Männer, geprägt von der Begeisterung für das militaristische Kaiserreich, den Krieg begrüßten und sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, beklagt Henriette Necheles-Magnus den Verlust der Kindheit: "Ich hatte immer das Gefühl, dass ich träumte, und dass ich von dem Albdruck plötzlich aufwachen würde, um das friedliche Heim meiner Kindheit wiederzufinden." (HNM 163/4)



Henriette Necheles-Magnus:

"Wir Kinder hatten ein herrliches Leben."

Henriette Necheles-Magnus wurde am 7. Juli 1898 in Berlin geboren. Zu ihren Eltern oder über den Beruf ihres Vaters machte sie keine näheren Angaben. Aus ihrer Beschreibung läßt sich jedoch ableiten, daß die Familie dem Mittelstand angehörte. Henriette hatte noch eine jüngere Schwester, die um 1906 geboren wurde, sowie einen Bruder, der etwa 1907 starb.

1904 – "als ich ungefähr 6 Jahre alt war" (HNM 163/1) – zog die Familie Magnus nach London. Henriette verbrachte dort auch die ersten drei Jahre ihrer Schulzeit.

"... es war für mich eine sehr angenehme Zeit. Die Privatschule war klein; es wurde mehr gespielt und für Unterhaltung gesorgt als gearbeitet. Dabei hatten wir am Ende des Schuljahres doch eine Menge gelernt, nur in angenehmer und zwangloser Form." (ebd.)

Die Atmosphäre im Elternhaus empfand Henriette Magnus während der Jahre in England dagegen als "nicht so gemütlich" (ebd.). Dies lag vor allem daran, daß die Mutter ständig an Heimweh litt und sich nie wirklich in England einlebte.

"... meine Mutter konnte sich an die englische Lebensform nicht gewöhnen, sie sehnte sich nach ihrem heimischen Freundeskreis, sie verabscheute das Essen." (ebd.)

Durch die Frühgeburt von Henriettes Schwester und durch den Tod des Bruders im darauffolgenden Jahr verschlechterte sich die seelische Verfassung der Mutter derart, daß die Familie um 1907 nach Deutschland zurückkehrte, wo sie sich in Wandsbek bei Hamburg niederließ.

In Wandsbek, der "Stadt des Dichters Matthias Claudius" (HNM 163/2), verbrachte Henriette Magnus den Rest ihrer Kindheit und Jugend. Wandsbek bei Hamburg war eine Garnisonsstadt und ein Vorort von Hamburg, gehörte aber zu Preußen. Diese Trennung von Hamburg wurde von den Wandsbekern strikt eingehalten und nahm, nach der Beschreibung von Henriette Necheles-Magnus, zum Teil recht umständliche Formen an, wenn beispielsweise ein Patient nicht in das näher gelegene Hamburg überwiesen wurde, sondern nach Neustadt in Holstein. "... so war es mit Schulen und allem" (HNM 163/1). Vor allem ältere Wandsbeker hätten sich standhaft geweigert, einen Fuß nach Hamburg zu setzen.

"Trotzdem fühlte sich der Wandsbeker sehr wohl dabei! Er war vor den Gefahren der Grossstadt bewahrt – wenigstens meinte er es – Hamburg war Republik und demokratisch – ein Ding, das der Teufel erfunden hatte – und man war gut preussisch und Kaiser-getreu." (ebd.)

Henriette empfand Wandsbek als den

"Mittelpunkt des Kleinbürgertums und des Beamtentums des ganzen Kreises." (ebd.)

Familie Magnus wohnte etwas außerhalb in einer Villensiedlung in Mariental, einer Vorstadt von Wandsbek. Diese Villensiedlung war auch mit der Pferdebahn erreichbar.

"Es war die einzige Pferdebahn im Kreis – der Kutscher sah wie der alte Kaiser Wilhelm I. aus. Unsere grösste Freude als Kinder war, schneller zu laufen als der alte Gaul und den Kutscher krank zu ärgern." (HNM 163/2)

Das soziale Umfeld der Siedlung war bürgerlich geprägt. Die unmittelbaren Nachbarn der Familie waren konservativ, skeptisch gegenüber Neuerungen und hatten ihre Eigenheiten, die von Henriette liebevoll und mit Humor beschrieben wurden.

"Unsere Nachbarn waren die typischen Vertreter des deutschen Mittelstandes, die Männer waren Kaufleute, Rechtsanwälte und Rentiers. Sie waren schon mehr dem Wandsbeker Milieu entwachsen, ihre Frauen waren aber genau so wie ihre Grossmütter gewesen waren. Gekocht, gegessen und reingemacht wurde wie vor 100 Jahren. Staubsauger und Dampfheizung wurden als ungesund abgetan, desgl. elektrisches Licht. Als wir uns elektrisches Licht legen liessen, war man sehr ungehalten, man fand Vater extravagant und verschwenderisch!" (ebd.)

Über die Schule in Deutschland schrieb Henriettte Magnus in ihrem Manuskript nichts, auch die Tatsache, daß ihre Familie jüdisch war, fand mit keinem Wort Erwähnung. Ihre Kindheit schilderte sie nicht weiter, sie faßte sie allgemein mit folgenden Worten zusammen:

"Wir Kinder hatten ein herrliches Leben. Weite Spielplätze, Kameraden, und keine Ahnung von der übrigen Welt. Wenn wir auch keinen

Luxus kannten, so hatten wir doch immer was wir brauchten." (HNM 163/3)

Genauer beschrieb sie dagegen den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der offenbar einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hat:

"So war es 1914 geworden. Wir Kinder hatten gerade in unserer Art an den Kaiserrennen teilgenommen, das heisst, wir hatten in den Bäumen am Rand der Rennbahn gesessen und um Bonbons gewettet. Es war drückend heiss, was in Deutschland um diese Jahreszeit ungewöhnlich ist. Plötzlich brach die Musik ab, keiner wusste was vorgefallen war. Die Kaiserstandarte ging herab, ein Zeichen, dass der Kaiser den Rennplatz verliess. Wir drängten uns zur Abfahrtsstelle, Kaiser und Kaiserin fuhren langsam durch die schweigende Menge, beide mit tiefernstem Gesicht. Es war das letzte Mal, dass sie offiziell in Hamburg gewesen sind. Zu Haus erfuhren wir dann von dem Mord in Sarajevo." (ebd.)

Mit dem Kriegsausbruch veränderte sich auch ihr näheres Umfeld. Die nahegelegene Kaserne der Wandsbeker Husaren¹, die für die Kinder bis dahin ein verbotenes Territorium gewesen war, war nun nicht mehr "hermetisch verschlossen" (HNM 163/3a).

"Wir Kinder dehnten unsere Ausflüge nun bis zum Kasernenhof aus (...). Man brachte Liebesgaben dorthin, Frauen nahmen Abschied von ihren Männern. Uns zogen besonders die Kanonen an, auf denen wir reiten durften. Ein strenges Verbot von zu Haus beendete diese Spaziergänge bald." (ebd.)

Der Beginn des Krieges hat sich Henriette Magnus wohl gerade deshalb so eingeprägt, weil er für sie eine Zäsur bedeutete, weil "mit dem Tage von Sarajewo unser Kinderglück aufhörte. Unser ganzes Idyll brach zusammen …" (HNM 163/4). Der Krieg bedeutete das Abgeschnittensein von Verwandten in Belgien, Ungarn und England sowie die Trennung vom Vater, der als Soldat für eine Sache einrückte, mit der er eigentlich nichts zu tun hatte und

Die Husaren waren ursprünglich eine ungarische berittene Miliz. In Preußen wurden sie von Friedrich d. Großen zu einer größeren Einheit aufgebaut und stellten bis zum Ersten Weltkrieg eine Gattung der Kavallerie dar. Sie trugen farbige Jacken mit Verschnürungen und anstatt des Helms Pelzmützen.

die ihn herauslöste "aus allem, was ihm gut und richtig war: Familie, Heim, Geschäft". (ebd.)

"So lebten wir durch die ersten Kriegsjahre mit wenig Gefühl für die Wirklichkeit. Ich hatte immer das Gefühl, dass ich träumte, und dass ich von dem Albdruck plötzlich aufwachen würde, um das friedliche Heim meiner Kindheit wieder zu finden." (ebd.)

Henriette begann noch während des Krieges ein Studium. Bis dahin war ihr Schülerinnenleben gekennzeichnet von den Entbehrungen und Belastungen dieser Zeit: Hunger, Kälte, Kleidungsmangel. "Das Leben wurde unbehaglich." (ebd.) Die Familie mußte von dem Vermögen leben, da der Vater durch seinen Kriegsdienst seine Geschäfte nicht weiterführen konnte. Das idyllische und behütete Leben war vorbei. Henriette faßte es in dem Satz zusammen:

"Die Blumenbeete verschwanden aus allen Gärten, und der Rasen wurde zum Kartoffelfeld." (HNM 163/5).

Alfred Fabian:

,.... viel Tadel, wenig Liebe."

Unter dieses Motto stellt Alfred Fabian seine Kindheits- und Jugenderinnerungen in Berlin. Ebenso wie bei Henriette Necheles-Magnus findet sich in seinen Kindheitserinnerungen nicht das Thema "Judesein" oder Antisemitismus. Dennoch gestaltete sich die Kindheit von Alfred Fabian ganz anders. Alfred Fabian wurde am 25. Juni 1897 in Luckenwalde geboren.

"Hurra ein Junge! Das dürften wohl die Worte meiner Eltern gewesen sein, (...) als ich das Licht der Welt erblickte. Es war an einem Nachmittag 4 Uhr bei heftigem Gewitter, als der Wunsch meiner Eltern in Erfüllung ging." (AF 58/1)

Wohl aus Erzählungen seiner Eltern wußte er, daß er nach zwei Schwestern, die vier bzw. fünf Jahre älter waren, der lang ersehnte "Stammhalter" (ebd.) war. Das Unwetter am Tage seiner Geburt deutete er als Omen für seine Zukunft:

"Gleich dem Wetter an meinem Geburtstag sollte sich auch mein Leben gestalten. Ja, ja hätten Vater und Mutter gewusst, was ihnen die Erfüllung dieses langgehegten Wunsches für ungeheure Sorgen bereiten würde, hätten sie sich bestimmt nicht so gefreut." (ebd.)

Als Alfred ein Jahr alt war, zog die Familie nach Berlin, da der Vater dort eine Anstellung bekam. Zunächst bewohnten sie in der Neuen Friedrichsstraße "eine kleine bescheidene Drei-Zimmerwohnung" (ebd.), später zogen sie in die Holzmarktstraße. Seine eigenen Erinnerungen an die Kindheit setzten erst mit Beginn der Schulzeit ein.

"Recht deutlich erscheint mir vor Augen die Vollendung des 6. Geburtstages. Vorbereitungen wurden getroffen, um den männlichen Sprössling der Familie für den am 1. April des Jahres 1903 beginnnenden Schulbesuch vorzubereiten. Ein besonders schöner dunkelblauer Matrosenanzug wurde gekauft, wobei die Grösse des Ankers am Aermel für mich von grösster Bedeutung war. An dem so schicksalsschweren Tage des Schulbeginns wurde ich von der gesamten Familie incl. sämtlicher Tanten und Onkels zur Volksschule nach der Langenstr. begleitet. Der Eindruck des ersten Schultages ist mir zwar nicht mehr in Erinnerung, nur das Eine weiss ich genau, die ganze Angelegenheit hatte keinesfalls meinen Beifall gefunden." (ebd.)

Und diese "Animosität gegen alles was sein muss" (ebd.) kennzeichnet den weiteren Verlauf seiner Schulzeit.

"Schon in den frühesten Jugendjahren wollte ich meinen dicken Kopf durchsetzen. Laubsägearbeiten, basteln jeder Art, waren mir wichtiger als die Schularbeiten. Es war geradezu eine Qual für mich, Schulaufgaben zu erledigen." (AF 58/1/2)

Nur einige wenige Fächer – Zeichnen, Turnen, Rechnen und Geschichte – konnten ihn begeistern. In diesen Fächern erhielt er gute Zensuren, in allen anderen Bereichen wurden seine Leistungen mit "mangelhaft" oder "ungenügend" bewertet, und die Bemerkung "'Neigt zur Störung und Unfug'" war jahrelang auf seinem Zeugnis zu finden. (AF 58/2) Diese Bewertungen veranlaßten ihn zu der Einschätzung:

"Soundso viel Tadel, wenig Liebe, weiss Gott eine traurige Bilanz!" (ebd.)

Während die Mutter auf die schulischen Leistungen ihres Sohnes mit Weinen reagierte, nahm der Vater einerseits "das Unabänderliche in Ruhe hin"

(ebd.), aber nicht aus Gelassenheit, sondern weil er sich dieser Auseinandersetzung und den damit verbundenen Pflichten entziehen wollte –: die Mutter mußte die notwendigen Gespräche mit den Lehrern führen. Andererseits konnte er sich aber auch in eine Wut über seinen "ungeratene[n]" (AF 58/8) Sohn steigern, und dessen "Hinterteil zeigte noch am nächsten Tage die Spuren von Vaters guter Handschrift." (AF 58/2)

Auch in der Volksschule erlebte Alfred Fabian körperliche Züchtigung:

"Dieser Lehrer war überhaupt eine besondere Elite seines Standes. Schlagen war seine Lieblingsbeschäftigung. Wenn er so richtig in Fahrt war, dann lief er, den Rohrstock schwingend, oben auf den Schreibpulten umher, um wahllos auf seine 'Lieblingsschüler', zu denen auch ich gehörte, einzuschlagen. (...) Niemals in meinem Leben werde ich die Jahre in dieser Schule vergessen." (AF 58/3)

Doch diese Maßnahmen zeigten keinen Erfolg im Sinne von Eltern und Lehrern:

"Immer mehr drängte mein Inneres nach Freiheit. In der Schule Qualen, im Elternhaus kein Verständnis. Dumme Gedanken reiften heran und nur die Angst vor dem Vater und die Liebe zur Mutter haben mich auf rechten Wegen gehalten." (ebd.)

Nach einem weiteren Wohnungs- und auch damit verbundenen Schulwechsel – schon in Alfreds 1. Schuljahr war die Familie in die Richthofenstraße gezogen, und er hatte die Volksschule wechseln müssen – kam

"... dann der grosse Tag, an dem die Prüfung zur Aufnahme in die 10. Realschule erfolgen sollte. Aufgeregt, verängstigt und doch voller Hoffnungen ging Mutter mit mir – Vater hatte wieder mal keine Zeit und vor allem auch keine Lust – zur Aufnahmeprüfung." (ebd.)

Diese Aufnahmeprüfung bestand Alfred jedoch nicht; erst ein halbes Jahr später, nun erfolgreich in der Prüfung, konnte er in die höhere Schule aufgenommen werden. Nicht nur die Eltern waren glücklich, auch Alfred, "aber hauptsächlich darüber, eine bunte Schülermütze tragen zu können." (AF58/4) Doch dieser Wunsch wurde ihm nicht sogleich erfüllt, "denn alles, was mit Geld verbunden war, war meinem Vater unangenehm. Von Beruf Buchhalter war er in allem ein spiessiger Grosstädter." (ebd.) Alfred erlebte seinen Vater darüber hinaus als streng, der "sich keinerlei Mühe [gab], seine

Kinder, insbesondere mich, zu verstehen." (ebd.) Die Mutter dagegen liebte ihren Sohn sehr, er war ihr "auserkorener Liebling" (ebd.). Dies wiederum führte zu Spannungen zwischen den Geschwistern, da die "gut lernenden Schwestern" (ebd.) eifersüchtig waren und ihren Bruder hämisch als "Goldsohn" (ebd.) bezeichneten. Und "so rührend" (ebd.) Alfred die Liebe seiner Mutter auch fand, er wollte "kein Muttersöhnchen sein" (ebd.) sondern "Mann" (ebd.) und seine Sehnsucht nach Abenteuern ausleben. Wohl deshalb fühlte er sich zu seinen "ärmeren Schulkameraden" (ebd.) hingezogen und verabscheute die "Muttersöhnchen, die aufgeputzt mit Spitzenkragen usw. mit den reichlichen Geldmitteln ihrer Eltern protzten." (ebd.) Alfred selbst stand wenig Geld zur Verfügung, der Vater war in Geldangelegenheiten sehr kleinlich. Auch die Mutter mußte über die Ausgaben peinlich genau Buch führen und hatte damit kaum Möglichkeiten, das geringe Taschengeld der Kinder heimlich aufzustocken. Da Alfred mit seinem wenigen Geld auch noch seine ärmeren Mitschüler aushielt, langten seine Geldmittel bald nicht mehr, und er "besorgte" sich das Notwendige. Nachdem er zunächst aus der Geldbörse der Mutter einige Groschen entwendete, verkaufte er dann einen Teil von Vaters Briefmarkensammlung. Das blieb natürlich nicht unentdeckt, es "gab (...) Dresche und Ausgehverbot. Die Stimmung im Elternhaus wurde unerträglich." (AF 58/5) Der Vater schimpfte ihn einen "Dieb, ein[en] Taugenichts, der zu allen Schandtaten fähig ist" (ebd.), aus dem niemals "ein brauchbarer Mensch" (ebd.) werden würde, und beim Mittagessen wurde mit ihm nicht mehr gesprochen.

Doch Alfred stellte sich die Frage, was er denn eigentlich verbrochen habe.

"Zugegeben, dass es nicht korrekt war, Vater's Markensammlung anzutasten. Aber war es denn für mich allein? Nein! Langsam wurde ich stolz darauf, meinen ärmeren Kameraden geholfen zu haben. Ich war fest entschlossen, nach wie vor meinen Kameraden, wenn notwendig, weiter zu helfen." (AF 58/6)

Um die nötigen Mittel zu haben, ging er dazu über, seine Schulbücher zu verkaufen, und er erfand immer neue Ausreden, warum er neue haben mußte. Er wunderte sich, daß sein Vater dazu schwieg, stellte dann fest, daß seine Mutter ihn deckte.

"Sie hatte erkannt, dass so nicht mit mir fertigzuwerden ist und versuchte es nun mit Liebe und gutem Zureden. Mein Dickkopf war stärker als Vaters Strenge, was ich mir in den Kopf gesetzt hatte, wusste ich durchzuführen und fast jeder Weg war mir heilig." (ebd.)

Die Schulzeit verging für Alfred Fabian langsam und lustlos. Er blieb sitzen, erzielte in den Hauptfächern schlechte Noten und sehnte sich danach, die Schule verlassen und einen Beruf erlernen zu können. "Endlich platzte am 26. Januar 1915 die Bombe." (ebd.) Detailliert beschrieb Fabian den Vorfall, der zum Verweis von der Realschule führte: Ein Lehrer der Schule, "ein Choleriker" (AF 58/7), hatte dem Primus der Klasse die Aufgabe übertragen, während des Lehrers Abwesenheit die Namen derjenigen Schüler an die Tafel zu schreiben, die sich nach seiner, des Primus' Ansicht, nicht angemessen verhielten.

"Am obigen Tage hatte mich mein Primus, namens Emkel, an die Schultafel geschrieben, weil ich angeblich dauernd mit Brotkugeln geschossen habe. Den wirklich Schuldigen wollte ich nicht nennen, denn in der Geschichtsstunde hatte ich gelesen, dass Napoleon mal gesagt haben soll: 'Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter.' Ein Verräter wollte ich keinesfalls werden und so nahm ich die Schuld auf mich." (AF 58/6/7)

Alfred wurde daraufhin vom Lehrer zu zwei Studen Arrest verurteilt. Nach Beendigung des Unterrichts stellte Alfred Fabian den Primus zur Rede:

"'Warum hast Du mich angeschrieben, wo ich es garnicht war', brülte ich ihn an. Ich dachte an zu Hause, dachte an das Weinen der Mutter, an den Zorn des Vaters, wenn er wiederum einen Brief von der Schule erhalten würde. Er gab mir zur Antwort, ich sollte ihm sagen, wer es gewesen sei. "Nein', sagte ich, "wenn ich so ein Kriecher und Streber wie Du wäre, würde ich es tun.'" (AF 58/7)

Der Streit zwischen den beiden eskalierte, es kam zu einer Prügelei, und Alfred mußte zum Direktor.

"Seine ersten Worte waren: "Wenn wir noch das Züchtigungsrecht in der Anstalt hätten, würden wir Dich noch bändigen können. Da das nicht geht, so werde ich Deinem Vater schreiben, dass Du die Schule verlassen musst." (ebd.)

Alfreds Freunde boten ihm Unterstützung an und wollten die Sache gegenüber seinem Vater richtig stellen. Doch Alfred verzichtete darauf.

"Nein Jungen, was ich mir eingebrockt habe, esse ich allein aus und ganz offengesagt freue ich mich, wenn meine Schulzeit ein Ende haben wird." (ebd.)

Aus Großzügigkeit, Alfreds Mutter entgegenkommend, setzte der Direktor keinen Vermerk aufs Zeugnis, sondern er schrieb: "Er verlässt die Anstalt auf eigenen Wunsch, um Kaufmann zu werden." (ebd.) Nach der Schule begann Fabian eine Lehre in der Damen-Konfektionsbranche. Die Arbeit machte ihm Spaß, und er war erfolgreich.

"Ich versah die mir aufgetragenen Arbeiten zur vollsten Zufriedenheit meiner Chefs und das vorhandene Zeichentalent erleichterte mir das Vorwärtskommen." (AF 58/9)

Aufgrund seiner guten Leistungen wurde ihm das dritte Lehrjahr erlassen.

Es ist typisch für seine Generation, daß Alfred Fabian von einer großen Begeisterung für das militaristische Kaiserreich erfüllt war.

"Als dann im August des Jahres 1914 der Krieg ausbrach verspürte ich auch in mir die Pflicht, dem Vaterland meine Dienste zur Verfügung zu stellen." (ebd.)

Da sein Vater ihm die Erlaubnis verweigerte, sich sofort freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, mußte er bis zur Einberufung seines Jahrganges warten.

"Endlich im Februar des Jahre 1916 erhielt ich meinen Aushebungsbefehl. Ich strahlte vor Freude." (AF 58/10)

Ida Fanny Lohr:

"Man war glücklich und zufrieden."

Ida Fanny Lohr geb. Demuth wurde als Kind jüdischer Eltern am 5. September 1884 in Berlin geboren. Ihre Jugendzeit charakterisierte sie mit den Worten eines deutschen Dichters: "'Wir lebten still und harmlos---'" (IL 148/1). Die heimatverbundene Ida Fanny Lohr fühlte sich stolz, durch viele Generationen "echte Berlinerin" zu sein (IL 148/6), die "in allen Fasern mit der Heimat verwachsen" (IL 148/1) war. So schrieb sie dem Berliner sehr positive Eigenschaften zu:

"Der Berliner aus meiner Jugendzeit war ein frischer, offener, redegewandter, reichlich großtuender Mensch, aber, von einer unendlichen Gutmütigkeit." (IL 148/6)

Ida Fanny Lohrs Vater, der von Beruf Kaufmann war, mußte sich aufgrund des Verlustes seines Vermögens ein neues Standbein aufbauen, "ein in der damaligen 'Gründerzeit' täglich vorkommendes Ereignis" (IL 148/2). Mit Unterstützung seiner Frau wandte er sich der Fabrikation von Damenmänteln zu, wurde "also Handwerker" (ebd.), wie Ida schreibt. Damit standen sie in der Tradition der Ahnen, unter denen Kürschner, Tabakarbeiter, Damenschneider, Gürtler und Sattler zu finden waren. Trotz der hohen beruflichen Belastung nahm sich die Mutter Zeit, um mit Ida und ihren Geschwistern zu spielen, um ihnen "eine möglichst glückliche Jugend zu gestalten" (ebd.). Ungeachtet einer größeren Geschwisterzahl wurde Ida der Kindergartenbesuch ermöglicht, wo "alle Konfessionen traulich beisammen saßen, lärmten und lernten". (ebd.) In den beiden Sätzen "Ich hatte eine gute, glückliche Kinderzeit" und "Wir blieben so echte, rechte Kinder" (ebd.) kommt zum Ausdruck, daß Ida Fanny Lohr eine unbeschwerte Kindheit erlebte, die für sie nichts von anderen Kindheiten Unterscheidbares beinhaltete.

Mit sechs Jahren wurde Ida Fanny Lohr in die Töchterschule eingeschult. Zur damaligen Zeit bestand für Mädchen die Möglichkeit, die Volks- oder Töchterschule zu besuchen. Im Bemühen um einen angemessenen Ort des Lernens schickten die Eltern Ida auf die Töchterschule. In der Schule waren alle drei Konfessionen vertreten, nur der Religionsunterricht wurde getrennt erteilt, "keines der Kinder wußte sonst, wer Christ oder Jude sei". (IL 148/3) Ida nahm – "Trotz meiner Zugehörigkeit zum Judentum" (ebd.) – auch am protestantischen Religionsunterricht teil.

"Es war ein gutes Einvernehmen zwischen den 3 Konfessionen! Es gab nie einen Streit, weil etwa der Jude so gesagt hatte und der Christ anders. Besonders liebte ich die Gesangstunden, wo wir Judenkinder genau die gleichen Choräle singen lernten, wie die Christen. Der Unterricht begann mit einem interkonfessionellen, gemeinsamen Gebet und schloß ebenso." (ebd.)

Neben der Ehrfurcht vor Gott und der Liebe und Ehrerbietung gegenüber den Eltern wurde den Schülerinnen auch die "Treue zu Vaterland und dem Herrscherhaus gelehrt" (ebd.).

"Wir wußten ebensosicher die Geburtstage des Königs, seiner Frau und des Kronprinzen, wie die unserer eigenen Familienangehörigen. Wir wußten über Bismarck, dem Begründer des noch sehr jungen deutschen Reiches ebensosehr Bescheid. Mit Begeisterung lernten

wir patriotische Gedichte, die bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit aufgesagt wurden." (ebd.)

Diese in der Schule vermittelten Werte fanden im Elternhaus ihre Entsprechung.

"Ich selbst hörte zuhause auch nichts anderes, als dass man gegenüber Gott und der Obrigkeit den nötigen Respekt haben müße." (IL 148/4)

Antisemitische Erfahrungen schilderte Ida Fanny Lohr aus dieser Lebensphase nicht. "Das Wort "Jude" als Schimpfwort war noch nicht populär geworden." (ebd.) Nur kurz erwähnte sie die "antisemitsche Welle" dieser Zeit.

"Ein gewisser, tendenziöser Antisemitismus, vom Hofprediger Stöcker geschürt und propagiert, machte sich damals fühlbar und verschwand wieder." (IL 148/5)

Ihre Schul- und Jugendzeit war trotzdem von positiven Erfahrungen geprägt.

"Überall konnte der anständige Staatsbürger, denn solche waren wir, unbeanstandet hingehen, ohne fürchten zu müßen, angeflegelt zu werden. Das wird immer sein, daß Menschen mit viel Geld im Beutel überall Eintritt haben, selbst dann, wenn sie nicht in die Umgebung passen, doch es war eben damals für jedermann möglich, überall und irgendwo hingehen zu können." (ebd.)

Diese Freiheiten genoß Ida mit ihrer Familie.

"Meine Eltern waren damals nicht mit Glücksgütern gesegnet, hatten aber ein unendliches Vergnügen daran, in einem Café ein gutes Konzert zu hören. Oder wir gingen alle zusammen Sonntags ins Berliner Rathaus, wo für ein geringes Entgelt vom Schillertheater Vortragsabende veranstaltet wurden. Im Sommer war ein Familienausflug mit mitgenommenem Tagesproviant das billigste, schönste und gesündeste Vergnügen. Hier und da einmal ein billiger Theaterplatz …" (ebd.).

Und so resümierte Ida Fanny Lohr

"... man war glücklich und zufrieden." (ebd.)

Alice Baerwald:

"Erst viel spaeter wurde es mir bewusst, dass unsere Schule durch zwei Juedinnen vertreten war."

Alice Baerwald wurde am 23. Januar 1883 in Berlin geboren und wuchs in gut-bürgerlichen Verhältnissen auf. Ihre Eltern betrieben ein florierendes Woll- und Trikotagengeschäft in der Friedrichsstraße und pflegten einen guten, freundschaftlichen Kontakt zu der Nachbarschaft und zu den Kunden.

Zu dieser Zeit lieferte der Vater unter anderem einer Varietebühne, dem "Wintergarten", "fuer all diese Abnormitaeten Struempfe und Unterzeug" (AB 15/1). Mit der Zeit entwickelte sich das Geschäft des Vaters immer besser, und es konnten zahlreiche Kunden aus der "feinen Berliner Gesellschaft" (AB 15/2), die nach "Luxussachen" (ebd.) verlangten, zum festen Kundenstamm gezählt werden. Unter ihnen waren viele Hohenzollernprinzen und Jockeys, die "die leichteste, kostbarste Seide trugen" (ebd.). Auch die Freundin Richard Wagners, Mathilde Wesendonck, ließ ihre Unterwäsche im Geschäft des Vaters schneidern.

Die Mutter von Alice, eine geborene Katzenstein, kam in Hessen zur Welt, und Alice beschrieb sie aus der Erinnerung heraus als sehr hübsch, mit "Geschmack und Schoenheitssinn" (ebd.). Sie stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie, und ihr Geburtsort, die Stadt Eschwege an der Werra, wurde während der großen Ferien das alljährliche Ausflugsziel für Alice und ihre Schwester. Sie besuchten dort ihre Großmutter, und "das war unser Kinderparadies (…) In Eschwege sah ich Grossstadtkind zum ersten Male die Schoenheiten der Natur." (ebd.) Alice zeigte sich sehr beeindruckt von dieser romantischen, reizvollen Landschaft. Die Sehnsucht, die sie nach diesem traumhaften Ort hatte, ließ sie das ganze Jahr über "unter Heimweh nach diesem schoenen Lande" (AB 15/3) leiden.

Alice hatte eine Schwester, die ein Jahr jünger war als sie. Die beiden wurden Mitglieder in der "Maedchengruppe der Turngemeinde" (ebd.), die in "Berlin, Anfang der 90ziger Jahre" (ebd.) gegründet wurde, und sie waren dort überaus aktiv.

"Das bestimmte sehr stark unseren Entwicklungsgang, denn wir lebten nur fuer diesen Sport. Es kam kaum vor, dass wir mal einen Turnabend versaeumten." (ebd.)

In dieser Disziplin war ihnen der Vater ein Vorbild, der unter der Leitung von Professor Adgorstein ein ausgezeichneter Turner geworden und drei Jahre in Triest als Turnlehrer tätig gewesen war. Die Sportlichkeit seiner Töchter erleichterte es ihm, daß er "nur" Mädchen hatte.

"Ich glaube, mein Vater, der sich immer sehr einen Sohn gewuenscht hatte, war erst mit 'nur Maedels' ausgesoehnt, als er mit uns ueber turnerische Dinge sprechen konnte. Wenn wir ihm von wagemutigen Uebungen am Barren und Reck, von Spruengen ueber Seil und Pferd berichteten leuchteten seine Augen." (ebd.)

Alice war eine gute Läuferin und erhielt für ihre hervorragende Leistung bei der "Staffette Potsdam-Berlin" zum ersten Mal offiziell eine Siegesauszeichnung, den "Siegeseichenzweig". Über den sportlichen Aspekt hinaus hatte der Turnverein eine soziale Funktion.

"Starke Kinderfreundschaften wurden geschlossen, die das ganze Leben ueberdauerten." (ebd.)

Alice betont, daß ihre "Kindheitsfreundinnen (...) unbewusst nur Christinnen" (AB 15/6) waren, und diese Freundschaften vielfach durch die gemeinsame Vorliebe zum Turnen entstanden. Alice' große Leidenschaft waren zweifellos der Sport und die Turngemeinde.

"Wir lebten ja fuer dieses Sportideal ..." (AB 15/6).

Mit großer Begeisterung nahm sie an den Schauturntagen teil, die mehrmals jährlich stattfanden, denn "Dort besonders Gutes zu leisten war hoechster Ehrgeiz". (ebd.) Eigens um herauszufinden, ob diese "jungenhaften Spruenge und Uebungen dem kuenstlerischen Schoenheitssinn entsprachen" (ebd.), wurden zu einer dieser Veranstaltungen Berühmtheiten eingeladen, die die jungen Mädchen begutachten sollten, denn "Sport fuer Maedchen war noch neu" (ebd.). Erneut stach Alice durch besonders gute turnerische Leistungen hervor und wurde "hinauf gebeten in die Zuschauerloge und den Kuenstlern als beste Turnerin vorgestellt". (ebd.)

Alice und ihre Schwester besuchten auf Weisung ihres Vaters eine Privatschule in der Mohrenstraße, die ca. 30 Gehminuten vom Elternhaus entfernt in der Albrechtstraße lag, – eine andere gute Schule war ganz in der Nähe –, denn er "wollte uns von jung auf an weite Wege bei Wind und Wetter gewoehnen, wollte uns hart und widerstandsfaehig machen." (AB 15/4) Ob-

wohl die Familie Baerwald zu materiellem Wohlstand gelangt war, wurden die beiden Töchter, besonders von dem Vater, "trotz grosser Liebe, sehr bescheiden und sportlich erzogen" (AB 15/3). Die Wohnung der Baerwalds befand sich mitten in Berlin, und der tägliche Weg zur Schule ließ sie die Straße "Unter den Linden" passieren. Die zur damaligen Zeit übliche Begeisterung für alle mit dem Kaiser zusammenhängenden Aktivitäten seitens der Bevölkerung sorgte dafür, daß dieser Schulweg für Alice und ihre Schwester jeden Morgen zu einem besonderen Erlebnis wurde. Denn auch der Schulweg der "kaiserlichen Prinzen" führte über diese Straße zum Schloß "Bellevue".

"Jeden Tag standen meine Schwester und ich mit freudig erregten Gesichtern dort, sahen die Prinzen vorueber fahren, machten unsern tiefen Knix, bekamen einen netten Dankesgruss und gingen in stolzem Gluecksgefuehl." (AB 15/5)

Während der Schulzeit favorisierte Alice das Fach Musik, das von Professor Irrgang unterrichtet wurde. Sie war musikalisch und stimmlich sehr begabt, "und da ich von jung an den einzigen Wunsch hatte, Saengerin zu werden, war ich bei ihm in guter Obhut." (Ab 15/4) Überdies zeigte Alice auch in den anderen Unterrichtsfächern überdurchschnittliche Leistungen, so daß sie Klassenbeste wurde.

Als Alice 15 Jahre alt war, "ordnete unser damaliger Kaiser Wilhelm II. eine Belohnung an" (ebd.), und es ging eine Einladung an die besten Schüler der oberen Klassen aller Schulen Berlins. All diese Schüler, unter ihnen Alice und ihre Freundin als Vertreterinnen ihrer Schule, wurden ins Königliche Schauspielhaus zu einer Sondervorstellung eingeladen. Besonders tief beeindruckt zeigte sich Alice von dem ganzen "drum und dran". (ebd.)

"Wie wir weissgekleidet uns alle dort versammelten, wie wir tausende von Kindern, alle in dem stolzen Gefuehl die besten einer Schule zu sein, an langen Tafeln in der Pause mit Schokolade und Kuchen bewirtet wurden und Ansprachen an uns gehalten wurden, an uns die Schuelerelite der Stadt Berlin, das war ein wirklich tiefes Erlebnis und klang lange in mir nach." (AB 15 4/5)

Die "Selbstverständlichkeit", daß sie auch als Jüdin an dieser Auszeichnung teilnehmen darf, wird besonders deutlich in dieser Passage ihrer Biographie:

"Erst viel spaeter wurde es mir bewusst, dass unsere Schule durch zwei Juedinnen vertreten war." (AB 15/4)

Eine Ausgrenzung durch offizielle Gremien oder Institutionen hat Alice nicht erfahren, dies zeigte sich auch im Bereich des Sports, wo Alice' jüdische Herkunft nicht relevant war, wie ihre vielen Auszeichnungen zeigen.

Eine von Alice weniger geliebte Pflicht bestand im Besuch der jüdischen Religionsschule, die ihr "in damaliger Zeit noch keine Herzensangelegenheit war" (AB 15/5) und auch "keinen nachwirkenden Eindruck hinterlassen" (AB 15/5/6) hat. Anders war dies beim Besuch der Synagoge.

"Aber staerker wirkte auf mich der Gottesdienst in der Synagoge Oranienburger Strasse, wo meine Eltern ihre festen Plaetze hatten, und in die wir an all unseren Feiertagen gingen. Von dieser Staette aus ging irgend ein Fluidum auf mich ueber, die Mystik umfing mich mit dem eigenen Zauber und hat mich nie wieder los gelassen." (AB 15/6)

Die jüdischen Feiertage hatten ihren Stellenwert innerhalb der Familie, ausgiebige Vorbereitungen fanden statt, und der Vater "schloss sein Geschaeft, auch wenn die Feste in die Mitte der Woche fielen." (ebd.)

Nach ihren "gluecklichen Schuljahren" (AB 15/7) konnte Alice' Jugendtraum erfüllt werden, denn sie kam zur Gesangsausbildung an das Eichelbergsche Konservatorium. Das Studium machte ihr "unendliche Freude" (ebd.), doch war die Fortsetzung gefährdet, als der Vater sein Vermögen verlor. Sie bekam dann die Möglichkeit, eigenes Geld zu verdienen, indem sie die anderen Schüler ihres Lehrers auf dem Instrument begleitete; so konnte sie ihre Gesangsstunden bezahlen. 1902 wurde dem Vater eine königlich preußische Lotterieeinnahme zugewiesen, und die beiden Töchter wurden als Buchhalterinnen eingestellt, mit einem festen Gehalt. In diesen Jahren genoß sie ihre Jugendzeit. "Heiter und lachend ging ich durch diese Jungmaedchenjahre." (AB 15/11) Als sie 1906 heiratete, resümierte sie:

"Meine glueckliche Jugendzeit, mein Berliner Leben war abgeschlossen, ich ging jung und mutig in die Fremde." (AB 15/12)

Hermann Klugmann und Leo Grünebaum:

"So haftet der Erinnerung an meine Jugendjahre das Gefuehl der Ausgeglichenheit und des laendlichen Friedens an."

Zahlreiche Parallelen weisen die Kindheitserinnerungen von Hermann Klugmann und Leo Grünebaum auf. Beide thematisieren, daß sie aufgrund des "Judeseins" niemals benachteiligt oder ausgegrenzt wurden. Die Verschiedenheit religiöser Bekenntnisse in ihren Heimatdörfern empfand man "als etwas Selbstverstaendliches und sozusagen Geheiligtes (...) und war infolgedessen niemals Gegenstand des Spottes oder der Herabsetzung." (HK 113/3)

Der am 22. März 1885 geborene Hermann Klugmann stammte ebenso wie Leo Grünebaum aus einer jüdisch-orthodoxen Familie. Er wuchs in Wiesenbronn bei Kitzingen am Main in Unterfranken auf, einem "Bauerndorf von ungefaehr 900 Einwohnern, die sich in der Hauptsache von Ackerbau und Viehzucht naehren und zum evangelischen (lutherischen) Glauben bekennen." (HK 113/2) In Wiesenbronn existierte eine jüdische Gemeinde, die einst aus 40, später aus 20 Familien mit 100 Mitgliedern bestand. Hermann Klugmann verfolgte die Geschichte in der Gemeindechronik, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichte. Die Chronik "stammte aus dem Jahr 1723 und war ein vergilbtes Pergamentbuechlein von ungefaehr 30 Seiten." (ebd.) Neben einer Reihe von Gebeten in hebräischer Sprache standen dort Namen von Personen und Orten, die Opfer der Judenverfolgung des Mittelalters waren. Im Reichsarchiv der Kreishauptstadt Würzburg konnte Hermann Klugmann seine Familiengeschichte bis zum Jahr 1690 zurückverfolgen.

Hermann Klugmann war in die dörfliche Gemeinschaft integriert.

"Das Verhaeltnis zwischen den beiden Bevoelkerungsteilen war ein sehr gutes und ueberbrueckte die Grenzen der konfessionellen Zugehoerigkeit. Ich besuchte gleich den andern juedischen Kindern des Dorfes die protestantische Schule und nur der Religionsunterricht war getrennt. Doch wohnten wir haeufig der Bibelstunde des gütigen Dekans Popp bei, da unser Religionsunterricht zu einer andern Zeit stattfand. Mit meinen Schulkameraden stand ich auf sehr gutem Fuss und diese Harmonie blieb auch erhalten, nachdem ich in die Fremde gekommen war. Ich habe mit den christlichen Kameraden der 7. (obersten) Klasse die Kirchenglocken gelaeutet. In der obersten Klasse durfte ich, wohl in Hinsicht auf meinen spaetern Beruf, fuer den kraenklichen Lehrer Zeuner den Assistenten machen und willig

haben sich meine Kameraden meinen Anordnungen gefuegt." (HK 113/3)²

Die in seiner Schule und mit seinen Altersgenossen erfahrene Harmonie erlebte Hermann Klugmann auch zwischen den Erwachsenen.

"Das Verhaeltnis zwischen den beiden Bevoelkerungsteilen war ein sehr gutes und ueberbrueckte die Grenzen der konfessionellen Zugehoerigkeit. (...) Gelegentlich patriotischer Feiern zogen die Veteranen der beiden Bekenntnisse zusammen in die Kirche zum Gottesdienst. Die christliche Bevoelkerung kannte alle juedischen Feiertage und fand es ganz selbstverstaendlich, dass sich die Juden an denselben der Arbeit enthielten; sie nahm auch in jeder Weise darauf Ruecksicht (...) Christen und Juden teilten miteinander Freud und Leid, erwiesen ihren Toten die letzte Ehre. Bei der Beerdigung ehemaliger Angehoeriger der Wehrmacht³ wurden den juedischen Mitgliedern dieselben militaerischen Ehren erwiesen wie den nichtjuedischen auch." (HK 113/3/4)

Leo Grünebaum wurde am 4. Juni 1888 in Oberhessen, genauer in Wenings – einem Dorf von knapp 800 Einwohnern geboren. Wahrscheinlich war sein Vater Viehhändler oder Kaufmann. Auch er konnte, wie Hermann Klugmann, die Geschichte seiner Familie bis in 18. Jahrhundert rekonstruieren und ihre Ansässigkeit in Wenings nachweisen. Das dörfliche Leben schilderte er als Quelle körperlicher Gesundheit und psychischen Wohlbefindens und den Ausspruch "aus Gesundheitsgründen auf dem Land geboren" (LG 84/1) benutzte er immer dann, wenn er nach seiner Herkunft gefragt wurde. Leo Grünebaum hatte das Landleben abseits städtischen Trubels stets als positiv empfunden. Nicht nur seine glückliche Kindheit, sondern auch spätere Ferienzeiten hatte er gerne in seinem Heimatdorf verbracht.

"Landschaft, Menschen, die überkommenen und übernommenen Verhältnisse, Sitten und Lebensgebräuche bildeten gleichsam einen

² Heinrich Zeuner, der Sohn des Lehrers, schreibt in seinen Lebenserinnerungen, daß Hermann Klugmann und seine Cousins seine "Jugend- und Spielgenossen waren, denn die Juden gaben ihren Kindern Freiheit, bis sie die Schule verließen. Sie waren also die gleichen Streuner wie wir "Kanterschbuben"!" (Wiesenbronn 1963 (Eigenverlag)).

³ Klugmann schreibt in seinem Manuskript "Angehörige der Wehrmacht"; "Wehrmacht" war jedoch erst ab 1935 die offizielle Bezeichnung für die Streitkräfte des nationalsozialistischen Deutschlands anstelle von Reichswehr. Die vorläufige Reichswehr wurde am 6. März 1919 gegründet, am 23.3.1921 erhielt sie durch das Wehrgesetz ihren festgesetzten Status. Klugmann meint wahrscheinlich die Veteranen des kaiserliches Heeres.

Ruhepol; ein Paradies im Rennen und Rasten des Lebens und seines Alltags." (ebd)

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Wenings waren überwiegend Viehhändler und Kaufleute; die christlichen Einwohner des Ortes gehörten der klein- und mittelbäuerlichen Schicht an. Leo Grünebaums Onkel Abraham betrieb neben seinem Kleinhandel in Schuh- und Manufakturwaren das Buchbinderhandwerk und war im Ort als "gewissenhafter, sauber arbeitender Fachmann" (ebd.) anerkannt. Auch die anderen jüdischen Bürger des Ortes waren akzeptierte und respektierte Bewohner, deren Arbeit man schätzte. So war Leo Grünebaum auch kein Fall aus seiner Kindheit und Jugendzeit bekannt, in dem Juden "wegen irgendwelchen unreellen Geschäftsgebarens" (ebd). beschuldigt wurden – es war z. B. selbstverständlich, daß die jüdischen Geschäftsleute Gläubiger der Bauern wurden.

Die Korrektheit der jüdischen Geschäftsleute unterstrich auch Hermann Klugmann, dessen Vater über 60 Jahre lang als Viehhändler tätig war und sich ebenso wie die anderen jüdischen Mitbürger eines hohen Ansehens im Dorf erfreute.

"Viele Bauern betaetigten ihre Geschaefte mit ihren seit vielen Jahren vertrauten "Hofjuden" und ich weiss aus der Erinnerung an meine Kindheit, dass das gegenseitige Verhaeltnis zwischen beiden Parteien stets ein sehr gutes gewesen ist. Es mag als ein Beleg fuer das Gesagte angesehen werden, dass mein seliger Vater, der ueber 60 Jahre als Viehhaendler taetig war, waehrend dieser langen Periode in kein Gerichtsverfahren verwickelt gewesen ist." (HK 113/4)

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen seinem Vater und den christlichen Bauern konnte Hermann beobachten, wenn die Bauern zwecks Besprechung geschäftlicher Dinge zu Loeb Klugmann kamen und ihn um Rat fragten.

"Aber die Gespraeche beschraenkten sich keineswegs auf das Geschaeftliche allein. Wie oft wurde meine Mutter um ein wenig Gaensefett als Heilmittel fuer Mumps oder geschwollene Druesen gebeten! Wenn einem Bauern ein Stueck Vieh erkrankte, schickte er nach meinem Vater s. A; zu jeder Stunde des Tags und der Nacht hat mein Vater dem Ruf Folge geleistet." (HK 113/4/5)

"Ganz besonders innig" (HK 113/5) beschrieb Hermann Klugmann das Verhältnis zu den christlichen Nachbarn, der Familie Konrad. Man beschenkte sich gegenseitig zu Ostern, Weihnachten und anderen Anlässen und erledigte für den anderen Botengänge. Wie sehr die Konrads die jüdischen Bräuche respektierten und achteten, zeigte sich in der Herstellung ihres Backwerks, das stets mit reiner Butter hergestellt war:

"Das duerft ihr essen, das ist mit reiner Butter gemacht, es ist kein Schweineschmalz verwendet worden." (ebd.)

Auch Leo Grünebaum dokumentierte in seinen Aufzeichnungen das freundschaftliche Verhältnis zu den Christen des Dorfes.

"Nicht weniger aber stehen im Vordergrund meiner Erinnerungen die Sabbatnachmittage, wenn nach dem Nachmittagsgottesdienst sich die gesamte Judenheit des Dorfes langsam an einer Strassenecke sammelte und im Spaziergängertrott die Hauptstrasse entlang in Gottes freie Natur pilgerte, um am Waldrand, im Wiesengrund oder auf einem Berghügel im Plauderstündchen zu rasten oder gar im "Kegelhaus" bei einem von einem frischgebackenen Bräutigam oder Ehemann gespendeten Fässchen Bier den Sabbatausgang zu erwarten. Scherzworte, freundschaftliche u. nachbarliche Unterredungen wurden dabei mit den auf ihren Feldern arbeitenden christl. Mitbürgern ausgetauscht und alles war so selbstverständlich, so ruhig und friedlich wie die gemeinsamen Spaziergänge am kommenden Sonntagnachmittag der christlichen Jugend und der älteren Generation auf der gleichen Strasse, wobei auch oft die jüdische Jugend sich beteiligte, sei es auf dem anschliessenden Tanzboden oder auch so." (LG 84/2)

Insbesondere erwähnt er die Beziehung der Nachbarin Katherine Boas, die ihn besonders gerne beschenkte:

"[Es] gab (...) kein Abschiednehmen am Ferienende ohne Abschiedsbesuch durch die christl. Nachbarin, ohne ein paar frische Eier, Obst oder dgl. zum Mitnehmen" (ebd.)

Leo Grünebaum berichtete wie Hermann Klugmann von der gegenseitigen Akzeptanz religiöser Bräuche und Anschauungen. So respektierten die Christen den Sabbat, und die Juden akzeptierten den Sonntag als Ruhetag der Christen. Jüdische Bräuche wie das Laubhüttenfest waren ebenso selbstverständlich wie das christliche Kirchweihfest. Hermann Klugmann beschrieb,

daß die christliche Bevölkerung es vollkommen akzeptierte, wenn die Juden erst nach Ausgang des Sabbat weiterarbeiteten:

"Der einzige Metzger des Dorfes war der juedische Metzger Sondhelm. Erst nach Ausgang des Sabbath (Anbruch der Daemmerung) betraten die Bauern den Metzgerladen um ihr Fleisch fuer den Sonntag zu holen." (HK 20/3)

Zu Leo Grünebaums "schönsten Erinnnerungen" (LG 84/1) gehörten die Freitagabende,

"... wenn aus den jüdischen Häusern die Sabbatlampen leuchteten, Sabbatmelodien erklangen, wenn die christliche ,Schabbesfrau' von einem zum andern jüdischen Hause eilte, um die Lichter zu löschen oder im Winter die Ofenheizung zu versorgen, neben ihrem Lohn Mohnbrot, Kuchen oder einen guten und begehrten Teller Suppe erntend. Und war sie einmal nicht rechtzeitig zur Stelle, so vertraten sie wie selbstverständlich die Nachbarn oder ein vorübergehender Dorfbewohner auf Anruf, um den jüdischen Mitbürgern die Beobachtung des Sabbatgebotes zu ermöglichen. Die obligaten "Mazzen" am jüdischen Pesachfeste wurden von den jüdischen Kindern allen besonders nahestehenden christlichen Nachbarn u. Freunden in der weissen Serviette verpackt überbracht und als Delikatesse gern übernommen und ebenso selbstverständlich mit Ostereiern – frisch vom "Osterhasen" gelegt - von den christlichen Familien den jüdischen Kindern gespendet und gemeinsam fanden sich dann die jüdischen und christlichen Kinder auf der Osterwiese am christlichen Osterfest zum "Eierwerfen" zusammen." (LG 84/1/2)

Ebenso wie Leo Grünebaum bilanzierte Hermann Klugmann seine Kindheit und Jugend positiv.

"So haftet der Erinnerung an meine Jugendjahre das Gefuehl der Ausgeglichenheit und des laendlichen Friedens an und ich habe mich in meinem spaetern Leben sehr haeufig aus der unbefriedigenden und unruhigen Gegenwart in meinen Gedanken in die ruhige und friedvolle Atmosphaere der Jugendzeit gefluechtet." (HK 20/6)

Das Wort "Jude" hatte er nur selten gehört, und wenn, so diente es

"... zur Bezeichnung des religioesen Bekenntnisses, schloss etwas Gutmuetig-Selbstverstaendliches in sich ein und hatte deshalb nie die

boeswillig-gehaessige Bedeutung als Inbegriff allen Uebels, die es nach 1933 angenommen hat." (HK 20/5)

Auch während seiner Ausbildungszeit fühlte sich Hermann Klugmann nie diskriminiert. Nachdem er 1901 erfolgreich die Praeparandenschule absolviert hatte, besuchte er bis zum Jahre 1904 das Lehrerseminar in Würzburg. Er war in dieser Zeit auf keinerlei Ressentiments aufgrund seiner jüdischen Herkunft gestoßen:

"Die Examinatoren behandelten uns juedische Prueflinge mit derselben Korrektheit und Objektivitaet wie ihre eigenen Schueler und versagten uns auch im gegebenen Fall ihre Anerkennung nicht." (HK 20/7)

Mit der bestandenen Abschlußprüfung erreichte Hermann Klugmann die Qualifikation als Volksschullehrer.

Leo Grünebaum schlug ebenfalls den Weg zum Lehrerberuf ein. Während seiner Schulzeit an der Praeparandenschule in Wöllstein und dem staatlich, konfessionell gemischten Lehrerseminar in Alzey, Hessen, hatte er keinerlei Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht.

"Stets bin ich fair und gerecht beurteilt worden." (LG 84/3)

Im Jahre 1917 legte Leo Grünebaum eine hervorragende Abschlussprüfung ab und wurde als einer der ersten, "obwohl alle andern christlich waren" (ebd.), als Schulverwalter in Gonsenheim bei Mainz am Rhein eingestellt. Als einziger Absolvent des Lehrerseminars kam er an eine größere Schule und in den Vorort einer Großstadt.

Max Hirschberg:

"Es war eine ruhige bürgerliche Epoche."

Max Hirschberg kam am 13. November 1883 in München zur Welt. Er wurde als zweiter Sohn des Kaufmanns Ferdinand Hirschberg und seiner Frau Charlotte geboren. Der Vater, "eine kraftvolle, energische Persönlichkeit" (MH 97/3), war zehn Jahre zuvor von Berlin nach München gezogen und hatte dort ein Damenmodengeschäft errichtet, das unter der aufsteigenden Konjunktur der Gründerzeit prosperierte.

Seine Kindheit und Jugend bezeichnete Max Hirschberg als "sehr glücklich".

"Die friedliche Atmosphäre des wohlhabenden Elternhauses und der strengen, aber gerechten Behandlung in der Schule, die Ferienreisen ins bayerische Gebirge und später in deutsche und belgische Seebäder, die Leidenschaft für Bücher und Musik und vor allem die Ueberzeugung, dass dies etwas Dauerndes und Festes sei, erzeugten ein Gefühl der Geborgenheit und des Friedens." (MH 97/4)

Max' Eltern waren um eine gute Ausbildung für ihren Sohn bemüht, die auch musikalische Bildung und Fremdsprachen mit einbezog. Vom siebten Lebensjahr an bekam Max Unterricht im Klavierspielen und später in Französisch. Besondere Vorlieben entwickelte er für die Fächer Latein, Griechisch und Mathematik.

"Dagegen langweilte mich der Geschichtsunterricht, der im wesentlichen aus dem mechanischen Memorieren von Schlachten und Fürstenhäusern bestand, ohne eine Ahnung von den geistigen und sozialen Kämpfen zu vermitteln." (MH 97/5)

Von den Lehrern war keine kritische Einstellung zu erwarten. "Geistig regsame Skeptiker" gab es eher unter den Mitschülern.

"Ich erinnere mich noch genau meines ersten rebellischen Erlebnisses: wir hatten in der 7. Lateinklasse einen Professor, der im Nebenberuf Sprösslinge des Wittelsbacher Königshauses zu unterrichten hatte. Eines Tages kam ein solcher Junge, der in unserm Alter war, zur 'Besichtigung' in die Klasse. Wir mussten unter anderen Vorführungen im Chor ein Gedicht aufsagen, das in jeder Strophe mit dem geistvollen Refrain schloss. "Hurra!Hurra!Hurra!Hurra Germania!" Als ,Seine Königliche Hoheit' mit seinem Begleiter die Klasse verlassen hatte, sagte der servile Professor, der Prinz habe sich sehr befriedigt über das Gehörte, besonders über das Gedicht ausgesprochen. Der Prinz habe vor kurzem selbst ein "vorzügliches Examen" abgelegt. In diesem Augenblick brach die ganze Klasse in schallendes Gelächter aus und der byzantinische Professor blickte sprachlos auf dieses rebellische Toben. Es war keineswegs eine anti-monarchistische Demonstration, nur ein Protest gegen Liebesdienerei - die Wittelsbacher waren infolge ihrer bescheidenen Zurückhaltung beim bayerischen Volke durchaus beliebt und populär." (ebd.)

Die jüdische Religion spielte in seinem Alltag keine große Rolle.

"Mein Vater war nicht gläubig und wenn ich auch von Familie und Schule zum Besuch des Gottesdienstes angehalten wurde, so war doch die Berührung mit dem jüdischen Glauben oberflächlich, wie es bei vielen jüdischen Familien der Assimilationsperiode die Regel war. Nur in meinem dreizehnten Lebensjahr, als ich in die jüdische Gemeinde aufgenommen wurde, hatte ich eine heftige Periode religiöser Inbrust. Sie verflüchtigte sich bald unter der Teilnahmslosigkeit der Umgebung und später vollends unter dem Einfluss der damals modernen materialistischen Theorien Ernst Häckels, die auf uns Jungen einen starken Einfluss ausübten." (MH 97/4)

Während der Schulzeit an der Volksschule und am Gymnasium machte Max Hirschberg keine Erfahrungen mit Antisemitismus.

"Von Antisemitismus war damals in Bayern kaum die Rede; auch die Bewegungen des Liebermann v. Sonnenberg und des Hofpredigers Stoecker fanden in Bayern nur geringen Widerhall. Ich besuchte die Volksschule und später 9 Jahre lang das Gymnasium in München. Ich erinnere mich nicht, von Lehrern oder Mitschülern in dieser ganzen Zeit jemals eine antisemitische Bemerkung gehört zu haben. Auf dem Lande oder in kleinen Provinzstädten kam es auch in Bayern, wie mir Kameraden später erzählten, zu Beleidigungen oder Anpöbelungen jüdischer Kinder, in München schloss das die demokratische, liberale Gesamtstimmung nach meinen Erfahrungen aus. Ich hatte niemals den Eindruck der Benachteiligung oder der Anfeindung; es kam mir daher nie zum Bewusstsein, dass ich etwas anderes sein sollte als meine Mitschüler. Sie verkehrten und spielten mit mir in der freundlichsten Weise." (MH 97/3/4)

Die politische und gesellschaftliche Situation dieser Zeit beschreibt Max Hirschberg als "ruhige bürgerliche Epoche" (MH 97/5). Das wohlhabende Bürgertum war "meist unpolitisch" (ebd.) und befaßte sich mehr mit Geschäften und Vergnügen als mit Politik. Von Spannungen im Reich unter Bismarck, insbesondere vom Sozialistengesetz, bekam man, nach Meinung Max Hirschbergs, im industriell wenig entwickelten Bayern nicht viel zu spüren.

Resümierend stellte Max Hirschberg für die Kaiserzeit fest:

"Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es in Deutschland zwar einen latenten und an einzelnen Stellen manifesten Antisemitismus gab, dass aber unter Wilhelm II., der bekanntlich mit dem General-

direktor Ballin von der Hamburg-Amerika Linie und anderen Juden persönlich befreundet war, eine wesentliche Einschränkung des Assimilationsprozesses und eine wesentliche Benachteiligung der Juden in der Mehrheit der Rechte nicht stattfand." (MH 97/7/8)

Im Hinblick auf das spätere Geschehen im Nationalsozialismus schriebt er:

"Die Pogrome in Russland wurden allgemein verurteilt und es erschien undenkbar, dass sich solche Vorfälle jemals in Deutschland ereignen könnten." (MH 97/8)

Friedrich Solon:

"Ich habe die Schuljahre in ungetrübter Sorglosigkeit verbringen können."

Vergleichbar den Erfahrungen Max Hirschbergs waren die Kindheitserfahrungen Friedrich Solons. Auch er erlebte eine gute Kinder- und Jugendzeit; denn auch in Berlin war zu dieser Zeit der Antisemitismus nicht so spürbar, da es "nach den spektakulären Vorgängen in den Jahren 1878 bis 1882 (...) wieder still [wurde], die Öffentlichkeit gewahrte die Präsenz der Antisemiten nur noch selten" (Jochmann 1997, S. 188). Die Schule beurteilte Friedrich Solon weniger kritisch als Max Hirschberg, da er vor allem den Schuldirektor als einen vorbildlichen Lehrer erlebt hatte.

Geboren wurde Friedrich Solon am 17. Juli 1882 in Berlin. Er verlebte seine Kindheit gemeinsam mit seinen Eltern und seinen Großeltern. Außerdem wohnten die unverheirateten Brüder seines Vaters mit ihnen unter einem Dach. Seinem Großvater gehörte eine Metallsargfabrik, die er zusammen mit dem Vater Friedrichs betrieb und die für eine gute wirtschaftliche Situation der Solons sorgte.

"...meine Eltern [lebten] in guten bürgerlichen Verhältnissen. Die Verhältnisse auf dem ganzen Grundstück, einschliesslich der Fabrik, waren patriarchalisch und ich erlebte in dieser Umgebung mit meiner kurz nach mir geborenen Schwester die Kindheit, verwöhnt von jedermann." (FS 215/3)

Im Alter von sechs Jahren wurde er zunächst in die Vorschule des Luisenstädtischen Gymnasiums eingeschult, und ab seinem neunten Lebensjahr besuchte er das Gymnasium. Dies brachte keine großen Veränderungen in sein Leben. Es "änderte sich nichts wesentliches an den Verhältnissen" (ebd.). Das soziale Umfeld in dem Stadtteil, in dem das Gymnasium lag, war ausgeglichen, es wurde "weder vom Proletariat noch von besonders reichen Leuten bewohnt" (ebd.). Diese Harmonie war auch im Hinblick auf das "Judesein" zu finden.

"Die Judenfrage hat auf meiner Schule nie irgend eine Rolle gespielt. Es waren in den Klassen nach meiner Erinnerung unter ungefähr 30 Schülern immer etwa 2-4 Juden, die aber weder von den Lehrern noch von den Schülern deswegen irgend einer unterschiedlichen Behandlung ausgesetzt gewesen wären. Meine Schulfreunde waren ausschliesslich Christen und ich habe mehrfach einen freudschaftlichen Zusammenhang mit ihnen, teilweise bis in die letzten Zeiten, aufrecht erhalten." (ebd.)

Die Schule, die Friedrich besuchte, war ein humanistisches Gymnasium, dessen Direktor der Professor H.I. Müller war. Von ihm zeigte sich Friedrich tief beeindruckt, denn er war "ein Mann von ebensoviel Würde wie Gerechtigkeit, aber auch von Liebe zu seinem Beruf und von Güte und Wohlwollen beseelt." (FS 215/4) Auch nach all den Jahren erscheint ihm dieser Lehrer "als die ideale Verkörperung seines Amtes." (ebd.) Es war unter anderem sein Verdienst, daß judenfeindliche Parolen hier keinen Platz fanden: "An ihm allein wäre jede antisemitische Regung auf dieser Schule zerschellt." (ebd.) In der Schule wurde "auf allen Gebieten ernsthaft gearbeitet und den Schülern ein angemessenes Wissen vermittelt". (ebd.) So konnte Friedrich Solon das Fazit ziehen: "... ich habe die Schuljahre in ungetrübter Sorglosigkeit verbringen können." (FS 215/3)

Fritz Goldberg und Max Kronenberg: "Man war in erster Linie Deutscher."

Fritz Goldberg, der unter dem Pseudonym John Hay schrieb, wurde am 27. Oktober 1898 in Stettin geboren. Sein Vater, Jacques Goldberg, war ein bekannter Theaterdirektor und Regisseur an europäischen Bühnen, der seine Karriere als Violinist und Schauspieler begonnen hatte. Ein Bruder des Vaters war ein populärer Opernsänger. Von Fritz Goldbergs Mutter ist bekannt, daß sie aus einer vermögenden ostpreußischen Kaufmannsfamilie stammte; ihr Vater führte den Titel "Königlicher Kommerzienrat". Die Brüder der Mutter waren größtenteils in akademische Berufe aufgestiegen.

"Denn es war einfach selbstverständlich, dass Väter, die es sich nur irgend leisten konnten, ihre Kinder 'etwas Besseres' werden liessen. Die Söhne mussten studieren und den Doktortitel erwerben." (FG 89/2)

Fritz Goldberg hatte einen Bruder, der ein Jahr älter war.

Über die ersten zehn Lebensjahre war Fritz Goldberg kaum etwas haften geblieben, da seine "zusammenhängenden persönlichen Erinnerungen (...) um das Jahr 1908" (ebd.) begannen. Folgt man aber den Angaben der "Großen jüdischen National-Biographie" über die Karriere von Jacques Goldberg, dann kann man annehmen, daß die Familie im Jahr 1900 Stettin verließ. Ob sie Jacques Goldberg auch zu Engagements in London und New York (1905-1906) begleitete, kann nicht geklärt werden. Die nächste Station war 1906 Düsseldorf. Goldbergs Erinnerungen setzen erst ein, "als [s]ein Vater dem Theater einer Mittelstadt im Elsass vorstand". (ebd.) Mit dieser Stadt dürfte Colmar gemeint sein, wie die biographischen Daten des Vaters zeigen. Dort lebte die Familie, bis sie 1910 nach Berlin zog.

Weil Colmar im Elsaß liegt, unterschied es sich von Städten im Kerngebiet des Deutschen Reiches. Elsaß-Lothringen hatte lange zu Frankreich gehört und war erst nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 an Deutschland gefallen.

"So erklärt es sich, dass zwei grundsätzlich getrennte Lager existierten, – die deutschen und die französischen Familien. Oder anders ausgedrückt: die für Deutschland Empfindenden auf der einen Seite; auf der anderen diejenigen, die mit der Einverleibung ihrer Heimat in das deutsche Reich nicht einverstanden waren, sich innerlich zu Frankreich bekannten und die Rückkehr in ihr früheres Vaterland ersehnten." (FG 89/4)

Die frankophile Gruppe stand nach Goldbergs Angaben unter der Führung von Bürgermeister und Kirche; die andere Gruppe bildeten die häufig nicht aus dem Elsaß stammenden Garnisonsoffiziere und Verwaltungsbeamten.

"Dieser Gegensatz zweier Gruppen war auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens spürbar; er zeigte sich schon in der Absonderung der Schüler untereinander. Der Sohn eines deutschen Beamten oder Offiziers konnte sich einfach nicht mit dem Kind eines französisch eingestellten Vaters befreunden, und eine Einladung zu privatem Besuch war von beiden Seiten unvorstellbar." (FG 89/4/5)

Fritz Goldbergs Vater mußte als Theaterleiter viel Taktgefühl beweisen, um beide Seiten zufriedenzustellen. Hätte Jacques Goldberg den Wünschen des Militärs nicht entsprochen, "so wäre der Erste Rang leer und glanzlos gewesen". (FG 89/4) Andererseits durfte er auch die französischen Zuschauer nicht verprellen, da diese "das Parkett füllten, und die ausserdem bei der Aufstellung des Theater-Etats den Ausschlag gaben." (ebd.) Als besonders kraß empfand Goldberg den Gegensatz der beiden Gruppen am 27. Januar, "an dem als höchsten deutschen Feiertag schon erwähnten Geburtstag des Herrschers". (FG 89/5)



Kaifers Geburtstag.

- hurral Beut ift ein froher Tag, des Raifers Wiegenfost! Wir freuen uns und wünfchen ihm von Gott das Allerbest'!
- 2. Wir fingen froh und rufen lant: "Der Kaifer lebe boch! Der liebe Gott erhalte ibn recht viele Jahre noch."
- 5. Er ist so gut, er ist so mild, wir weih'n ihm herz und kand.
 Sott segne ihn! Der Raiser hoch! Und hoch das Paterland!

99.

- 1. O könnt' ich doch den Kaiser sehn auf seinem goldnen Thron, im Purpurmantel wunderschön, mit Zepter, Schwert und Kron' und all den vielen Edelstein! Was muß das für ein Anblick sein;
- 2. O wär' ich doch nur in Berlin, denn dort steht sein Palast mit tausend schönen Sachen drin, wie's für den Kaiser paßt. Ich würde dran vorüber gehn und möchte nur den Kaiser sehn.
- 3. Er muß so gut und froundlich sein, denn jeder hat ihn gern, und wär ich nur nicht gar zu klein, nicht länger blieb ich fern. Nur einmal möcht' ich vor ihm stehn und unsern guten Kaiser sehn!
- 4. Doch wenn ich etwas größer bin und recht marschieren kann, geh ich zu unserm Kaiser hin und sehe mir ihn an. Er wird mich doch auch nicht verschmähn? Denn unsern Kaiser muß ich sehn.

Jutius Bierbann.

100.

- Geburtstag hat der Raifer heut, da feiern die Mädchen und Buben; da fieht man lauter vergnügte Cent' in allen Kafernen und Stuben.
- 2. Herr Naiser, du bist ein guter Mann, in soder Brust steht's geschrieben. Gerr Kaister, so nimm das Versprechen denn an: Wir wollen dich ewig lieben.

"Die grosse öffentliche Parade

fand auf dem Marsfelde statt, einem freien Platz inmitten der Stadt. Auf drei Seiten waren die umliegenden Häuser festlich geschmückt und alle Fenster von Zuschauern überfüllt, die an dem militärischen Schauspiel Anteil nehmen wollten. Die vierte Seite aber bildete eine vornehme Wohnstrasse, die fast ausschliesslich von französisch eingestellten Familien besiedelt wurde. Hier war kein Festschmuck zu bemerken, kein Neugieriger zu entdecken. Hier waren im Gegenteil die Fensterläden geschlossen, und diese leblose Häuserfront inmitten des Festtrubels hatte für uns alle etwas Herausforderndes, Drohendes an sich. Es war eine Art Kriegserklärung im Frieden, die dann wenige Jahre später in die Wirklichkeit umgesetzt wurde." (ebd.)

In seinen Erinnerungen stellte Fritz Goldberg heraus, welch große Bedeutung das Militär in der Kaiserzeit hatte.

"Eine Stadt ohne Soldaten war farblos, eintönig und hatte keine gesellschaftliche Geltung. Die Garnison erst brachte das volle, bunte Leben, bedeutete Blüte für Geschäfte und Amüsierstätten, und je strahlender die Uniform, je reicher die Tradition des betreffenden Regimentes, desto mehr waren Stadtväter und Einwohner von Stolz erfüllt." (FG 89/2/3)

Auch Colmar war Garnisonsstadt. Im wilhelminischen Deutschland, das von der preußischen Führung geprägt war, galten Adel und Militär (besonders in der Kombination adelige Offiziere) traditionell als Elite. Der Adel bildete unangefochten die Spitze der Gesellschaft. Die einzelnen gesellschaftlichen Schichten blieben unter sich und mischten sich nur selten mit anderen, zumindest nicht mit gesellschaftlich niedriger stehenden Kreisen.

"Natürlich war (...) eine scharfe gesellschaftliche Schichtung auch schon für den jüngeren Menschen spürbar." (FG 89/3)

In diesem Zusammenhang erwähnte Goldberg die Aussage eines adeligen Offiziers, für den es eine Demütigung bedeutete, in ein bürgerliches Regiment versetzt zu werden. "Aber von der Berechtigung des Standpunktes war ich völlig durchdrungen." (ebd.) Die gesellschaftliche Rangordnung wurde allenfalls von denen angezweifelt, denen es dabei nicht so gut ging. Karriere oder Versagen eines Offiziers konnte großen Einfluß auf seine gesellschaftliche Akzeptanz haben, wie Goldberg beobachtete.

"Die kaiserliche Uniform zu tragen, war der sehnsüchtige Wunsch eines jeden; sie für immer ausziehen zu müssen, eine unausdenkbare Schande." (FG 89/4)

Militarismus und Patriotismus spielten auch in der Schule eine nicht unbedeutende Rolle.

"Jeder unter uns war von diesem monarchistischen Geiste ergriffen, der einem besonders von der Schule aus eingeimpft wurde. Ich erinnere mich an eine Anordnung unseres Direktors: so oft die Resultate einer schriftlichen Arbeit bekanntgegeben wurden, musste sich die gesamte Klasse zu Ehren der Mitschüler, welche die besten Prädikate erzielt hatten, erheben und gemeinsam ein Lied singen, mit dem folgenden Refrain:

,Das ist die Garde, die unser Kaiser liebt, Das ist die Garde, die da stirbt und sich nicht ergibt.'" (FG 89/3)

Als die Familie Goldberg 1910 nach Berlin umzog, eröffnete sich für Fritz Goldberg eine neue Welt.

"An die Stelle der bisher angedeuteten Gegensätze traten andere, vor allem die immer stärker werdenden sozialen Unterschiede innerhalb des Volkes." (FG 89/5)

Die Wahl einer Schule spiegelte die soziale Schichtung der Gesellschaft wider, was den Schülern durchaus bewußt war. Goldberg, der ein Humanistisches Gymnasium besuchte, schrieb, daß er zu den Volksschülern, die in der Regel der Unterschicht angehörten, "keinerlei Berührungspunkte" (FG 89/6) hatte.

"Die Volksschule mit ihren Insassen lag weltenfern, man wusste nichts von ihr ..." (ebd.)

Seinem Erfahrungsbereich etwas näher lag die Schülerschaft von Realschulen und Oberrealschulen. Dort wurden die Söhne der bürgerlichen Mittelschicht, von Kaufleuten, kleinen Beamten und Angestellten, sowie diejenigen, "deren Begabung oder Lerneifer für die höchsten Schularten nicht ausreichten" (ebd.), auf das "praktische Leben" (ebd.), auf den Beruf, vorbereitet. Realgymnasien "versuchten einen Kompromiss zweier Ideale – Bildung und Praxis, Kultur und reales Leben." (FG 89/7) Die Elite unter den Schulen bildeten gewissermaßen die Humanistischen Gymnasien.

"Hier huldigte man noch ganz dem klassischen Ideal, hier empfand man Griechen und Römer als einen lebendigen Wert, als einen unversiegbaren Quell. Dichtung und Wissenschaft, Skulptur, Architektur und Politik – alles wurde unter dem Wertmesser vergangener Jahrtausende gelehrt und geprüft." (ebd.)

Ebenfalls auf dem Lehrplan standen deutsche Geschichte und Kultur. Als nachteilig empfand Fritz Goldberg die Realitätsferne dieser Erziehung.

"... zwischen Schule und Leben [bestand] hier eine tiefe Kluft, und wer nach Abschluss seiner Schulzeit nun plötzlich dem Alltag gegenübersah, empfand sehr oft, dass er neben manchem Wertvollen auch viel totes und verstaubtes Wissen mit sich schleppte." (ebd.)

Noch schwerer tat sich Goldberg mit der strikt konservativen und autoritären Art, mit der gelehrt wurde.

"Die Lehrer waren grösstenteils bejahrte Professoren, denen jeder innere Kontakt mit der jungen Generation fehlte." (ebd.)

Ihrer Autorität, "die sie sich oft weder erringen noch verdienen konnten" (ebd.), durfte nicht widersprochen werden. Goldberg wagte einige Male, aus dieser strengen Ordnung auszubrechen, allerdings ohne Erfolg. Dies wird an zwei Beispielen deutlich: Auf Goldbergs Initiative wollte der literarische Schulverein ein Stück von Gerhardt Hauptmann aufführen. Fritz Goldberg, der durch seinen Vater mit dem Theater sehr vertraut war, hatte das Stück ausgesucht. Das Vorhaben wurde von der Schulleitung mit der Begründung abgelehnt, daß moderne Kunst an einer Schule, die im Geiste Goethes unterrichte, nichts zu suchen habe.

"Erst wenn spätere Zeiten beurteilen können, was sich von ihr an Werten erhalten hat, ist der Augenblick gekommen, sie auch dem Programm unserer Schulen einzuverleiben." (ebd.)

Weiterer Widerspruch von Seiten Goldbergs wurde abgewiesen, da er sich aufgrund seiner Jugend kein Urteil erlauben könne. Ein anderes Mal versuchte Fritz Goldberg, mit einer anderen Methode als üblich an ein Aufsatzthema heranzugehen. Jeder Aufsatz hatte das gleiche Schema und den gleichen Auftakt zu haben. Irgendwann rebellierte Fritz Goldberg dagegen – "Ich konnte einfach nicht mehr" (FG 89/8) – und schrieb nicht nach dem vorgegebenen Schema.

"Ich hatte das sichere Gefühl, dass mein Vorhaben gelungen war. Aber mein Aufsatz fand eine vernichtende Beurteilung. Wer sich gegen das Herkömmliche stellte, war verloren." (ebd.)

Insgesamt zog Fritz Goldberg eine vernichtende Bilanz seiner Schulzeit:

"So wurde man erzogen, mit toten Dingen überhäuft, ohne Ahnung von gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Zusammenhängen, unter Verschweigung und Unterdrückung alles Neuartigen, alles Lebendigen. Die Schule war keine Freude, keine Beglückung, sondern ein Albdruck. Unerbittliche Strenge regierte. Man hatte schlaflose Nächte oder träumte von Lehrern, Prüfungsarbeiten und Strafen. Die deutsche Schule vor der Zeit des Weltkrieges verkörperte strikt den Geist altpreussischer Disziplin. Alles war von vornherein festgelegt, jede Individualität wurde unterdrückt." (ebd.)

Besonders in Erinnerung war Fritz Goldberg die Reichstagswahl 1912, der vorausgehende Wahlkampf sensibilisierte auch die Gymnasiasten für Politik und Gesellschaft. Die vierzehnjährigen Schüler führten parallel in den Pausen ihren eigenen "Wahlkampf": "Bei uns in der Schule gab es monatelang kein anderes Thema." (FG 89/5) Die Schüler hatten in der Regel keine eigene politische Meinung, sondern man "zitierte einfach, was man zu Hause von den Vätern vernahm." (ebd.) Daher waren die Prügeleien im Rahmen dieses "Wahlkampfes" auch "viel eher persönliche Rivalitäten als wirkliche politische Gegensätze." (ebd.) In diesem Kontext begegnete ihm auch zum ersten Mal Antisemitismus. Fritz Goldberg scheint diese Äußerungen nicht sehr persönlich genommen zu haben:

"... sie waren sehr allgemein gehalten und nie gegen den Einzelnen gerichtet. Und solche Vorfälle wurden immer wieder überdeckt durch die Verwandtschaft und Gemeinschaft des Empfindens und der Interessen." (FG 89/6)

Um diese Ansicht zu unterstreichen, nannte er den Umstand, daß sein bester Freund "einer adeligen Offiziersfamilie" (ebd.) entstammte.

"... und ähnliche menschliche Beziehungen gab es in unserer Klasse in Fülle. Wir alle liebten Deutschland, fühlten uns als Deutsche, und alles andere trat dahinter weit zurück." (ebd.)

Zuvor in Colmar hatte er keine antisemitischen Erfahrungen gemacht, auch dort war die "Vaterlandsliebe" das Verbindende.

"Damals also lautete die Fragestellung für uns: Patriot oder Landesfeind. Dagegen kann ich mich nicht erinnern, dass das Problem des Judeseins auch nur die geringste Rolle gespielt hätte." (FG 89/5)

Der alle verbindende Patriotismus zeigte sich darin, daß "etwa die Hälfte" (FG 89/8) von Goldbergs Klassenkameraden in dem Berliner Gymnasium die Offizierslaufbahn als Beruf anstrebte. In der Freizeit "begrüssten wir jede Gelegenheit, unseren vaterländischen Geist in die Tat umzusetzen." (FG 89/6) Ein ehemaliger Kapitän der Kriegsmarine hatte ein wirklichkeitsgetreues Schulschiff errichten lassen.

"Es galt als selbstverständlich, als Ehrenpflicht, sich hier einzufinden, zu exerzieren, auf Masten zu klettern und alle marinetechnischen Ausdrücke solange eingepaukt zu erhalten, bis sie einem in Fleisch und Blut übergegangen waren. Und die Verleihung eines gelben Winkels am linken Oberarm, als Zeichen der Beförderung zu höherem Rang, war der Traum jedes Jungen." (ebd.)

Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebte Fritz Goldberg als Sechzehnjähriger.

"[Er] war natürlich für uns alle ein entscheidender Einschnitt. Aber ich kann nicht sagen, dass er von uns als ein Bruch mit allem Bisherigen empfunden wurde; im Gegenteil: er erschien vielmehr als eine Bestätigung all dessen, was man uns bis dahin gelehrt hatte. Wir waren zum Heroismus erzogen – nun war seine Stunde gekommen. Die Liebe zum Vaterlande war unser Leitstern – nun galt es, sie zu beweisen. Der Kaiser und sein Heer bildeten die Autorität – nun brannte man darauf, ihrem Rufe zu folgen. Man kaufte die Bilder Wilhelms II. und seiner Familie sowie sämtlicher führender Militärs und schmückte damit die Wände seines Zimmers." (FG 89/9)

Noch viel stärker als vorher hatten kulturelle Ereignisse oder Aufsatzthemen ein patriotisches Gepräge. Daß die Kriegsbegeisterung sehr schnell in blinden Fanatismus umschlagen konnte, erfuhr Goldberg am eigenen Leib. Zusammen mit seinem Bruder hatte er die Schulferien nahe an der Grenze in einem ostpreußischen Seebad verbracht. Auf der Rückfahrt nach Berlin, am Vorabend der Mobilmachung, teilten die Brüder das Abteil mit einer russi-

schen Familie, die nicht mehr nach Rußland zurückkehren konnte. Während der Fahrt bauten sich unter den Mitreisenden und Bahnbeamten immer mehr Aggressionen auf:

"Von Beginn der Fahrt sammelten sich vor unserem Coupé Passagiere und Bahnbeamte, starrten mit drohenden Gesichtern auf uns und stiessen laute Verwünschungen aus." (FG 89/10)

Schließlich wurde das Abteil von einem Militärposten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht.

"Und alles, was auch nur eine Spur fremdländisch aussah oder gar aus dem Ausland stammte, war in den ersten Kriegstagen und -wochen vielfach persönlich gefährdet." (ebd.)

Die Situation gipfelte darin, daß die Russen und die Brüder Goldberg als Spione verhaftet wurden. Die Brüder konnten schließlich weiterreisen, nachdem sie nur mit großer Mühe den Militärposten von ihrer Unschuld überzeugen konnten.

"Es kostete uns grosse Mühe und lange Verhandlungen, bis man uns endlich glaubte und die Erlaubnis zur Weiterfahrt erteilte. Nicht mit den beredtesten Worten konnten wir unsere Unschuld beweisen; uns retteten nur unsere Radfahr-Ausweise, die wir zufällig bei uns trugen." (ebd.)

Auch die Stimmung in Berlin muß sehr eindrücklich gewesen sein. Obwohl er noch nicht im dienstpflichtigen Alter war, war es für Fritz Goldberg selbstverständlich, sich sofort freiwillig zu melden. Zu seiner großen Enttäuschung wurde er jedoch nicht angenommen.

"Wer nicht genommen wurde, war der Verzweiflung nahe. Ich wurde zurückgestellt, weil meine körperliche Entwicklung für die Anforderungen des Heeresdienstes noch nicht ausreichte. Beschämt fand ich mich wieder in meiner Schulklasse ein, die sich von Monat zu Monat mehr leerte." (FG 89/11)

Als Goldberg später doch noch eingezogen wurde, hatte er schon leichte Zweifel an der Glorie des Krieges.

Max Kronenberg wurde 1894 in Berlin geboren "als Sohn einer Familie aus dem sogenannten "guten Bürgerstand" (MK 123/1). Seine Vorfahren – müt-

terlicher- wie väterlicherseits – lebten seit vielen Generationen in Westfalen; aus der Familie gingen "Lehrer, Kaufleute, Ingenieure, Fabrikanten, Philosophen und auch kleine Bauern" (ebd.) hervor. Max war der Erste aus der Familie Kronenberg, der nicht in dieser Region aufwuchs.

Max Kronenbergs Erziehung war die eines assimilierten deutschen Juden. Bezüglich der Religionszugehörigkeit und Wertevermittlung innerhalb seiner Familie schrieb er:

"Traditionsgemäß gehörten die meisten der jüdischen Glaubensgemeinschaft an, jedoch sind auch Uebertritte zum Christentum und Heirat mit Christen erfolgt. Die deutschen Ideale wie u.a. Liebe zur Heimat, Verehrung des Kaiserhauses etc. waren selbstverständliche Bestandteile der Weltanschauung. Man war in erster Linie Deutscher, man sprach deutsch, gehörte dem deutschen Kulturkreise an und fühlte deutsch." (MK 123/1/2)

Kronenberg bezeichnete sich selbst als "glühender Patriot", zu dem er durch die Erziehung in Schule und Elternhaus wurde, die "auf 'deutsch' eingestellt" war (MK 123/2). Dazu gehörte für ihn als Schüler auch die Begeisterung für alles Militärische. Er kannte

"... schon als 15 jähriger Schüler die militärischen Rangabzeichen, Truppeneinteilungen, Regimenter und wußte Bescheid in der Heeresabteilung. Bücher über militärische Dinge wurden gern gelesen." (ebd.)

An die Schulzeit hatte Max Kronenberg keine ausgeprägten Erinnerungen, er schilderte aus dieser Zeit nur eine Episode.

"Die Schulzeit verlief normal ohne merkenswerte Ereignisse. Nur ein Begebnis ist mir im Gedächtnis haften geblieben, nämlich ein Aufsatzthema in der Oberprima. Es war ¾ Jahre vor Kriegsausbruch, niemand dachte an Krieg, alles schien friedlich. Das Thema lautete jedoch dem Sinne nach: 'Ueber einen Krieg gegen Rußland'. Wir Schüler hatten die Möglichkeiten eines Weltkrieges zu erörtern und insbesondere die Schlacht an den masurischen Seen – die Hindenburg später tatsächlich lieferte – zu erörtern. Unser Lehrer war deutscher Reserveoffizier und hatte mit uns die Pläne zur Vernichtung der Russen ausführlich besprochen!" (ebd.)

Als Schüler reiste er viel mit seinen Eltern.

"Deutschland, Oesterreich, Schweden, Dänemark und auch Schiffsreisen durch den engl. Kanal (...); Nordsee und Ostsee, Harz, Riesengebirge, Rheinland, Sachsen, Schlesien etc. Überall war er⁴ gewesen." (ebd.)

Den Verlauf seiner Kinder- und Jugendzeit charakterisierte er mit den Worten, entsprechend dem Status eines Sohnes aus dem Bürgertum, er wäre der "Sohn seiner Eltern gewesen" (ebd.). Nachdem er Ostern 1914 Abitur gemacht hatte, durfte er anschließend als "Belohnung" eine Reise in die Schweiz und nach Italien machen.

Wie fast alle Angehörigen dieser Generation empfand auch Max Kronenberg den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als *das* einschneidende Erlebnis in seinem Leben, das zugleich das Ende seiner Jugend bedeutete.

"Der 1. August 1914 – der Tag des Beginns des ersten Weltkrieges – zerschnitt den Faden des geregelten Lebens." (ebd.)

Auch für ihn war es selbstverständlich, genauso wie für Fritz Goldberg, sich zu Kriegsbeginn freiwillig zu melden, obwohl er noch nicht militärpflichtig war. Kronenberg war stolz darauf, ein "strammer Soldat" (MK 123/3) zu sein und bedauerte es sehr, daß er gezwungen war, seinen Militärdienst aus gesundheitlichen Gründen zu unterbrechen. Nach erfolgreicher Genesung meldete er sich erneut als Kriegsfreiwilliger.

Bei diesen beiden Autoren wurde die Verwurzelung und Verbundenheit mit Deutschland immer wieder betont, wogegen die jüdische Identität kaum thematisiert wurde. Das militaristische Deutschland übte eine starke Anziehungskraft in der Jugendzeit aus und ließ sie zu Patrioten werden, deren sehnlichster Wunsch es war, für das Vaterland zu kämpfen. Insofern unterschieden sie sich nicht von ihren nichtjüdischen Altersgenossen.

Siegfried Neumann, Hugo Moses und Eugene Federlein: "Vorurteile religiöser oder gar 'rassischer' Art waren seltene Ausnahmen."

Siegfried Neumann wurde 1895 in einer "mittleren Provinzstadt" (SN 165/1) im polnischen Grenzgebiet geboren. Die detaillierte Beschreibung der Stadt

⁴ Max Kronenberg spricht in dem Manuskript, das er unter dem Namen Clemens Berg verfaßte, von sich in der dritten Person.

sowie der Hinweis auf die Festung, in der der Dichter Fritz Reuter einen Teil seiner Haft verbüßte, läßt auf die Garnisonsstadt Graudenz an der Weichsel schließen.

Die politische Gesamthaltung der Bevölkerung in seiner Heimatstadt bezeichnete er als nationalliberal.

"... begeisterte Kaisertreue, tiefwurzelnder Patriotismus einer Garnisonstadt, aber gepaart mit einem gewissen freiheitlichen Sinn selbstbewussten Bürgerstolzes." (SN 165/2)

Ein Beispiel für das Vorhandensein demokratischen Geistes hielt Neumann für erwähnenswert: Ein aus Altersgründen aus der Stadtverordnetenversammlung scheidender Jude erfuhr eine hohe Ehrung.

"Ich erwähne das deshalb, weil die Behandlung der Juden in Deutschland immer einen ganz brauchbaren Gradmesser für das Fehlen oder Vorhandensein demokratischen Geistes darstellte. Niemals hätte die Stadtverwaltung, also der erste Bürgermeister so gehandelt, wenn er hätte befürchten müssen, mit der öffentlichen Ehrung eines Juden irgendwie anzustossen. Denn "Zivilkourage" wird im Deutschen immer ein Fremdwort bleiben." (SN 165/3)

Seine Kindheitserinnerungen standen alle "im Zeichen militärischer Gepränge" (SN 165/2). Höhepunkte des Jahres waren die Feiern zu "Kaisers Geburtstag" und zum Sedantag. Zu "Kaisers Geburtstag" gab er eine detaillierte Beschreibung.

"Am Vorabend waren die meisten Häuser illuminiert. Viele hatten Lichterreihen in ihre Fenster gestellt. Viele Gebäude hatten aber darüber hinaus leuchtende Transparente vor den Häuserfronten angebracht, die einen Adler oder eine Krone mit dem Namenszug des Kaisers oder andere dergleichen patriotische Embleme darstellten. Die Schaufenster waren in den Farben "Schwarz-weissrot" dekoriert, dazwischen die Darstellung des Kaisers und der Kaiserin in Form von Büsten oder Bildern, oft auch dazu diejenigen seiner beiden Vorgänger, aber auch diejenige Bismarcks. Auch die Schaufenster zeigten Illumination, oft Kerzen in Leuchtern, was ja immer feierlich wirkt. Eine festlich angeregte Menge füllte die Strassen und wartete auf den stets am Vorabend von "Kaisers Geburtstag" stattfindenden Zapfenstreich (…). Scharen von Menschen marschierten vor, neben und hinter der Truppe. Die Anderen sahen von Fenstern und Balkonen dem

militärischen Schauspiel zu. (...) Früh am nächsten Morgen erfolgte das sogenannte "Wecken". Eine Musikkapelle zog mit klingendem Spiel durch die Strassen und weckte mit ihrer Musik die Bürger zeitig aus dem Schlaf (...). Die Schulen hatten an diesem Tage nach kurzen Feiern frei. Die Geschäfte hielten zwar offen. Abgesehen von Konditoreien kam aber das Geschäftsleben trotzdem an diesem Tage zum Stillstand." (ebd.)

Siegfried Neumanns Eltern waren Geschäftsleute, seine Mutter führte ein Ladengeschäft, sein Vater war während der Woche auf Geschäftsreise und "kam erst immer am Freitag nach Hause, um als gesetzestreuer Jude den Sabbat im Kreise seiner Familie zu verleben." (SN 165/4) Der Vater starb, als Siegfried Neumann zwölf Jahre alt war.

Siegfried Neumann besuchte zunächst zwei Jahre eine Privatschule und dann das Königliche Gymnasium. Er erinnerte sich nicht an Schwierigkeiten mit seinen christlichen Mitschülern, weder in der Schule noch bei den außerschulischen Spielen. Er und seine Brüder hatten jüdische und christliche Freunde "und besuchten sich auch gegenseitig in den Familien." (SN 165/5) Der jüdische Religionsunterricht "war Teil des Schulunterrichtes und wurde im Gymnasium abgehalten, auch im Schulzeugnis zensiert." (ebd.) Dem Arbeitsverbot am Sabbat wurde Rechnung getragen.

"Es gab Kinder aus frommen Familien, die am Schabbat in der Schule nicht schrieben." (ebd.)

Mit Antisemitismus wurde Siegfried Neumann in der Schule kaum konfrontiert.

"Es sind aus der ganzen Schulzeit nur wenige Vorfälle, die überhaupt unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten sind." (SN 165/6)

Zu seinem "grössten Erstaunen" (ebd.) erhielt er als Untersekundaner eine Prämie aus einer Stiftung, die laut Stiftungsurkunde dem würdigsten Schüler, der allerdings evangelisch sein sollte, zu verleihen war; er bekam sie, obwohl er Jude war. Eine Zurücksetzung erfuhr er in der Oberprima.

"Bei der sonst stattfindenden Prämienverteilung war es üblich, dass der Primus der Oberprima, der "Primus omnium", die mit dem Namenszug des Kaisers signierte Kaiserprämie erhielt. Seit Jahren war das damals ein Buch von Vislioenus "Deutschlands Seemacht". Als ich nun Primus omnium war und die jährliche Prämienverteilung statt-

fand, erklärte der Direktor: da meine Interessen mehr auf geistigem Gebiet lägen, hätte man mir 'Büchmann's Geflügelte Worte' gegeben. Die Kaiserprämie erhielt ein anderer." (SN 165/7)

Kurz vor dem Abiturientenexamen wurde von einem Mitschüler der Versuch unternommen, ihn zu diskriminieren. Es war Aufgabe des Primus omnium den offiziellen Teil, einschließlich einer Rede mit dem Kaiserhoch, bei der Abiturientenfeier zu leiten. Ein Professorensohn protestierte nun dagegen, "dass ein Jude ein Kaiserhoch ausbringen könne". (ebd.) Die anderen Mitschüler setzten sich jedoch für ihn ein, und Siegfried Neumann konnte gemäß der Tradition seine Aufgabe wahrnehmen.

"Ich pries damals in meiner Rede als das Ziel menschlichen Lebens "Werte zu schaffen", befasste mich mit der hohen Blüte der deutschen Kultur und Wirtschaft. Den Kaiser erwähnte ich nur am Schluss, indem ich auf ihn, als den Schirmherrn und Schützer alles dessen, das Hoch ausbrachte." (ebd.)

Ein Oberlehrer der Geschichte, der laut Neumann einmal am Sedantag ein Hoch auf das deutsche Volk ausbrachte statt auf den Kaiser, hielt die Rede von seiten der Lehrer. Er bezeichnete Siegfried Neumanns Ansprache als "die beste Abiturientenrede (...), die er jemals gehört habe. (...) Er ging sogar noch weiter (...) und brachte ein Hoch auf meine Mutter aus, ein Hoch auf eine jüdische Kaufmannswitwe, die ein kleines Geschäft am Marktplatz hatte". (ebd.)

Siegfried Neumann schrieb dies nicht zu seiner Selbstdarstellung, sondern um die damalige Situation zu charakterisieren.

"Das erwähne ich nicht aus irgend einer Selbstgefälligkeit. Denn das wäre lächerlich. Aber wenn schon, wie gezeigt, Bedenken auftauchten, einen Juden bei diesem offiziellen Kommers überhaupt die Kaiserrede halten zu lassen, so hatte es doch zumindest dieser sicherlich konservative Oberlehrer und Reserveoffizier, der ausserdem – allerdings habe ich nie Tatsachen dafür gehört – als Antisemit verschrien war, keineswegs nötig, nun den Redner auch noch vor diesem Kreise von Offizieren und höheren Beamten besonders zu loben." (ebd.)

So fand diese Zeit für ihn ein befriedigendes Ende:

"So klang meine Schulzeit mit einem vollen Akkord reinen Glückes aus." (ebd)

Hugo Moses wurde 1895 geboren. Seine Eltern gehörten zu der "geachteten Oberschicht" (HM 159/Deckblatt) der vorwiegend protestantischen, aber z. T. auch katholischen Bevölkerung seiner rheinischen Heimatstadt. Die Zugehörigkeit zum Judentum wurde nicht als etwas Trennendes betrachtet.

"In meinem elterlichen Hause gingen viele Gaeste ein und aus, es wurde nie ein Unterschied zwischen Juden und Andersglaeubigen gemacht und mein Vater, ein orthodoxer und bewusster Jude, liebte es sehr, sich mit Andersglaeubigen über ihre Religion und die Unterschiede der verschiedenen Anschauungen zu unterhalten." (HM 159/2)

Hugo Moses wurde in einem Elternhaus sozialisiert, in dem Judentum und Patriotismus einen gleichermaßen hohen Stellenwert hatten.

"Meine Eltern waren religioes und erzogen mich im Glauben an unsere juedische Religion ohne zu versuchen, aus mir einen Froemmler zu machenl." (ebd.)

Der Vater hatte von 1872 bis 1875 seinen Militärdienst abgeleistet und gehörte

"... spaeter 35 Jahre dem Militaerverein als Vorstandsmitglied an und kam so mit den Kameraden aller Berufs- und Gesellschaftskreise in engste Beruehrung. Seine Gesinnung war stets deutsch und ihm und seinen Gesinnungsgenossen war es in erster Linie zu verdanken, wenn in der Oeffentlichkeit unseres Ortes von einer antisemitischen Weltanschauung, die es zu allen Zeiten ueberall in Deutschland gab, nie etwas laut geworden ist." (ebd.)

Unter der Bevölkerung gab es keine Probleme mit den unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten.

"Zwischen den einzelnen Konfessionen herrschte immer das beste Einvernehmen. Der evangelische Geistliche hatte die Aufsicht über saemtliche Schulen und wohnte oft dem Religionsunterricht in unserer juedischen Schule bei. Das Fest des 100jaehrigen Bestehens unserer Synagoge im Jahre 1909 war ein Fest der ganzen Bevoelkerung. (...) Man arbeitete Hand in Hand und trug Trauer und Freude gemeinschaftlich." (ebd.)

Genau wie Siegfried Neumann erinnerte sich Hugo Moses erst an ein antisemitisches Erlebnis am Ende seiner Schulzeit. "Ich darf allerdings nicht verschweigen, dass wir 3 juedischen Schueler in unserer Klasse im letzten Jahre unter dem Antisemitismus unseres Klassenlehrers zu leiden hatten, der erklaerte, wir sollten doch lieber juedische Schulen besuchen." (ebd.)

Hugo Moses besuchte nach der Schule akademische Handelskurse und begann eine Lehre bei einer Bank. Gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges meldete er sich freiwillig zum Heer. Mit Stolz berichtete er, daß sein Militärpaß, "den ich bis heute aufbewahre" (HM 159/3), zweiundzwanzig Schlachten und Gefechte in vorderster Front nachwies.

Ebenso wie Siegfried Neumann und Hugo Moses stellte Eugene Federlein fest: "Vorurteile religiöser oder gar "rassischer' Art waren seltene Ausnahmen." (EF 61/1) Er wurde 1898 in Nürnberg geboren. Seine Vorfahren lebten seit vielen Jahrhunderten in Franken und waren "äusserlich u. in ihren Lebensgewohnheiten kaum zu unterscheiden von ihren christlichen Nachbarn." (ebd.) Der Vater war selbständig und hatte es "zu bescheidenem Wohlstand gebracht." (ebd.) Er schickte den begabten Sohn nach vier Volksschuljahren auf das Realgymnasium, damit er später studieren konnte. Eugene Federlein lebte in einer "bürgerlich zufriedenen Welt" (ebd.), in der seine Zugehörigkeit zum Judentum keine Rolle spielte.

"Soweit überhaupt ein Gefühl des Andersseins als die Umwelt der christlichen Mitschüler aufkam, war es höchstens sozialer Natur, nicht einmal die 'schneidigsten' Lehrer oder die mit millionenschweren Vätern gesegneten Mitschüler hatten die leiseste Ahnung von der späteren Entdeckung der Rassentheorie. Je nach Zufall oder Neigung hatte man jüdische und christliche Freunde" (ebd.).

Dieses "gute Leben" hatte sein Ende 1914.

"Der Kriegsausbruch war zugleich das Ende meiner allzu kurzen Jugend und des zufriedenen bürgerlichen Zeitalters des Leben- und Lebenlassens." (ebd.)

"Von der Schulbank" (ebd.) wurde der achtzehnjährige Unterprimaner eingezogen.

Rafael Mibberlin und Ernst Loewenberg: "Deutsche, nichts als Deutsche."

Rafael Mibberlin wurde 1893 in Berlin als Sohn jüdischer Eltern geboren und in der jüdischen Religion erzogen. Seine Familie lebte seit vielen Generationen in Deutschland. Seine Schulzeit fiel in "die Bluetezeit des zweiten Kaiserreiches in Deutschland" (RM157/4). Er besuchte die Schule von 1899 bis 1911, diese Zeit bezeichnet er als "fuer Deutschland eine sehr glueckliche Epoche" (RM 157/5). Die Reichshauptstadt erlebte den wirtschaftlichen Aufschwung, aber auch eine Blüte der Wissenschaft und der Künste. Dieser Aufschwung "faerbte" (ebd.) auch auf die Schule ab. Die Eltern der Schüler gehörten der gehobenen Mittelschicht des Bürgerstandes an. Der Unterricht an seiner Schule wurde größtenteils von engagierten Lehrern betrieben und von Rafael Mibberlin als "ausgezeichnet" (ebd.) bezeichnet, was er mit darauf zurückführte, daß auch die Lehrer sich in "gesicherten Verhaeltnissen" (ebd.) befanden.

Seine Zugehörigkeit zum Judentum hatte zunächst keine Relevanz, erst nach und nach gewann diese eine Bedeutung.

"Obwohl ich mir schon als Kind, durch die haeusliche Erziehung, bewusst war, ein Jude zu sein, konnte ich darin doch nichts Absonderliches finden. Es gab so viel Unterschiede, die auffielen: es gab Erwachsene und Kinder, Lehrer und Schueler, Knaben und Maedchen, Reiche und Arme, Kluge und Dumme. Warum sollte es nicht auch Juden und Christen geben? Dass aber in diesem Unterschiede eine Bewertung ganz eigener Art gefunden wurde, musste mir allmaehlich aufgehen. Schon im deutschen Maerchen wurde oftmals der boese Mann als Jude bezeichnet. Spaeter fand ich auch, dass in Jugenderzaehlungen es immer der Jude war, der das boese Prinzip darstellte; er war der Wucherer, er war es, der ueber Familien das Unglueck brachte." (ebd.)

Zum damaligen Zeitpunkt konnte Rafael Mibberlin noch keinen ausgesprochenen Antisemitismus unter den Lehrern und Schülern ausmachen.

"Manche Lehrer bevorzugten sogar die juedischen Schueler, d.h. diejenigen, die mit Eifer bei der Sache waren. Ein juedischer Mitschueler, der faul und dumm war, wurde zur Zielscheibe des Spottes aller Lehrer und aller Schueler. Aber es gab doch Abgrenzungen. In den unteren Klassen war es nicht ungewoehnlich, dass juedische und christliche Mitschueler sich gegenseitig besuchten. Das hoerte spaeter fast ganz auf, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Einer meiner Mitschueler musste eine sehr eigenartige Vorstellung von den Juden haben, denn er fragte mich eines Tages, ob denn die Juden ueberhaupt Moebel in ihren Wohnungen haetten?" (RM 157/5/6)

Der Kontakt zwischen Jüdinnen und Christinnen entwickelte sich aus der Sicht von Rafael Mibberlin zunächst viel ungezwungener als bei den Jungen. Diese Feststellung entnahm er aus der Beobachtung seiner Schwestern und ihrer – oft christlichen – Freundinnen. Doch auch bei dieser Feststellung einer völligen Unkompliziertheit blieb es nicht lange:

"Immerhin gab es zu denken, als eine Freundin einer meiner Schwestern mir einmal erklaerte, sie moechte keinen Juden heiraten, da sie keine juedischen Kinder haben wollte." (ebd.)

Bei den Lehrern war eine solche Abgrenzung, wie er sie bei den Schülern verzeichnete, weniger feststellbar. Einen Vorfall, den er erlebte, als er elf Jahre alt war, hat er jedoch nie vergessen.

"Der Geographielehrer hatte es gern, wenn wir charakteristische Stellen aus dem Lehrbuche woertlich auswendig wussten. Also sagte ich brav her: 'Unsere Vorfahren wohnten in der Mark Brandenburg'. Darauf sagte der Lehrer: 'Deine wohl nicht, du bist doch juedisch'. Dieser selbe Lehrer war uebrigens auch katholischen Schuelern gegenueber taktlos." (ebd.)

Auseinandersetzungen über die Judenfrage fanden nicht statt; selbst bei Lektüre, die dazu herausforderte, wurde die anschließende Diskussion auf allgemeine Ebenen gelenkt.

"Nur ganz gelegentlich kam es vor, dass die Judenfrage als Problem oder als Thema der Diskussion auftauchte. Selbst bei der Lektuere von Lessings Drama 'Nathan der Weise', das vom Autor als Tendenzschrift gedacht war, wurde das Problem der Toleranz nicht auf die Juden angewendet, sondern in allgemeiner Weise gedeutet, als wesentliches Erfordernis eines humanitaeren Zeitalters." (ebd.)

Zeitweise wurde jüdische Literatur oder Lyrik offen abgelehnt oder zumindest deutlich negativ abgewertet:

"Der juedische Dichter Heinrich Heine wurde scharf kritisiert. Die Lehrer sahen in ihm einen negativen, reflektierenden Geist, der nichts Urspruengliches hatte und dessen Gefuehl stets von dem kritischen Verstande ueberschattet wurde. Seine Lyrik wurde deshalb als unkuenstlerisch und undeutsch abgelehnt, und der wahren und echt deutschen Lyrik eines Goethe gegenuebergestellt." (ebd.)

Diese Erlebnisse waren für Rafael Mibberlin beispielhafte Hinweise auf antisemitische Strömungen, die sich unter der Oberfläche abspielten.

"Sicherlich waren die Gefuehle, die all dem zugrunde lagen, ehrlich; aber es waere ungerecht, sie feindlich zu nennen. Das Gefuehl der Fremdartigkeit bestand ohne Zweifel, aber Hass war keineswegs vorhanden." (ebd.)

Die jüdischen Lehrer versuchten, eine Art Gegenpol darzustellen, indem sie den jüdischen Schülern immer wieder vermittelten, daß die Unterschiede lediglich in der Religion begründet lägen.

"Unsere juedischen Lehrer, im Religionsunterricht, taten ihr bestes, uns immer wieder zu sagen, dass wir Deutsche, nichts als Deutsche seien. So wie es christliche Deutsche gebe, so gebe es auch juedische Deutsche. Die Religion sei der einzige Unterschied. Alle Gegnerschaft erklaerten sie aus der Andersartigkeit der beiden Religionen. Die Ueberbetonung, mit der diese Lehre vorgetragen wurde, war unbehaglich und machte misstrauisch. Wenn wir Juden wirklich gleichberechtigte und gleichwertige Deutsche waren, was brauchte es einer dauernden Unterstreichung? Es haette als Selbstverstaendlichkeit kaum Erwaehnung finden duerfen. Aber ich fuehlte schon damals heraus, dass diese juedischen Lehrer sich in einer Abwehrstellung befanden und ein ersehntes Ziel fuer eine vorhandene Tatsache ausgaben." (RM 157/7)

In seinem Elternhaus fand das Problem keine besondere Aufmerksamkeit. Die Eltern waren religiös, legten Wert auf eine religiöse Erziehung ihrer Kinder und hielten die jüdische Tradition lebendig. Die Synagoge wurde regelmäßig besucht, und die Sabbate und Festtage wurden eingehalten. Doch die religiöse Überzeugung bröckelte:

"Obwohl die Grundstimmung dem konservativen Judentum entsprach, wurde vieles aus Gewohnheit getan, die Gebete wurden hebraeisch gesprochen, ohne dass der Wortlaut exakt verstanden wurde." (ebd.)

Die Familie erhielt oft Besuch von christlichen Freunden und Bekannten. Sogenannte Mischehen wurden geschlossen, so daß viele der Verwandten Christen waren.

"Diese christlichen Verwandten kamen auch oft zu religioesen Feiertagen, und ich kann mich nicht erinnern, dass jemals auffaellige Disharmonien zu Tage getreten waeren." (ebd.)

Rafael Mibberlin begann, sich intensiv mit jüdischer Geschichte auseinanderzusetzen, wobei er sehr schnell entdecken mußte, daß der Antisemitismus ein durchgehendes Problem jüdischer Geschichte war. Dieses Thema konnte er auch in der Familie diskutieren.

"In vielen Gespraechen erfuhr ich von meiner Mutter, dass Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Berlin eine starke anti-juedische Agitation eingesetzt hatte, die vor allem von dem Berliner Pastor Stoecker gefuehrt wurde. Die Antisemiten arbeiteten in Versammlungen und durch Flugschriften, und sie konnten schliesslich auch einige Abgeordnete in den Reichstag entsenden, die dort ihre Agitation vor einem oeffentlichen Forum fortsetzten." (RM 157/7/8)

Diese Bewegung ebbte allerdings bald ab, und in den neunziger Jahren wurde es still um sie. Die Mutter hoffte seitdem auf eine bessere Zeit, in der auch der letzte Rest jeder Judenfeindlichkeit verschwinden würde. Dennoch wies sie ihren Sohn auf die bestehenden Problematiken hin.

"Sie erklaerte mir auch, was es mit der besonderen Art des Gesellschafts-Antisemitismus fuer eine Bewandtnis haette; dass es fuer Juden unmoeglich sei, Reserve-Offiziere zu werden; dass man sich taufen lassen muesse, um die Universitaets-Laufbahn einschlagen zu koennen, dass aber die Taufe eine Charakterlosigkeit sei, weil sie niemals aus Ueberzeugung vorgenommen wuerde." (RM 157/8)

Trotz eines guten Verhältnisses zu ihren christlichen Freunden und Verwandten warnte die Mutter Rafael Mibberlin immer wieder davor, eine Mischehe einzugehen, mit der Begründung, eine solche Ehe hätte meist ein Herabsteigen in sozialer Hinsicht zur Folge. Herabgekommene Adlige würden Jüdinnen heiraten, um sich wirtschaftlich zu sanieren; jüdische Bürgersöhne bekämen eine christliche Frau nur "aus niederen Kreisen" (ebd.).

Da Rafael Mibberlin sich früh zum Bücherfreund entwickelte, blieb es nicht aus, daß ihm eine beträchtliche Reihe von Tendenzschriften in die Hände

fiel. Er studierte grundsätzlich beide Seiten der Meinungsvertreter, die jüdische und die nichtjüdische, um der Gefahr zu entgehen, sich ein einseitiges Urteil zu bilden. Am Ende seiner Schulzeit hatte er eine dezidierte Meinung.

"Ich habe schon 1910 einem meiner juedischen Lehrer geschrieben, dass hier eine dramatische Zuspitzung vorhanden sei, die, wenn man keinen Ausweg finde zu einer friedlichen Bereinigung und zu einer ganz anderen Klaerung der Begriffe, unweigerlich zu einem Eclat fuehren muesse". (RM 157/9)

An diesen Erfahrungsbericht aus dem Leben von Rafael Mibberlin läßt sich eine weitere Lebensgeschichte vergleichend anknüpfen. Es handelt sich um den Lebensbericht von Ernst Loewenberg. Es zeigen sich deutliche Parallelen in Bezug auf ihre Kindheitserfahrungen mit den antisemitischen Strömungen in ihrem Umfeld. Sowohl Rafael Mibberlin als auch der drei Jahre jüngere Ernst Loewenberg haben das Aufkommen dieser Strömung bereits früh in der Schule erfahren müssen, teils durch die ablehnende Haltung ihrer Freunde und Mitschüler, teils durch antisemitische Äußerungen ihrer Lehrer. Beide wurden innerhalb ihrer Familien in der jüdischen Religion erzogen und pflegten freundschaftliche Kontakte zu christlichen Familien und Mitschülern, so daß sie das Auftauchen von antisemitischer Stimmung als eher "schleichend" erlebten.

Ernst Loewenberg wurde 1896 in Hamburg geboren. Er fühlte sich besonders seinem Vater sehr verbunden. Jacob Loewenberg stammte aus einem westfälischen Dorf und war 1886 nach Hamburg gekommen. Zuerst arbeitete er an der Realschule einer reformierten Gemeinde. Ab 1892 übernahm er eine Mädchenschule, die er bis zu seinem Tod 1929 leitete. Jacob Loewenberg war bekannt für sein unermüdliches Engagement in Bezug auf die Verständigung zwischen christlichen und jüdischen Deutschen und glaubte lange an die Möglichkeit einer Harmonisierung des beiderseitigen Verhältnisses. Vom ersten Tag des Ersten Weltkrieges an führte er ein Tagebuch, welches später seinem Sohn zugänglich wurde. Bereits zu seiner Zeit hatte der Vater antisemitische Angriffe erleben müssen und diese Erfahrungen in seinem Tagebuch festgehalten. Doch verlor er sein Ideal nicht aus den Augen und kämpfte dafür.

"Er starb in dem Glauben, dass Deutschtum und Judentum in Harmonie zu vereinen seien, bevor die politische Entwicklung sein Ideal zerstoerte." (EL 25/2)

Von der Mutter ist nur bekannt, daß sie aus Siegen in Westfalen stammte, wo ihre Familie schon seit langem ansässig war.

Ernst Loewenberg wurde 1904 eingeschult. Schon in jungen Jahren erfuhr er Diskriminierungen in Form von antisemitischen Äußerungen, wie: "der Jude sitzt auf dem letzten Platz" und "der Stinkjude" (EL 25/3). Von 1906 bis 1914 besuchte er das Wilhelm Gymnasium in Hamburg; dieses hatte eine relativ große Anzahl (ca. 150) jüdischer Schüler. Der Schulalltag begann jeden Morgen mit einer religiösen Andacht.

"Die juedischen Schüler mussten sich in dieser Zeit im Lichthof der Schule aufstellen. Nur bei besonderen Gelegenheiten wurden wir zur Andacht befohlen." (ebd.)

Ernst Loewenberg beschrieb, daß es – aus der Sicht von 1940 – schwer zu entscheiden war, wie weit die Lehrkräfte antisemitisch waren, zumal "unter den juedischen Schuelern immer eine gewisse Neigung besteht, persoenliches Unbehagen als Antisemitismus zu deuten" (ebd.). Ernst Loewenberg bezeichnete sich selbst als einen "ueberempfindliche[n], einsame[n] Jungen" (ebd.), der eher isoliert aufwuchs. Wieweit der Antisemitismus für seine Isolation verantwortlich war, konnte er selbst nicht beurteilen.

Die Schüler seiner Klasse teilten sich in deutlich getrennte Gruppen.

"Da waren die Soehne aus den alten patrizier Familien, die Woermann, die Waitz, die Goverts, die gesellschaftlich sich voellig absonderten." (ebd.)

Ernst Loewenberg bezeichnet diese Personen als "'Lebemänner', die in ihren Zoten gern allein blieben" (ebd.). Für ihn ist allerdings sicher, daß diese Gruppe keine antisemitischen Vorurteile hatte, er fand solche Vorurteile zu der Zeit eher bei den Söhnen mittlerer Beamter.

Während seines letzten Schuljahres wurde ein jüdischer Lehrer an seine Schule versetzt.

"Es war ein Ereignis, dass nach mehr als anderthalb Jahrzehnten ein Jude an einer hoeheren Schule in Hamburg angestellt wurde. Als Grund fuer die Nichtbeschaeftigung hatte man immer angegeben, dass der 1896 verstorbene Professor F. keine Disziplin halten konnte." (EL 145/4)

Dies war besonders für Ernst Loewenberg von Relevanz, da er den Wunsch hatte, Lehrer zu werden, aber bislang seine Aussichten, in den Staatsdienst zu gelangen, gering einschätzte.

Ernst Loewenberg legte im August 1914 das Notabitur ab und meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst. Das Einverständnis des Vaters hatte er "unter schweren Kaempfen" (ebd.) errungen, dennoch erfüllte sich sein Wunsch nicht.

"Da ich schmal und lang aufgeschossen war, wurde ich abgewiesen." (EL 25/4)

Seine Eltern waren erleichtert über die Ablehnung des Sohnes, doch er litt unter dieser Zurücksetzung. Hierin zeigt sich eine Grundeinstellung, die viele seiner jüdischen Mitbürger zu damaliger Zeit teilten, nämlich das Selbstverständnis, freiwillig für das Vaterland in den Krieg zu ziehen. Den Entschluß, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, sieht Berding dadurch begründet, daß die jüdischen Bürger den Krieg doppelt begrüßten: "... zum einen als deutsche Patrioten, zum anderen als wenig geachtete und oft zurückgesetzte Juden, die durch Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft jeden Zweifel an ihrer nationalen Zuverlässigkeit zerstreuen wollten" (Berding 1997, S. 288)⁵. Das brachte auch Ernst Loewenberg zum Ausdruck, als er vom Militär zunächst zurückgewiesen wurde:

"Ich fuehlte mich ausgeschlossen, schaemte mich doppelt als Jude. Ein Minderwertiger – nicht eher liess mich das Gefuehl los, als bis ich Soldat wurde." (EL 145/4)

Max Moses Polke und Hellmuth Falkenfeld:

"Damals erfuhr ich zum ersten Male, dass der Antisemitismus dem deutschen Volke innewohnt, dass fast jeder Deutsche ihn, wie es Bismarck von sich sagte, mit der Muttermilch eingesogen hat."

Max Moses Polke wurde am 3. September 1895 als Sohn eines Kaufmanns in Breslau geboren, wo er auch aufwuchs. Bezeichnend für die patriotische Haltung der Eltern war der Inhalt einer Anekdote in Zusammenhang mit dem

⁵ Es meldeten sich von den insgesamt rund 100 000 Juden, die als Soldaten am Krieg teilnahmen, über 10 000 freiwillig zum Kriegsdienst. 78 000 von ihnen waren an der Front, 12 000 kamen zu Tode, 30 000 wurden ausgezeichnte mit Tapferkeitsmedaillen. Von den 19 000, die befördert wurden, erhielten 2000 den Offiziersrang (vgl. Berding 1997).

Geburtsdatum. Wäre Max Moses Polke einen Tag früher zur Welt gekommen, wäre sein Geburtstag der fünfundzwanzigste Jahrestag der Schlacht von Sedan gewesen.

"Mein Vater erzählte mir später oft, er hätte mich 'Sedan' genannt, wenn ich schon am 2. September, dem Jubiläumstage, auf die Welt gekommen wäre." (MP 178/1)

In diesen Worten spiegelte sich für Max Moses Polke die Haltung vieler Juden wider.

"Diese Auesserung ist kennzeichnend für die damalige Einstellung der Juden. Sie fühlten sich durchaus als Deutsche, betrachteten die Geschichte des deutschen Volkes als ihre eigene Geschichte und anerkannten einen Unterschied nur in der Religion." (ebd.)

Polkes Elternhaus war "noch verhältnismässig jüdisch, wenn auch keineswegs orthodox." (MP 178/8) Darunter verstand er, daß die Speisegesetze "ziemlich und der Sabbat etwas gehalten" (ebd.) wurden. Polke selber fühlte sich "nur als Religionsjude" (ebd.), der für Nathan den Weisen schwärmte.

Auch wenn Max Moses Polke die starke antisemitische Agitation von Stoecker u.a. nur aus den Erzählungen der Mutter kannte, und er die antisemitischen politischen Parteien in seiner Kinder- und Jugendzeit als "der Vergangenheit" (MP 178/1) angehörig bezeichnete, war Antisemitismus Bestandteil seiner Erfahrungen und das Hauptthema seiner Autobiographie.

"Gleichwohl lernte ich frühzeitig kennen, was es in Deutschland heisst, Jude zu sein." (ebd.)

Antisemitismus begegnete ihm vor allem in der Schule. Max Moses Polke besuchte ein – "selbstverständlich deutsches" (ebd.) – Breslauer Gymnasium. Seine Mitschüler waren in der Mehrheit Söhne von höheren Beamten und Offizieren, "etwa 25-30 % der Schüler stammten aus jüdischen Kaufmannsfamilien." (ebd.) Als Sechsjähriger wurde Polke zum ersten Mal ausgegrenzt, als Mitschüler sich weigerten, ihn mitspielen zu lassen und ihm zuriefen:

"... 'der Jude darf nicht mit uns spielen'. Damals erfuhr ich zum ersten Male, dass der Antisemitismus dem deutschen Volke innewohnt, dass fast jeder Deutsche ihn, wie es Bismarck von sich sagte, mit der Muttermilch eingesogen hat." (MP 178/2)

Der Antisemitismus seiner Mitschüler legte sich auch mit zunehmendem Alter nicht und begleitete Polke bis zum Abitur.

"Aber zwischen mir und der Mehrzahl meiner nichtjüdischen Mitschüler war eine undefinierbare Spannung, Verkehr mit ihnen ausserhalb der Schule sehr selten. Immer wieder kamen beschimpfende Aeusserungen auf meine Eigenschaft als Jude vor." (MP 178/2)

Als er jünger war, wehrte er sich körperlich, später hatte er das nicht mehr nötig.

"Ich begegnete ihnen in den unteren Klassen mit der Faust, in den oberen genügten meine Respekt einflössenden Leistungen." (ebd.)

Wenn Klassenarbeiten und Prüfungen anstanden, vergaßen Polkes Mitschüler allerdings plötzlich ihren Antisemitismus und nahmen bereitwillig seine Hilfe in Anspruch.

"Ich hätte meinen Eltern nie den Tag einer lateinischen Arbeit oder eines Schulaufsatzes verheimlichen können. Denn am Tage vorher pflegte ich auffallend oft am Telefon verlangt zu werden und erhielt Besuche von Mitschülern, die sonst nicht zu den Gästen unseres Hauses gehörten." (ebd.)

Auch die Eltern dieser Schüler sprachen gelegentlich im Hause Polke vor, darunter auch ein pensionierter General.

"Bei solchen Gelegenheiten erfuhr ich dann, eine wie bekannte Person ich in jenen Kreisen war, und dass ich oft den Söhnen dieser hoch angesehenen Familien als Muster hingestellt wurde, wenn sie in der Schule schwache Leistungen zeigten, was gerade bei ihnen recht oft der Fall war." (ebd.)

Die schwachen Leistungen führte Max Polke darauf zurück, daß besonders diejenigen Mitschüler, die aus Offiziersfamilien stammten, aber auch Schüler, die einen anderen Hintergrund hatten, "vorwiegend auf militärische Dinge eingestellt waren" (MP 178/3) und dem Militär mehr Aufmerksamkeit widmeten als anderen Bildungsinhalten. Das Militär war ihr Hauptgesprächsthema in den Pausen, und sie lasen keine andere Zeitung als das Militärwochenblatt.

"Die Offizierskarriere war ihr Ideal, die Aussichten darin Gegenstand ihrer Erörterungen." (ebd.)

Einige von Polkes Mitschülern hatten zwei Jahre vor Kriegsbeginn ausgerechnet, "wieviel schneller sie im Falle eines Krieges befördert werden könnten." (ebd.) Als Polke dazu bemerkte, der Krieg sei für alle ein großes Unglück, bekam er zur Antwort: "Ja, ein Mensch wie Du kann natürlich für so etwas kein Verständnis haben." (ebd.) Doch den hier angesprochenen Unterschied wollte er nicht über die Religion hinausgehend deuten.

"Aber dieses Anderssein der nichtjüdischen Mitschüler wurde von ihnen und von mir immer nur als auf der Verschiedenheit der Religion beruhend angesehen." (MP 178/3)

Dieser Umstand ermöglichte es auch den jüdischen Schülern, sich mit katholischen Schülern zu solidarisieren, die unter ähnlichen Vorurteilen und Benachteiligungen zu leiden hatten. Gemeinsam war man den Protestanten gegenüber stärker.

"Deswegen achtete ich namentlich in den obersten Klassen sehr auf gute Beziehungen zu den katholischen Mitschülern, die sich im allgemeinen frei von jeder Feindschaft und unhöflichen Aeusserungen gegen die Juden hielten." (ebd.)

Nicht ohne Stolz berichtete Max Moses Polke einen Vorfall während des Geschichtsunterrichtes, bei dem sich ein Lehrer übertrieben negativ über den Katholizismus äußerte. Ein katholischer Schüler verließ daraufhin das Klassenzimmer.

"Ich schloss mich ihm an und erklärte nachher dem Lehrer, dass ich ein Gegner jeder religiösen Unduldsamkeit sei, gleichviel gegen wen sie sich richtet. Bestraft wurden wir natürlich beide." (MP 178/3/4)

Der Lehrerschaft im allgemeinen machte Polke nicht den Vorwurf des Antisemitismus. Allerdings gab es auch hier zwei Lehrer, die eine Ausnahme bildeten. Den einen, ein Mann mit Namen Bruchmann, wußte Polke als Lehrer durchaus zu schätzen, vor allem da dieser sein Lieblingsfach, Geschichte, unterrichtete. Er "hatte eine gewisse geistvolle Art des Unterrichtes, die mir gefiel, wenn auch das, was er uns lehrte, nicht immer richtig war." (MP 178/4) Dennnoch war es gerade dieser Lehrer, der den katholischen Schüler und Max Moses Polke provoziert hatte, den Klassenraum zu verlassen.

"Trotz der interessanten Art seines Unterrichtes muss ich aber feststellen, dass Bruchmann auch ein Gegner der Juden war und dies durch geschickte Bemerkungen zum Ausdruck brachte, ohne dass man ihm direkt Antisemitismus vorwerfen konnte. Denn dies galt damals als unvornehm." (ebd.)

Dieser unterschwellige Antisemitismus war jedoch spürbar für Max Moses Polke. Indirekt machte er Bruchmann dafür verantwortlich, daß er, Polke, nicht Geschichte studieren durfte, wie es sein Traum gewesen war.

"Aber Bruchmann legte Wert darauf, dass der Beste in Geschichte nicht der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, sondern der Sohn eines ordentlichen Geschichtsprofessors der Universität Breslau sei, und verstand es so einzurichten, dass die Leistungen entsprechend ausfielen. Das war für meine ganze Zukunft entscheidend." (ebd.)

Und dies obwohl Polkes Geschichtskenntnisse weit über dem Durchschnitt lagen. Auch Polkes Eltern waren dagegen, daß er Geschichte studierte, stattdessen sollte er etwas studieren, das sich besser zum Broterwerb eignete. Max Moses Polke fügte sich.

"Angesichts Bruchmanns Verhalten besass ich nicht die Kraft, meinen Eltern zu widersprechen." (ebd.)

Der zweite Lehrer, ein Mann namens Monsterberg, war "über die Kreise des Gymnasiums hinaus als Antisemit verschrien, der jüdische Schüler unzulässig benachteiligen sollte." (MP 178/5) Auch hätten andere Juden Polke erzählt, daß sie wegen Monsterberg umgeschult worden seien. Monsterberg vertrat die Ideologie der Alldeutschen⁶.

"Monsterberg hasste alles, was seiner Alldeutschen Einstellung widersprach. Deswegen waren ihm gewisse Typen von Schülern so zuwider, dass er sie ungerecht behandelte. Es lässt sich nicht leugnen, dass unter diesen Schülern viele Juden waren, und das brachte ihn in den Ruf eines Antisemiten." (MP 178/6)

⁶ Der Alldeutsche Verband war eine völkisch-nationalistische, antisemitische und imperalistische Vereinigung, die 1891 gegründet wurde. Er betrieb Propaganda für die Kolonial-und Flottenpolitk und vertrat im Ersten Weltkrieg annexionistische Ziele. 1939 wurde der Verband aufgelöst.

Obwohl Max Moses Polke schrieb, auch er hätte einmal Monsterbergs Zorn zu spüren bekommen, und obwohl Polke den Unterricht bei Monsterberg als Qual bezeichnete, verteidigte er diesen Lehrer in der Retrospektive.

"Nachdem ich ja jetzt weiss, was wirklicher Antisemitismus ist, muss ich erklären, dass man Monsterberg mit dem Vorwurf in dieser Form Unrecht getan hat." (MP 178/5)

Er führte auch Beispiele dafür an:

"Ich werde nicht vergessen, wie er einem jüdischen Schüler, der frühzeitig seinen Vater verlor, Freischule verschafft hat und wie er mir selbst behilflich war, als ich kurz vor dem Abiturium an Typhus erkrankte." (ebd.)

Auch Hellmuth Falkenfeld bekam früh Antisemitismus zu spüren. Er wurde 1893 in Fürstenwalde bei Berlin geboren. Sein Vater war ein Rechtsanwalt, dessen Vorfahren aus Posen stammten. Im Jahre 1902 zog die Familie nach Frankfurt an der Oder um.

Seinen Vater beschrieb Falkenfeld als einen "schüchterne[n], heitere[n] und rechtliebende[n]" (HF 59/1) Menschen.

"Er sah aus wie ein richtiger Deutscher, obwohl seine Vorfahren polnische Juden waren, hatte eine grosse Liebe für das Leben und besass einen herrlichen Bücherschrank mit gewaltig viel Büchern." (ebd.)

Hellmuth Falkenfelds Vater übte seinen Beruf aus "Berufung" aus.

"Für mich ist die richtige Uebersetzung des Wortes Rechtsanwalt Anwalt des Rechts, denn mein Vater trat, wie ich sah, immer für das Recht der Unterdrückten ein. Als wir später von Fürstenwalde weggingen, sagte ein Arbeiter: Seit Falkenfeld von Fürstenwalde weg ist, kriegt kein Arbeiter mehr recht. Dabei spielte mein Vater niemals das, was man eine Rolle nennt. Er handelte nach seiner Ueberzeugung und schwieg über sich selbst. Die Lorbeeren pflückten häufig die anderen. Für das Recht zu kämpfen und doch kein Aufhebens davon zu machen, – das ist, was ich von meinem Vater in besonderer Erinnerung habe." (ebd.)

Die Familie und auch seine Heimatstadt boten Hellmuth Falkenfeld die Grundlage für eine gute Kindheit.

"Ich lebte dort glücklich (....) wir kannten keine Sorgen, meine Eltern führten [eine] vorbildliche Ehe, die Wälder und Parks umgaben mich wie eine Liebkosung." (ebd.)

Er beschrieb sich selbst als "ein schweigsames Kind, und niemand wusste recht, ob ich eine auch nur durchschnittliche Begabung hatte, weil ich niemals ein Zeichen besonderer Intelligenz von mir gab." (ebd.) So begleitete ihn die Angst, als er eingeschult wurde, ob er den Anforderungen genügen würde; doch schon bei der ersten Zensurenverteilung war er der Drittbeste in der Klasse, und später wurde er sogar Erster.

Der Rückblick auf seine Kindheit ist nicht nur positiv.

"In meiner Heimatstadt Fürstenwalde schien die Sonne so schön wir nirgends in Deutschland. Dennoch habe ich auch dunkle Erinnerungen, die ich nicht vergessen kann." (ebd.)

Er hatte schon frühzeitig ein einschneidendes Erlebnis, das ihm sein "Anderssein" bewußt werden ließ. Seine erste Begegnung mit Antisemitismus prägte ihn tief

"Die Jungen von der Strasse waren roh und dumm. Einer hob einmal einen Stein gegen mich und sagte: "Das ist ein Jude. Steinigt ihn. Er hat unseren lieben Heiland gekreuzigt." Der Stein wurde nicht geschleudert, aber das Bild des Jungen, der den Stein gegen mich hob mit der unverständlichen Beschuldigung einer Mordtat, die irgendwann vor 2000 Jahren einmal begangen sein soll, blieb in mir wie ein Symbol meines Lebens. Vielleicht habe ich über diese Begebenheit viel zu viel nachgedacht; dass ich später vor allem für die Philosophie des Rechts mich interessierte, mag mit dieser frühen Kindheitserinnerung zusammenhängen." (HF 59/2)

Den jungen Hellmuth Falkenfeld beschäftigte die Frage, "was eigentlich Recht sei" (HF 59/1).

"Wenn die Juden Jesus getötet hatten, warum verzieh man das nicht den Mördern? Jesus war doch der Meister der verzeihenden Nächstenliebe. Und was konnten wir Juden dafür, dass vor 2000 Jahren unsere Vorfahren Jesus haben umbringen lassen?" (HF 59/2)

Dieses Erlebnis stellt für ihn eine Zäsur mit nachhaltiger Wirkung dar.

"Der Junge mit dem Stein, unter den Kastanienbäumen des Platzes meiner kleinen Heimatstadt ist der Beginn meiner Geschichte als, wenn ich es so nennen darf, nicht-deutscher Mensch, der in Deutschland geboren ist. 'Aber das müssen Sie doch nicht so ernst nehmen!' höre ich viele Deutsche jetzt sagen. 'Was so ein dummer Junge sagt, ist doch Unsinn.' Das ist richtig: Aber in dem Unsinn verbirgt sich etwas, das ich damals so ernst nahm, wie ich es heute ernst nehme. Und das ist es, was mich trotz aller Liebe zu deutschen Gedichten und deutscher Sprache von allem Deutschen tiefinnerlich trennt." (ebd.)

Auch an dem neuen Wohnort Frankfurt a.d.Oder mußte er erleben, daß er als Jude Diskriminierungen ausgesetzt war.

"In Frankfurt an der Oder erlebte ich meine erste tiefe Enttäuschung, als ich nach Quinta versetzt wurde, nicht als erster in der Klasse sondern als zweiter. Ich glaubte, weil ich das ganze Jahr erster gewesen war, ein Anrecht darauf zu haben, auch bei der Versetzung die Stelle des Primus innezuhaben. Der Schüler, der an meine Stelle kam, war der arische Sohn eines Landgerichtssekretärs, ein durchaus nicht verträumter aber sehr ehrgeiziger Durchschnittskopf. Er bekam denn auch als erster die Osterprämie, während ich mit einem sogenannten 'öffentlichen Lob' in der Aula abgespeist wurde. Ich habe niemals eine Prämie in dem Gymnasium von Frankfurt an der Oder bekommen, aber dass mir diese Prämie entging, war für mich eine tiefe Enttäuschung, denn ich empfand es als Ungerechtigkeit." (HF 59/5)

Obwohl er ein guter Schüler war, zog er für seine gesamte Schulzeit ein negatives Resümée. Diese negativen Schulerfahrungen lagen für Falkenfeld eindeutig in dem System, das er auf "Beschämung und Erniedrigung" (HF 59/3) ausgerichtet erfuhr. Er beschrieb sich als "unwillige[n] Schüler, ein Schüler, der das ganze System und das Prinzip dieser Schule verneinte". (HF 59/5) Diesem System waren auch die Lehrpersonen verhaftet.

"Sie waren teils finstere Polizisten, teils närrische und verschrobene Sonderlinge, fast immer aber Beamte, die in uns Schülern das Material sahen, das sie zu aufzuarbeiten hatten. Von einer menschlichen Beziehung zwischen Lehrern und Schülern war kaum die Rede." (HF 59/5)

Falkenfeld erinnerte sich nur an wenige Lehrer, die "mehr zu vermitteln [vermochten] als bloßen Stoff". (HF 59/6)

Wie im Fall Polke waren Falkenfeld und ein katholischer Mitschüler in der Schule mehrfach Diskriminierungen aufgrund ihrer Glaubenszugehörigkeit ausgesetzt.

"Ein Lehrer (...) kritisierte in der Stunde häufig den katholischen Glauben. Ich empfand dies als ungeheuer unritterlich. Wenn ein Wort über die Katholiken gesagt wurde – und das hiess meistens gegen die Katholiken – drehten sich viele Köpfe mit hämischem Schmunzeln um nach dem katholischen Mitschüler, der errötend dasass und nicht wusste, was er machen sollte. Dasselbe geschah von seiten der lieben Mitschüler, wenn ein Wort über – und das hiess meistens gegen – das Judentum fiel." (HF 59/5)

Hellmuth Falkenfeld prangerte die doppelte Moral an.

"Die Katholiken galten für falsch und jesuitisch, aber ich habe niemals bemerkt, dass die Protestanten, die die christliche Nächstenliebe sehr wohl mit einer heiligen Begeisterung für Krieg und neudeutschen Militarismus vereinen konnten, bessere Christen oder gar bessere Menschen waren." (ebd.)

Es ist interessant zu vergleichen, wie Max Moses Polke und Hellmuth Falkenfeld auf ihre Umwelt, die sie als gegen sich gerichtet erfuhren, reagierten. Beide versuchten, den Anfeindungen durch sehr gute schulische Leistungen zu begegnen. Während sich Polke mit seinen Mitschülern auch körperlich auseinandersetzte und es wagte, einen Lehrer zu provozieren, zog Falkenfeld sich innerlich zurück.

"Und weil die Welt des Alltags so unschön war, flüchtete ich in die schönere Welt der Dichtung. Ich konnte bereits mit 9 Jahren die Anfangsverse von Goethes 'Faust' auswendig, ich freute mich an dem Gleichklang und dem Einklang, den die Musik in dieser öden und geräuschvollen Welt aussandte, ich nahm Geigenstunde. (...) Mein Vater hatte eine kleine aber schöne Baritonstimme. Oft sang er, von meiner Mutter am Klavier begleitet, die unsterbliche schöne Arie aus Mozarts 'Zauberflöte': 'In diesen heilgen Hallen.' Ich nahm nicht nur von dieser Musik Besitz, sondern auch von dem, was sie aussprach, von ihren Worten, von der Lehre, (...) verkündet von der grossartigsten Musik. Ich glaubte daran, wie andere an einen Gott im Himmel glauben mögen." (HF 59/4)

Hellmuth Falkenfeld reflektierte das Aufeinanderprallen seiner verinnerlichten Welt und der Welt des militaristischen Kaiserreichs als einen schmerzhaften Prozeß.

"Aber die Wirklichkeit sah anders aus: Hier lebte der Junge mit dem Stein, der Soldat, der mit langsamen Schritt gequält wird, der Student, der als unmännlich gilt, wenn er sich nicht mutwillig im Duell das Gesicht zerhacken lässt." (HF 59/4/5)

Mit dem zuletzt genannten Zitat nahm Falkenfeld Bezug auf zwei Erlebnisse, die sich tief in seine Erinnerung einprägten. Zum einen hörte er als Kind in Fürstenwalde einen Bericht über schlagende Verbindungen.

"Ich erfuhr, dass die Studenten die Pflicht hatten, sich gegenseitig mit Säbeln zu verwunden oder gar zu töten. Warum, konnte ich nicht erfahren. Aber mir wurde versichert, dass es eine Art sittlicher Verpflichtung sei, dass das Duell, wie man diese Art von gegenseitiger Verstümmelung nannte, eine Ehre bedeutete, und dass die, die es nicht ausübten, – solche Studenten gab es natürlich auch – keine echten und rechten deutschen Studenten waren." (HF 59/2)

Die zweite Begebenheit ereignete sich, nachdem die Familie Falkenfeld 1902 in die Beamten- und Garnisonsstadt Frankfurt an der Oder umgezogen war. Für den neunjährigen Hellmuth wurde hier das Gefühl des "Andersseins" noch verstärkt durch die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen. Auf der einen Seite das Elternhaus, in dem Musik und Dichtung einen hohen Stellenwert hatten, auf der anderen Seite der preußische Militarismus. In diesen Kontext gehört diese zweite prägende Beobachtung auf einem Exerzierplatz.

"Es gab aber einen Anger mit viel Sand darauf, hier sah ich Soldaten, die langsamen Schritt übten. Der langsame Schritt ist die Vorbereitung zum Parademarsch. Die Beine müssen ganz gerade in die Luft geschleudert werden, und die Fusspitze muss so nach unten gehalten werden, dass der Sand auf der Stiefelspitze nicht herunterfällt. Es war ein trauriger Anblick zu sehen, wie die Menschen mit diesem Schritt gequält wurden. Aber viele Jungen fanden Gefallen daran, und die Lehrer und Beamten in Frankfurt an der Oder meinten, dass dies gut sei für das Vaterland. Das Wort Vaterland bekam so für mich recht frühzeitig etwas Anrüchiges. Man gebrauchte es, wenn man irgend etwas verlangte, was grausam, quälend, unschön war. In Frankfurt an

der Oder entdeckte ich, dass ich ein Fremder in dieser Welt war. Ich konnte nicht schön finden, was die anderen schön fanden." (HF 59/4)

Max Moses Polke dagegen scheint den deutschen Militarismus, der mit Patriotismus und Kaiserverehrung Hand in Hand ging, weder besonders negativ empfunden zu haben, noch war er übermäßig begeistert. Während es im ganzen Deutschen Reich am Geburtstag des Kaisers und am Sedantag schulfrei gab, hatten die Schüler in Breslau zusätzlich frei, wenn Wilhelm II. einmal im Jahr sein Leibregiment in der Stadt besuchte, was ein großes öffentliches Ereignis war. 1913 erlebte Polke die Hundertjahrfeier der Freiheitskriege mit, die unter anderem durch "eine imposante historische Ausstellung und Kaisermanöver, die eine längere Anwesenheit des Kaisers in Breslau mit sich brachte" (MP 178/7), begleitet wurde. Bei dieser Gelegenheit bekam Max Moses Polke Wilhelm II. persönlich zu Gesicht.

"Dank guter Beziehungen zu untergeordneten Stellen stand ich damals in nächster Nähe Wilhelms II., als er strahlend in Gala-Uniform von der Rampe des Schlosses einen militärischen Fackelzug abnahm, umgeben von hohen Offizieren der alten Armee in goldstrotzenden Uniformen, ein imposantes Bild irdischer Majestät." (MP 178/7)

Kaiser und Militär spielten auch in der Schule eine große Rolle.

"Alle Lehrer (...) waren bemüht, uns zu kaisertreuen Menschen zu erziehen. (...) [Sie] suchten ihre besonders starke Begeisterung für Seine Majestät auf uns zu übertragen." (ebd.)

Als der Krieg ausbrach, meldeten sich sowohl Max Polke als auch Hellmuth Falkenfeld als Kriegsfreiwillige, Falkenfeld aber nicht aus Begeisterung, sondern aus Pflichtgefühl. "Ich war nicht gern Soldat, weder mein Geist noch mein Körper eigneten sich gut für den militärischen Dienst" (HF 59/10). Dadurch unterschied er sich von vielen seiner Altersgenossen, die begeistert ihr "Soldatsein" – zumindest für die Anfangsphase des Krieges – schildern.

Walter Gottheil:

"... und bald war ich das Gespött der ganzen Klasse."

Walter Gottheil wurde 1888 in einer mitteldeutschen Industriestadt mit ca. 50 000 Einwohnern geboren. Der Vater, ein Geschäftsmann, war Jude und die Mutter Christin. Walter gehörte der jüdischen Religion an. Er besuchte

die Oberrealschule in seinem Wohnort und nahm "als Jude auf Wunsch meines sehr liberalen Vaters bis zu meinem zwölften Lebensjahre am christlichen Religionsunterricht teil" (WG 81/2).

Der Heilige Abend in Palästina in der Emigration 1939 ließ Walter Gottheil an ein Erlebnis denken, das sich in seiner Kindheit in Deutschland an diesem hohen Feiertag abspielte.

"Ich lasse meine Gedanken in meine Kindheit zurückschweifen, die gleich mit einem Beispiel beginnt, ob und wieweit das deutsche Volk antisemitisch und dadurch der nationalsozialistischen Weltanschauung anschauungsgemäß immer nahe oder fern stand. Auch hier kann man sagen – es gab solche und solche. Es war vor Weihnachten um die Jahrhundertwende. In unserer Stadtkirche wurde stets am heiligen Abend eine Weihnachtsmotette aufgeführt. Zur Verstärkung des Chores der Kurrende, eines aus Knaben bestehenden Chores, welcher die Orgel in der Kirche begleitet und auch bei solchen Festlichkeiten ausser der Kirche in den Häusern sang, sollten Kinder als Sänger herangezogen werden. Zu diesem Zwecke nahm man die Jungen der höheren Schule und die Mädchen des Lyzeums. Da aber viele Kinder vom Lande stammten und in den Weihnachtsferien zu Hause fuhren war der Chor nicht stark genug nach der Ansicht des Leiters. Dieser, der Kantor der Kirche, war gleichzeitig der Gesanglehrer des Gymnasiums. (....) Meine Stimme war nicht schlecht - - kurz, einige Tage vor dem Feste erschien der Herr Kantor bei meinem Vater im Geschäft und bat, ich solle am Heiligen Abend in der Kirche mitsingen. Ich hatte damals furchtbares Herzklopfen als ich die Empore zur Orgel hinaufstieg, alle Kinder kannten den kleinen Judenjungen, der Pfarrer wußte auch davon, aber bald schwand die Schüchternheit, und ich habe alle die schönen Lieder von der stillen und heiligen Nacht und der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit aus voller Überzeugung mitgesungen. Ich bin trotzdem ein guter Jude geblieben und den Anderen hat es auch nichts geschadet." (ebd.)

Ebenso hat Walter aber auch Erfahrungen ganz anderer Art gemacht. In der Schule war er antisemitischen Diskriminierungen ausgesetzt.

"Wenn die Lehrer wollen, können sie die Kinder auch entgegengesetzt beeinflussen und aufreizen. So gab es gerade in den Kreisen des Akademikertums Judenfeinde, und zwar gerade in solchen, die einer unteren Schicht entstammten, und nun den sozialen Aufstieg dadurch vergessen machen wollten, daß sie alles, was nach ihrer Meinung unter ihnen lag, ordentlich in den Dreck traten. Auch vor wehrlosen Kindern machten sie nicht halt. Das gab dann die Klagen über antisemitische Belästigungen in der Schule. Und wenn ich mir heute die kleinen Hitler's alle betrachte, so sind es wirklich dieselben, wie unser Botaniklehrer Professor W. Dieser, ein dicker sehr oft, man entschuldige den herben Ausdruck, versoffener Kerl, war durch alle mögliche Kriecherei soweit gekommen, daß er Reserveoffizier wurde. Ein für die damalige Zeit in Deutschland unerhörter Begriff von gesellschaftlicher Vorzugsstellung. Man sprach oft von Leuten, bei denen der Mensch erst beim Offizier anfängt." (WG 81/2/3)

Die Passion dieses Lehrers war ohne Zweifel das Militär und alles, was damit zusammenhing. Er erschien selbst in der Schule oftmals in seiner Uniform, so daß ihm der Schuldirektor, von Walter als "Schwächling" tituliert, nichts entgegenzusetzen hatte, da der "Respekt vor der Uniform (…) tief im Blute des Deutschen [saß]." (ebd.)

Unter diesem Lehrer hatte er besonders zu leiden.

"Ich war der einzige Jude in der Klasse, und er gefiel sich damit mich immer "Moritsche⁷" zu rufen. Und wann habt Ihr "Schabbes". Macht Dein Vater auch guten "Rebbach" und so weiter. Die andern Kinder ahmten dies natürlich nach und bald war ich das Gespött der ganzen Klasse." (ebd.)

Walters Vater, der "ein sehr ruhiger und geduldiger Mann" (ebd.) war, bat den Lehrer, nachdem Walter sich weigerte, fortan die Schule zu besuchen, in einem höflichen Brief, solche Diskriminierungen zu unterlassen. Doch damit war genau das Gegenteil erreicht.

"Seine Wut gegen mich, als Antwort auf dieses bescheidene Ersuchen war grenzenlos." (ebd.)

Walter beschrieb zwei Beispiele, in denen diese Wut zum Ausdruck kam. Einmal sollte er Weidenkätzchen mit in die Schule bringen, die jedoch nur schwer abzupflücken waren, da der einzige Strauch dieser Sorte über einen tiefen Graben ragte. Zusammen mit einem Freund gelang es ihm trotzdem, einige Äste abzuschneiden, und so konnte er sie in der nächsten Stunde präsentieren. Das Erstaunen beim Professor war groß, und nachdem er sich

-

⁷ Das Wort ist schwer leserlich; es könnte auch "Moritze" heißen.

erkundigt hatte, wo Walter diese Weidenkätzchen gefunden hatte, war seine zweite Frage: "Und dabei bist Du nicht ersoffen?" (ebd.)

Ein weiteres schlimmes Erlebnis im Zusammenhang mit diesem Lehrer hatte Walter nur kurze Zeit später. Diesmal sollten Früchte oder Gemüsesorten mitgebracht werden, die nach dem Unterricht an die Schüler zum Verzehren verteilt wurden. Walter war der einzige, dem nichts zugeteilt wurde.

"Als alle, ausser mir, bekommen hatten, frug der edle Herr, "Wer hat noch nichts erhalten"? und auf meine Meldung, gab er das übriggebliebene Obst den andern Schülern, mir aber einige Giftbeeren mit den Worten "Da, Isidor, friß und stirb"." (WG 81/4)

Nach diesen Vorkommnissen entschloß sich der Vater, Walter von der Schule zu nehmen. Die anderen Lehrer bedauerten dies, sie wagten es jedoch nicht, sich für Walter einzusetzen, sondern zuckten "machtlos mit der Achsel, zu sagen wagte man nichts – ja der Respekt vor der Uniform." (ebd.)

Walter wurde in eine Schule in der nahegelegenen Großstadt eingeschult und mußte nun außerhalb seines Elternhauses in einer Pension leben.

"Ich kam in eine Pension, selbstverständlich in eine – christliche." (WG 13/4)

Sie wurde geleitet

"... von zwei älteren hochachtbaren Damen. (...) Die Aufnahme geschah wohlmeinend, in der Absicht der Kirche das Kind zuzuführen." (WG 81/5)

Dieses Ansinnen nahm Walter den beiden Damen, Töchtern eines verstorbenen Pfarrers, jedoch nicht übel. Trotz der "Missionsidee" (ebd.), die sie hatten, empfand er Zuneigung für sie.

"Ich muß mit allergrößter Hochachtung und Liebe von diesen Damen und auch von diesen Kreisen sprechen, diese Kreise, die heute genau so unter dem Regiment des Nationalsozialismus zu leiden haben. Es waren Menschen mit Gefühl und Herz." (ebd.)

Dafür gab er dann auch ein Beispiel. Bedingt durch seinen Schulwechsel und durch die "vorher erlebten Dinge" (ebd.) hatten sich seine schulischen Leistungen sehr verschlechtert. Kurz vor Ostern wurde er in die Wohnung des Bruders der Pensionswirtinnen bestellt; dieser war Professor am Gymnasium. Der versuchte, ihn zu besseren Leistungen anzuspornen mit Bezugnahme auf seine Glaubensgenossen. "'Du bist nicht gut in der Schule, Du mußt besser werden. Nimm Dir Deine Glaubensgenossen zum Muster, die sich überall auszeichnen, sie müßen sich sonst Deiner schämen'." (ebd.) Diese Ermahnungen fruchteten, Walters Schulleistungen verbesserten sich wieder. Er machte seinen Schulabschluß und bekam eine Lehrstelle in einem großen Textilgeschäft, desses Chef katholisch war. Der Laden "galt als das feinste christliche Geschäft der Stadt". (ebd.)

Heidemarie Franke / Ilse Ernst

3. Die Kriegsgeneration

Die Autobiographen aus der "Kriegsgeneration" schildern ihre Kindheitserinnerungen von Anfang der Jahrhundertwende bis in die Weimarer Republik hinein. Hier sind nur die Erfahrungsberichte bis zum Ende des Kaiserreiches, d.h. bis 1918 aufgenommen. Lebenserfahrungen von drei jüdischen Emigrantinnen und sechs Emigranten werden wiedergegeben. Der überwiegende Teil wuchs in wohlhabenden Familien auf, während ein kleinerer Teil Existenzängste kennenlernte oder das Schicksal hatte, bei nahen Verwandten bzw. Fremden aufwachsen zu müssen.

Diese Generation verbrachte ihre frühe Jugend im Krieg. Anfangs werden Kriegshysterie und Hurra-Patriotismus als prägende Erlebnisse thematisiert. Wie schon im alten Preußen war das Kaiserreich in allen Lebensbereichen militarisiert. In den Kinderspielen spiegelte sich die preußisch-militärische Gesellschaft wider. Egon Zeitlin und Wolfgang Yourgrau lasen die zu Dutzenden erschienene Kriegsliteratur und Hilde Wenzel spielte Soldatenspiele im elterlichen Garten. Schöne Uniformen, Paraden, ein preußischer Geist hinterließen anhaltende Wirkung auf die Kinder und Jugendlichen. Die militärisch-patriotische Erziehung machte es der Bevölkerung leicht, Begeisterung für den ausbrechenden Krieg zu empfinden, denn dieser - da war man sicher – sollte nicht von langer Dauer sein. Ein unerschütterlicher Glaube an die bestehende Ordnung, an den Kaiser, der Autorität und Vorbild war, veranlaßte die Bevölkerung zu grenzenloser Hilfsbereitschaft und Opferwillen. Schüler verkauften Karten, warben für Kriegsanleihen, sammelten Altmetall ("Gold gab ich für Eisen"), hielten schriftlichen Kontakt zu den Soldaten und verschickten Päckchen an die Front. Viele kannten die Karten Europas durch die anfänglichen Siege und späteren Niederlagen. Schulfrei gab es bei jedem Sieg.

Das Jahr 1916/17 brachte die Wende des Krieges. Deutschland stand nunmehr im Zeichen materieller Not und des Hungers. Die Zivilbevölkerung erhielt Lebensmittelkarten, die zum Kauf von bestimmten Nahrungsmitteln berechtigten. Die Folge war, daß die rationierten Lebensmittel in Kanäle des Schwarzmarktes flossen und dadurch dem staatlichen Verteilungssystem entzogen wurden. Nach der Reduzierung der Brotrationen und der schlechten Kartoffelernte mußten sich die Deutschen hauptsächlich von Kohlrüben ernähren ("Steckrübenwinter"). Hilde Wenzel berichtete: "Wir hatten nur Kohlrüben, morgens, mittags, abends, als Brotaufstrich, als Mittagessen, als Kuchen, nur Kohlrüben." (HW 241/4). Viele der Kinder waren unterernährt, "Hamstern" und "Schlangestehen" waren "Volkssport" geworden. Der Kohlenmangel und die Einberufung vieler Lehrer führten dazu, daß der Schulbetrieb nur eingeschränkt weitergeführt wurde.

Mit den Versorgungsschwierigkeiten und den Kriegstoten, die in den Familien zu beklagen waren, verbanden sich in immer stärkerem Maße Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht. Die revolutionären Ereignisse in Rußland gaben den revolutionären Kräften in Deutschland Auftrieb. Hettie Shiller beschrieb die Chance für einen Neuanfang in ihrem Tagebuch: "Die republikanische Einstellung gewann immer mehr Anhänger: "Wenn nur mal Schluss wäre und Willy (Der Kaiser) weg käme!" (HS 210/9)

Mit der November-Revolution endete der Erste Weltkrieg, in dessen letztem Jahr etwa 8 Mio. von 16,7 Mio männlichen Deutschen zwischen 15 und 60 Jahren im Dienst der Streitkräfte standen. Es waren über zwei Millionen Gefallene zu beklagen (vgl. Ploetz 1984).

Weltbild und Lebensordnung waren mit dem Kriegsende infrage gestellt, denn der "allmächtige Bezugspunkt", der Kaiser, hatte abgedankt. Das politische Chaos besiegelte die wilhelminische Ära. Aber nicht nur die Schrecken des Krieges blieben den Biographen in lebhafter Erinnerung. Verstärkte Fremden- und vor allem Judenfeindlichkeit schlug ihnen entgegen. Während des Krieges nahm der Antisemitismus in der Bevölkerung und vor allem in der Armee zu. Die große Krise trat 1916 ein, als die Judenzählung veranlaßt und die jüdische Bevölkerung der "Drückebergerei" bezichtigt wurde. Der Antisemitismus ist von den Verfassern der Manuskripte unterschiedlich erlebt worden. Auch wenn die Autobiographen nicht unbedingt persönliche Angriffe oder Diskriminierungen erfuhren, wurden sie jedoch mit dem latent vorhandenen Antisemitismus konfrontiert. Die Konfrontation gegen die jüdischen Mitbürger äußerte sich während des Krieges durch nationalistische und rassistische Ideologien, die aber zu keiner Antwort des Judentums führten. "Man glaubte an den Burgfrieden und wollte ein Aufheizen der Atmosphäre verhindern." (Zimmermann 1997, S. 4) Die meisten Autobiographen machten deutlich, daß glückliche Kindheitserinnerungen abgelöst wurden durch häufige antisemitische Erlebnisse zu Beginn der Schulzeit und diese mit zunehmendem Alter stetig anstiegen.

Mit der Revolution und in der ersten unruhigen Zeit der Weimarer Republik verstärkte sich der Antisemitismus in der Gesellschaft. "Nach Kriegsende waren diejenigen, die sich nicht mit der Niederlage und Revolution abfinden konnten, nur allzu bereit, extremste antisemitische Slogans zu übernehmen." (Zimmermann 1997, S. 4)



W.M. Citron:

"Fuer uns war das alles Sport."

W.M. Citron wurde am 10. November 1905 in Berlin geboren und wuchs dort mit einem vier Jahre älteren Bruder auf. Seine "hier interessierenden Erinnerungen" (WMC 44/1) begannen mit dem Ersten Weltkrieg.

Citron, aus "gutem Hause" stammend, schilderte einen Ausflug Ende Juli 1914 zu seinen Verwandten, "die Parzellierungs-Geschaefte in der Umgebung von Berlin machten und in einem Landhaus in Hohenschoenhausen bei Berlin lebten." (ebd.) Auf der Rückfahrt saßen sein Bruder und er auf dem Bock des Pferdefuhrwerkes und bekamen dadurch "als Erste die Extra-Blaetter, die die Ermordung des oesterreichischen Thronfolgers anzeigten." (ebd.) Er erinnerte sich "ganz deutlich, dass die Meldung den Erwachsenen

sehr wenig bedeutete, jedenfalls weniger, als die Tatsache der ersten Extra-Blaetter Berliner Zeitungen." (ebd.)

Sein Vater meldete sich als Arzt kurz nach Ausbruch des Krieges freiwillig und kam im östlichen Kriegsschauplatz in Rußland zum Einsatz. Die ersten Auswirkungen des Krieges erlebte Citron in der Schule.

"Die juengeren Lehrer wurden eingezogen und durch aeltere weniger beliebte ersetzt. Vor jeder Unterrichtsstunde mussten wir im Schulhof fuenf Minuten Dauerlauf machen. Viele Jahre spaeter habe ich in deutschen Akten festgestellt, dass nach dem deutschen Vormarsch in Frankreich im Jahre 1914 die Heeresleitung berichtet hatte, dass der militaerische Nachwuchs nicht genug laufen koenne und dass die Schulbehoerden veranlasst wurden, diese Uebung einzufuehren." (ebd.)

Im Jahre 1915 veränderte sich das Leben der Kinder spürbar.

"In der Schule wurde nur noch vom Kriege geredet. Im Unterricht und in den Pausen. Ich selbst war noch zu jung, aber mein Bruder z.B. bekam eine Uniform und musste in die Jugendkompanie eintreten fuer eine militaerische Vorbereitung fuer den Kriegsdienst fuer Schueler darstellte. Die zunehmende Lebensmittel- und Materialknappheit beherrschte unser Leben." (ebd.)

Die Schüler wurden zu unterstützenden Aktionen herangezogen. Für das Sammeln von Altmaterialien erhielten die Schüler Belobigungen und Vergünstigungen im Unterricht.

"Besonders die Ablieferung von Gold und Metallen wurde ein Sport fuer uns. Die Schulen machten untereinander Konkurrenz, welche am meisten abgeliefert hatte. Der Siegespreis war ein Tag 'Schulfrei'. Mit unserer Mutter hatten wir lange Diskussionen, bis wir durchsetzten, dass wir schoene, kupferne und zinnene Tafelgeraete abliefern durften. Man bekam dafuer die Stunden, die man bei der Ablieferungsstelle warten musste 'schulfrei'. Die Ablieferungsstelle war zu unserer groessten Freude in der Waitzstrasse, 30 Minuten von unserer Wohnung. Und vor der Ablieferungsstelle standen hunderte von Schuljungen wie wir mit allen moeglichen Hausrat aus Metall. Die Ablieferungsprozedur war typisch preussisch, sehr bureaukratisch. Die Gegenstaende wurden gewogen, nachdem vorher geprueft worden war, ob sie tatsaechlich aus einem der gewuenschten Metalle bestanden, und nicht etwa aus Aluminium, was veraechtlich zurueckgewiesen wurde. Dann wurde ganz genau ausgerechnet, wieviele

Pfennige man dafuer bekam, und wenn es den Wert von Mark 5.00 erreichte (gekostet hatten diese Sachen natuerlich ein Vielfaches), bekam man einen eisernen Ring, oder eine Plakette, da stand drauf 'Gold gab ich fuer Eisen'." (WMC 44/2)

Citron hob hervor, daß er diesen Ring vor seiner Emigration in Deutschland ließ.

Die einsetzende Lebensmittelknappheit motivierte die Schüler zu einem weiteren "Sport",

"... dem sogenannten Hamstern d.h. dem Auftreiben der Lebensmittel ausser der Ration (...). Ich besinne mich tagelange Ausfluege gemacht zu haben, um ein paar Pfund Kartoffeln nachhause zu bringen." (WMC 44/3)

Citron stellte fest, daß der Krieg in dieser Hinsicht alle Klassenunterschiede aufhob.

"Leute mit denen wir nie etwas zu tun hatten, Gegenden, in die wir Kinder aus dem 'feinen Westen' der Stadt niemals kamen, damals wussten wir nicht warum, waren uns erschlossen. Denn Lebensmittel damals zu bekommen, war keine Geldfrage, sondern eine Frage von Beziehungen. Und die Beziehungen, die wir hatten waren wertlos, weil man Lebensmittel nur bekommen konnte durch Leute, die irgend eine Moeglichkeit hatten sie sich auf dem Lande zu beschaffen. Mein Bruder z. B. war wie alle seine Klassenkameraden am 'dicksten' befreundet mit einem recht unbedeutenden Knaben, weil der Vater eines der groessten Kolonialwarengeschaefte im Berliner Westen hatte, und man so erfuhr, welche Lebensmittel man auf 'Karten' durch das sehr komplizierte Rationierungssystem bekommen konnte, und wohl auch mal etwas extra bekam. Ich entsinne mich, dass wir Schwarzbrotstullen mit Pflaumenmus in die Schule bekamen, und dass ich seitdem kein Pflaumenmus mehr sehen kann." (ebd.)

In besonderer Erinnerung sind Citron die Eisenbahnfahrten zum Landhaus der Familie im Riesengebirge geblieben, da es reine Irrfahrten waren.

"Die Zuege waren so voll, dass man gar nicht hereinkam. Auf einer solchen Fahrt mussten wir durch die Fenster in den Zug steigen, weil die Gaenge der durchgehenden Zuege von Menschen verstopft und die Tueren verstellt waren. Die Fahrt, die normal 6 Stunden dauerte, nahm 36 Stunden. Der Zug war ungeheizt und unbeleuchtet, mein

Bruder und ich lasen nachts bei einer Kerze Kurtius "Jobsiade"." (ebd.)

Das Schulleben verlor seine Regelmäßigkeit mehr und mehr. Wegen der Kohlenknappheit wurden die Winterferien verlängert, Citrons Schule wurde sogar wegen der mangelnden Heizmöglichkeit geschlossen; die Schüler wurden in einer anderen Schule mitbeschult. Der Mangel an Heizmitteln hatte für Citron noch etwas Gutes: Seine Nachhilfestunden bei seiner Lehrerin, die eine "sehr feine preussische Offizierswitwe" (WMC 44/2) war, fielen aus.

"Das Zimmer, indem der Unterricht stattfand, war so geheizt, wie man damals heizen konnte. Die riesenhaften, buergerlichen Wohnungen von 8 bis 12 Zimmern mit Korridor bis zu 30 metern konnte man nicht heizen. Zu meiner groessten Freude weigerte sich die Dame mich weiter zu unterrichten "weil man in dem Zimmer seinen Atem saehe"." (WMC 44/2/3)

In der nun viel vorhandenen freien Zeit mußten die Schüler für Kriegsanleihen werben. Auch diese verordnete Maßnahme verbuchte Citron unter der Rubrik Wettkampf.

"Fuer uns war das alles Sport. Wir bekamen Belobigungen, konnten schlechte Leistungen durch solche Leistungen gutmachen." (WMC 44/4)

Wenn damals die Abschlüsse mit Stolz abgeführt wurden, so bedauerte er im Nachhinein diese Aktivitäten.

"Ich selbst habe leider sehr viel Kriegsanleihen geworben." (ebd.)

Doch nicht jeder war für die Kriegsfinanzierung zu gewinnen, solch ein Fall ist in Erinnerung geblieben:

"Ein Verwandter von mir war einer der groessten Bankiers Deutschlands und hat sich natuerlich sehr amuesiert, wie ich 10jaehriger ihm vorschlug doch bei mir 20 Mark Kriegsanleihe zu zeichnen. Er hat mich Jungen damals schwer beleidigt und sein Ansehen bei mir spaeter sehr erhoeht durch die Form der Ablehnung dieses Geschaeft zu machen, worin er gezeigt hat, dass er klueger war als 75 % der Deutschen. Er hat mir gesagt: "Hier schenke ich Dir fuenf Mark. Das ist mir lieber als 20 zu verlieren." Weitere Erklaerungen hatte er mir damals nicht gegeben." (ebd.)

Aus der Fülle der Ereignisse, die er als Kind in dieser Zeit erlebte, stellt er eine "markante Erinnerung" heraus.

"Die Schule, die ich besuchte lag unmittelbar neben der Eisenbahn, es war die 'Kaiser-Friedrich Schule' in Berlin Charlottenburg. Man konnte vom Schulhof aus den naheliegenden Bahnhof Savignyplatz der Berliner Stadtbahn beobachten. Dieser Bahnhof war dem Stadtverkehr ausschliesslich gewidmet. Die Fernzuege passierten ihn hielten aber nicht. Eines Tages wurden wir auf dem Hof unserer Schule mitten aus dem Unterricht zusammengerufen und der Direktor hielt folgende Ansprache: 'In 10 Minuten wird hier der Balkanzug vorbeifahren. Es ist dies seine erste Fahrt und ein historisches Ereignis, das niemand von Euch vergessen soll. Er faehrt von Eurem Haus Berlin Charlottenburg bis nach Konstantinopel ausschliesslich durch deutsches Gebiet, durch Gebiet der deutschen Bundesgenossen, oder durch Gebiete, die die glorreiche deutsche Waffe erobert hat. Wenn wir diesen Zug vorbeifahren sehen, ehren wir unsere Helden, die dieses Wunder ermoeglicht haben durch ein dreifaches hurra, hurra, hurra.' Wir haben geschrien bis wir blau wurden. Besonders geehrt bei dieser Feier wurden zwei tuerkische Mitschueler als 'Weltkriegsverbuendete', wovon der eine in meiner Klasse war. Sie zeichneten sich durch unaussprechliche Intelligenz aus, und wir verkehrten gerne mit ihnen, weil sie elfenbeinerne Stoecke auf der Nase balancieren konnten und weil sie Samud Bay hiessen, was unseren romantischen Gefuehlen die Indianer ersetzen musste, die keine Bundesgenossen waren." (WMC 44/4/5)

Citron konnte sich bis 1918 nicht erinnern, daß jemals in Gesprächen, die er in dem großen Bekanntenkreis der Familie mitverfolgen konnte und die sich oftmals um den Krieg und seine Auswirkungen rankten, von einer militärischen Niederlage der Deutschen die Rede gewesen wäre, nicht einmal "... auch nur die leiseste Vermutung gehoert zu haben, dass irgend eine Moeglichkeit besteht, dass Deutschland diesen Krieg nicht gewinnen koennte." (WMC 44/2) Im Jahr 1918 veränderte sich die Stimmung zur Überraschung vieler, vor allem der gutbürgerlichen Kreise. Für sie kam die Revolution unerwartet. Citron gab eine Erklärung dafür:

"Berlin ist eine Stadt in der der sogenannte Westen eine besondere Rolle spielt. In dieser Gegend der Stadt kann man tatsaechlich leben, ohne je in die Proletariergegenden Berlins zu kommen. Es ist in meinem Elternhaus von diesen Dingen nie gesprochen worden. Aber wie einem deutschen Arbeiter zumute war, war uns und unseren Eltern unbekannt. In diesem Zusammenhang erklaere ich nun die Tatsache, dass der Ausbruch der deutschen Revolution uns so ueberrascht hat." (WMC 44/5)

An den 10. November 1918, den Tag nach Revolutionsbeginn, erinnerte sich W.M. Citron noch sehr deutlich, denn er wurde dreizehn Jahre alt. Doch es war keine Feiertagsatmosphäre. Sein Vater war aus dem Krieg zurückgekehrt.

"Ich bekam zum Geburtstag u.a. zwei kleine Schiffchen aus Metall, die im Wasser schwimmen konnten. Und nach langen Debatten wegen der Wasserknappheit die Erlaubnis sie in der Badewanne auszuprobieren. Die Stimmung war sehr gedrueckt. Ich entsinne mich, dass unsere Lehrer in der Schule in diesen Tagen wortkarg und ungewoehnlich waren." (ebd.)

Das Ende des Krieges setzte bei Citron eine Zäsur, die sich bei ihm in einer Erinnerungslücke manifestierte.

"In dieser Zeit bricht meine Erinnerung fuer eine Weile ab, und moechte sie hier nicht durch nichterlebte Dinge ersetzen." (ebd.)

Citron hat in diesem Teil seiner Erinnerungen weder Bezug genommen auf sein "Judesein", noch Erfahrungen mit Antisemitismus geschildert. Dieser Bereich war für ihn kein Thema, das ihn in seiner Kindheit im Kaiserreich beschäftigt hätte. Das änderte sich jedoch nach dem verlorenen Krieg.

"Mit dem Jahre 1919 veraenderte sich unser Schul- und Privatleben voellig. (ebd.) ...

In dieser Zeit faellt auch der erste Zusammenstoss mit dem Antisemitismus fuer mich." (WMC 44/7)

Hilde Wenzel:

"Wir haben ja nichts wie Krieg, Krieg, Inflation, Revolution erlebt'."

Hilde Wenzel wurde 1906 in der Großstadt Berlin mit ca. 4 Millionen Einwohnern als Kind gut situierter und angesehener Eltern geboren.

"Mein Vater war später ein sehr bekannter Strafverteidiger. (Gräfin Kwilecki, Fürst Eulenburg usw.)." (HW 241/0)

Der Vater stammte aus einfachen Verhältnissen.

"Die Grosseltern hatten ein kleines Geschäft in einem Städtchen der Neumark, sie mussten sich sehr plagen, von ihren vier Söhnen, studierten drei Jura. Der Grossvater hatte einen stark ausgeprägten Rechtssinn, die Grossmutter war eine rührend bescheidene Frau." (ebd.)

Die Mutter kam aus reicherem Haus. Sie war ebenfalls in einer kleinen märkischen Stadt geboren, jedoch in Berlin aufgewachsen.

"Sie stammte im Gegensatz zu meinem Vater aus einer sehr gut bürgerlichen und schon lange recht wohlhabenden Familie. Die Vorfahren waren zum grössten Teil angesehene Kaufleute. Aber auch viel Gelehrte, Universitätsprofessoren usw. Ihre Familie war seit dem dreissigjährigen Krieg beinahe in der Mark ansässig, was sich aus Aufzeichnungen meines Urgrossvaters entnehmen liess. Einer ihrer und meiner Vorfahren, war einer der Schutzjuden, die wieder Ende des 17. Jahrhunderts in die Mark zurückkehren durften. Mein Grossvater, der verhältnismässig jung starb, war ein sehr beliebter, warmherziger Mann, die Grossmutter mehr unausgeglichen." (ebd.)

Die Mutter, eine ausgesprochen heitere Natur, hatte Freude am Theater und Tanz, das veränderte sich durch den gesellschaftlichen Umbruch.

"Später trat das jedoch durch die Ungunst der Zeiten mehr und mehr zurück. Sie ging auf in ihrem grossen Haushalt und in der Sorge um ihre vier Kinder." (ebd.)

Hilde Wenzel war das jüngste Kind. Der Bruder und zwei Schwestern waren sehr viel älter als sie. Durch den Beruf des Vaters, der wenig Zeit für die Kinder hatte, kamen "sehr verschiedene und interessante Menschen in unser Haus, jedenfalls bis zum Anfang des Krieges, später zerfiel ja diese Art von grosser Geselligkeit vollkommen und noch später auch aus anderen Gründen." (ebd.) Hilde Wenzel lebte mit ihrer Familie am Rande Berlins in einer geräumigen Villa mit Garten.

"Meine Eltern waren vor dem Krieg wohl mehr als wohlhabend. Wir Kinder wurden gottlob sehr einfach erzogen und merkten abgesehen von unserem schönen Haus und Garten wenig davon. Ich bin meinen Eltern noch heute und heute doppelt dankbar dafür." (ebd.)

Als jüngstes Kind war sie häufig sich selbst überlassen und spielte in dem schönen alten Garten und in Nachbargärten. Die frühe Kindheit erschien Hilde Wenzel im Rückblick unwirklich und märchenhaft, denn die nachfolgenden Ereignisse haben diese Zeit überschattet:

"Wenn ich heute in meinem dritten Lebensjahrzehnt nach meinem Leben gefragt werde, so antworte ich immer: "Wir haben ja nichts wie Krieg, Krieg, Inflation, Revolution erlebt und doch erinnere ich mich noch gut an meine Kleinkinderjahre vor 1914 ohne 'Weltgeschehen', die mir jetzt allerdings wie ein Märchen, wie etwas ganz unwirkliches erscheinen, das sich in grauer Vorzeit abspielte." (HW 241/1)

Bei Hilde Wenzel zeigte sich der Beginn des Ersten Weltkrieges als ein tiefer Einschnitt.

"Wohl niemand hat vor seinem 6. Lebensjahr ein fortlaufendes Erinnerungsvermögen und doch weiss ich, dass nur bis zu meinem 6. bezw. 8. Lebensjahr meine Kindheit eine ganz ungetrübte war, weil dann die Ereignisse, die sich ausserhalb meiner Kinderstube abspielten auch vor meinem Kleinkinderleben nicht Halt machten." (ebd.)

Das erste Mal wurde sie 1912/13 im Zusammenhang mit den Balkankriegen mit dem "Weltgeschehen" konfrontiert:

"Dann kam der Balkankrieg, meine älteste Schwester steckte mich mit ihrer Begeisterung für die Türken an und da mein Bruder für die Bulgarn war, so entbrannte bald ein heftiger Kleinkrieg, und ich sehe mich heute noch weinend auf der Treppe sitzen als Adrianopel gefallen war. Ich hatte gerad' schreiben gelernt, und so finde ich jetzt in einem alten Heft mit ungelenken ersten Schulbuchstaben die folgenden schönen Verse:

,O Du mein Östreich wie liebe ich Dich, In meinem Herzen trage ich Dich Und helfe den Türken mal eins, zwei, drei, Sonst bist Du mein Freund nicht mehr Und tu mir den Gefallen!'" (ebd.)

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, verstand sie die Bedeutung noch nicht:

"Im Juli 1914 wurde unser Haus umgebaut, und meine Mutter fuhr mit mir in eine kleine Stadt zu einer Grosstante. Am Tage des Kriegsausbruchs kam sie blass an und packte unsere Koffer. "Wir müssen heim" sagte sie. Ich verstand das nicht ganz. Als wir heimkamen fragte ich meinen grossen Bruder: 'Für wen bist Du jetzt für die Deutschen oder die Franzosen?' 'Für die Deutschen' sagte er 'natürlich', und sah mich dabei verächtlich an." (ebd.)

Zunächst war die Familie Wenzel durch den Krieg nicht persönlich betroffen, denn der Bruder war zu jung, um eingezogen zu werden, und der Vater war über das wehrpflichtige Alter hinaus. Trotzdem erlebte Hilde Wenzel die Veränderung des Lebens durch den Krieg unmittelbar mit. Zu ihrem Kinderleben gehörte der Übungsplatz der Kaserne, der an den Garten stieß. Hilde Wenzel wollte mit der folgenden Schilderung zeigen, "wie eng wir mit unseren Soldaten verbunden waren, wie militaristisch unsere Einstellung und Erziehung war." (HW 241/2)

"Wir Kinder standen tagelang an unserem Hinterpförtchen, sahen ihren Übungen und ihren Spielen zu und waren sehr stolz, wenn ab und an einer der Offiziere zu uns herankam und mit uns scherzte. Wir kannten sie alle bei Namen, die Offiziere, die Unteroffiziere, die Feldwebel. Es waren eben ,unsere Soldaten', oft marschierten wir mit und unsere Weihnachtswünsche waren entweder eine Uniform, eine Trommel, ein Säbel. Ich bekam einmal eine wunderschöne Husarenuniform mit Sporen und war dann sehr stolz als mich einer der Offiziere fragte, ob ich vom Amazonenkorps sei. Wenn auch am Rande der Grosstadt, so lebten wir auf diese Weise doch wie in einer kleinen Garnison, und wenn die Soldaten mit klingendem Spiel durch unsere stillen Strassen zogen, so stritten wir uns jedesmal darum, ob nun vor unserem Hause auch die "grosse Musik' einsetzen würde und meistens taten sie uns Kindern den Gefallen. Der Hauptmann ritt mit seiner Frau (!) an der Spitze seiner Kompagnie, und wir behaupteten, dass sein Pferd einen genau so schiefen Kopf hätte wie er.

Unsere Spiele waren natürlich auch hauptsächlich Soldatenspiele, ich war immer abwechselnd, Leutnant, Hauptmann und evtl. noch Fregattenkapitän. Wollten die Soldaten uns eine besondere Freude machen, so kommandierten sie 'zum Sturm auf die rote Villa', die man über den Gartenzaun hinweg sehen konnte, da sie auf einer kleinen Anhöhe stand. Sahen wir einmal einen unserer militärischen Freunde längere Zeit hindurch nicht, so erkundigten wir uns, ob er krank sei. Der ganze Ton auch wohl innerhalb des Regiments war ein erfreulicher." (HW 241/1/2)

Mit dem Ausbruch des Krieges veränderte sich das alles:

"Nun im August 1914 änderte sich das Bild. Mit klingendem Spiel und Blumensträussen zogen die Soldaten ins Feld, es kam zwar Nachwuchs in die Kaserne, aber es war nicht mehr die alte, unbeschwerte Kameradschaft wie früher, sie waren uns fremder, ihre Spiele waren nicht mehr so fröhlich, ihre Mienen weniger heiter, wir Kinder spürten das deutlich." (HW 241/2)

Trotzdem, die ersten Kriegsjahre waren von Enthusiasmus und Jubelfeiern geprägt:

"Und nun begann das grosse 'Siegen' mit Schulfeiern und Heraushängen der schwarz-weiss-roten Fahne. Tannenberg, Lüttich, Namur, die Begeisterung war ungeheuer, die Zusammengehörigkeit ganz gross." (ebd.)

Doch Hilde machte sich schon im Alter von neun Jahren Gedanken über den Sinn kriegerischer Auseinandersetzungen. Schon früh empfand sie das Unrecht des Krieges, ausgelöst durch einen Gedichttext:

"Und doch, ich erinnere mich, ich mag so neun Jahre alt gewesen sein, anfangs 1915, wir lernten u.a. ein Gedicht in der Schule auswendig, ich habe es nicht vergessen und werde es nie vergessen, dessen eine Strophe lautete:

,Eines steht gross in den Himmel gebrannt, Alles darf untergeh'n, Deutschland, unser Kinder- und Vaterland Deutschland muss bestehn.'

Deutschland muss bestehn, gut, aber warum darf alles untergehn? Gibt es nicht woanders auch Eltern, die ihre Kinder lieb haben? Ich habe mich immer darum herumgewunden dieses Gedicht aufsagen zu müssen, da war etwas womit ich nicht fertig wurde, etwas, was ich als unberechtigt empfand, der erste recht ernsthafte Konflikt zwischen meiner grossen Liebe zum Vaterland und meinem schon stark ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl. Da stimmte etwas nicht. Und dann eines Tages erfuhren wir, dass ein grosser Teil unserer Soldaten mit ihrem Hauptmann nicht wiederkommen würde, dass dort in einer benachbarten Strasse eine Frau mit drei kleinen Kindern sass, die keinen Vater mehr hatten. Das war die erste Wunde, die der Krieg schlug, die erste." (ebd.)

Es blieb nicht die einzige Wunde:

"Meine Mutter trat an einem Herbstabend ins Kinderzimmer und fragte uns, ob wir auf unsere Weihnachtsgeschenke verzichten wollten, es gäbe so viele Soldaten, die niemanden hätten und nichts bekämen, wenn wir denen etwas schicken wollten, aber für uns gäbe es nichts nur ein paar Pfefferkuchen." (ebd.)

Die Kinder ließen sich natürlich auf diesen Vorschlag ein und packten eifrig ihre Päckehen.

"Am ersten Kriegsweihnachten brannte der Baum mit seinen Lichten wie immer, aber auf meinem Gabentisch lag ausser Süßigkeiten nur ein Paar Handschuh und ein Märchenbuch. Ich hatte es gewusst, aber ich war doch enttäuscht, ich war acht Jahre alt." (ebd.)

Im März des folgenden Jahres erhielt sie den Brief eines Soldaten:

"'Liebes kleines 9.3.1915 Fräulein!

Teile Ihnen mit, dass ich das Paketchen erhalten habe und spreche Ihnen meinen besten Dank dafür aus. Wir haben jetzt eine bessere Stellung wie vor Weihnachten, liegen weiter vom Feinde entfernt. Bis jetzt haben mich die niedlichen kleinen Dinger noch verschont, sonst geht es mir noch gut. Mit vielen Grüssen P.R.'

Es war ein Junge von 22 Jahren, ich antwortete, er auch, so ging es noch ein paarmal. Dann kam eine Pause. Merkwürdig als ob es heute war, höre ich den Postboten läuten, ich sehe mich durch unser weitläufiges Entrée gehen, einen Brief aus dem Kasten nehmen, einen Brief an mich, mit einem Namen als Absender, der mir bekannt war, eingeworfen in einer kleinen Stadt im Rheinland, und einem anderen Vornamen. In mir stieg eine Angst auf, ich lief zu meiner Mutter, die an ihrem Nähtisch im Esszimmer sass: ,Mutti' sagte ich, nein, ich schrie es fast: "Mutti lies Du, ich hab' so Angst.' Meine Mutter nahm den Brief, las ihn: "Ja sagte sie dann, weine nicht, er ist tot.' Ich weinte wie wohl noch nie in meinem Leben, zum ersten Mal war ich mit dem Tod in Berührung gekommen, zum ersten Mal verstand ich, was es hiess tot zu sein, zum ersten Mal weinte ich um einen Toten und empfand, dass dieser Tod eines jungen zwanzigjährigen Menschen etwas sinnloses sei. Ich war neun Jahre alt, ich werde noch daran denken, wenn ich alt werden sollte. Der Brief aber, den sie mir

dann vorlas, ist eines der ergreifendsten und schönsten Dokumente, die ich je gelesen habe. Er mag hier folgen." (HW 241/3)

Hilde Wenzel gab in ihrem Manuskript den ganzen Brief wieder, in dem die Mutter vom Leben und vom Tod ihres Sohnes, von ihrem Schmerz und ihrem Glauben schrieb und in dem sie dem Kind und seinen Eltern für die Pakete an ihren Sohn dankte:

"Er hat uns jedesmal darüber berichtet. Ich will nun schliessen und Euch alle vielmals grüssen. Ich lege Dir ein Bild bei und zeige Dir unseren 1. Sohn. Jetzt kannst Du 1. Kind Deine Liebesgaben einem anderen braven Menschen senden. Der 1. Gott wird Euch alles vergelten......" (HW 241/4)

Hilde Wenzel schrieb auch an andere Soldaten:

"... an acht schrieb ich, aber von diesen acht kam nur einer zurück, ein einziger und auch dieser anscheinend nicht unversehrt wie sich aus einem späteren Brief entnehmen liess. Junge Leute und Familienväter. Um keinen habe ich mehr so getrauert wie um Peter, es war etwas entzwei gegangen in mir. So etwas konnte geschehen und die Welt lief weiter wie bisher." (ebd.)

Der Krieg zeigte seine Auswirkungen nun auch zunehmend mehr im Alltag, in der Schule, die wegen Kohlenmangel ausfiel, und in der eigenen Familie.

"Die Siegesfeiern wurden kleiner, der Hunger wurde grösser. Mein Vater, der anfangs nichts geschmuggeltes im Haus duldete, übersah es als meine Mutter ihn fragte: "Ja willst Du denn, dass die Kinder hungern?" (....) Meine Mutter war den ganzen Tag unterwegs, um Nahrung für ihre grosse Familie zusammen zu kriegen. Sie lud die Fischfrau zu irgend einem undefinierbaren Schnaps in unserem Garten ein, damit sie einmal einen Fischschwanz bekäme, sie schenkte dem Sohn der Gemüsefrau einen Klassiker zur Einsegnung für einen Sack Kartoffeln, sie wusste es jedenfalls sich mit all' diesen Leuten denen man auf Gnade oder vielmehr Ungnade ausgeliefert war, gut zu stellen." (ebd.)

Doch die Zeit wurde immer schlechter, zeitweise gab es nicht einmal mehr trockenes Brot zu essen.

"Mein Vater war ein reicher Mann, aber das Geld konnte man nicht essen. Wir hatten nur Kohlrüben, morgens, mittags, abends, als Brotaufstrich, als Mittagessen, als Kuchen, nur Kohlrüben. Da wir unterernährt waren, begannen wir zu frieren. Gute Wollsachen gab es nicht mehr." (ebd.)

Die Soldaten schrieben ihr 1918 aus dem Feld: "Doch der Krieg dauert zu lange....", (ebd.) und auch die Siegesmeldungen wurden weniger. Hildes Bruder wurde noch eingezogen.

"Auch mein Bruder war inzwischen 18 Jahre und rückte ein, ein Kind noch, klein, schwach, ich besuchte ihn in der kleinen Garnisonstadt in der er ausgebildet wurde. Seine Unteroffiziere waren einer meiner Lehrer und unser Geldbriefträger. Das Trinkgeld, das letzterer immer erhalten hatte, war eine gute Kapitalsanlage, mein Bruder hatte es gut. So wirbelte die Zeit die Menschen durcheinander. Seine Wirtin schmuggelte ein Schwein für uns, es wurde beschlagnahmt, wir waren das Geld los und hatten nichts.—" (ebd.)

Der Krieg hatte den Kindern die Kindheit genommen.

"Gewiss spielten wir auch in den Jahren von 1914-18, gewiss machten wir auch unsere Schulaufgaben, aber ich war nicht mehr das fröhliche, unbeschwerte Kind von Einst, wir waren überhaupt keine Kinder mehr. Wir strickten Soldatenstrümpfe, standen nach Lebensmitteln an, froren, hungerten und um uns herum fielen die Kameraden meiner älteren Schwester, die älteren Freunde meines Bruders, Bekannte, Verwandte wurden vermisst, waren schwer verwundet, tot. Fast kein Tag ohne eine solche Nachricht." (HW 241/5)

Dann kam die Nachricht: "Russland hat Frieden geschlossen. Es war gerad' der Geburtstag meines Bruders. Nun wird es bald Frieden geben, endlich.- -" (ebd.) Noch vor Kriegsende wurde Hilde Wenzel mit einem Kindertransport in die Schweiz geschickt.

"Im Herbst 1918 war ich fast dreizehn Jahre und wog 56 (!) Pfund. Ich wurde mit einem Kindertransport in die Schweiz geschickt. Sechs Wochen sollten wir bleiben. Aber inzwischen kam der 9. November 1918, aus den sechs Wochen wurden über zwei Monate. Wir wussten nicht mehr wie eine Tafel Schokolade, wie ein Stück Käse aussah, ja wir hatten noch eine düstere Vorstellung, aber das war sehr lange her. Anfangs vertrug mein Magen diese guten Sachen nicht, aber dann nahm ich zu. In dem kleinen Gebirgsort, waren verschiedene, deutsche Offiziere interniert, sie holten uns vom Bahnhof ab und hatten eine

grosse Tafel gedeckt mit zwei Tafeln Schokolade für jedes Kind." (ebd.)

Vieles, was Hilde Wenzel nun beobachtete, konnte sie nicht verstehen. Die Bevölkerung jubelte italienischen Soldaten zu, die durch den Ort fuhren.

"Italiener dachte ich, das sind doch Feinde, das sind doch Verräter, wie kann man ihnen zujubeln. Da war wieder etwas, das ich nicht verstand. Und noch weniger als ich hörte, der Kaiser sei fort. Als wir dann endlich heimkonnten, kamen wir in ein anderes Deutschland, in ein verändertes Deutschland zurück. Mit uns fuhren die Soldaten, die von der Front zurückkamen, wir fuhren viele Stunden und Tage. Im Abteil sass ein Soldat: "Der Kaiser, der Schuft.......... So spricht er über den Kaiser, dachte ich. Aber das ist doch unmöglich. Ich sah mir den Soldaten an, er sah müde und schmutzig aus, elend und verhungert, aber nicht schlecht. Nach tagelanger Fahrt zog ich an einem Tage im Morgengrauen an der Glocke unseres Hauses. Meine Mutter schaute heraus, sie schrie vor Freude, und dann steckte sie mich in die Badewanne. Ich packte die Würste aus meinem Rucksack, die ich ihr mitgebracht hatte. (...) Als ich frischgewaschen und ausgeschlafen ins Esszimmer hinunterkam, stand mein Vater am Fenster. ,Vati' sagte ich, ,Nicht wahr, Du bist doch noch für den Kaiser?' ,Für den Kaiser?, er ist doch fortgelaufen, hat alles im Stich gelassen.' Das erfasste ich damals noch nicht, auch nicht den verlorenen Krieg, aber mein Vater (der übrigens in Zeitungen abgebildet war als sein Doppelgänger, merkwürdiges Spiel der Natur) war nicht mehr für den Kaiser. Das war unmöglich. Etwas schreckliches musste geschehen sein. Es war ja geschehen.—" (ebd.)

Hilde Wenzel hörte jetzt, daß ihr Bruder aus Belgien zurückgekommen und wieder bei seinem Regiment war; der Waffenstillstand war geschlossen worden, noch ehe er im Kampf eingesetzt worden war.

"Ich ging wieder zur Schule, die Lehrer waren zurück bis auf die, die nicht mehr kamen. Wir hatten den Krieg verloren, wir hatten Kriegsanleihe gezeichnet, ich hatte meinen Eltern die Kupferkessel und die letzten Goldstücke weggeschleppt, wir hatten gehungert, und die magere und schlechte Schulspeisung hinunter gewürgt, von unseren Soldaten kam kaum einer zurück, und wir hatten den Krieg verloren.

Aber langsam vollzog sich auch in meinem Denken eine Wandlung. Wenn ein Mann wie mein Vater nicht mehr für den Kaiser war, dann konnte ich es auch nicht mehr sein. Und ich begann nachzudenken, denn nun war ich gross genug dazu." (ebd.)

Egon Zeitlin:

"Ich pfiff die 'Wacht am Rhein' vor mich hin und fühlte mich als Deutscher."

Egon Zeitlin wurde am 3. März 1901 in Leipzig geboren. Er war der Älteste von sechs Kindern. Die Familie seines Vaters stammte aus Großrußland. Sein Urgroßvater war dort ein sehr wohlhabender Großkaufmann gewesen, der in Regierungsdiensten tätig war und "ihm, dem Juden, sogar den persönlichen Adel eingetragen" (EZ 252/5) hatte. Sein einziger Sohn, Egons Großvater also, Erbe eines beträchtlichen Vermögens, war 1868 nach Memel gezogen und "hatte damit die Brücke nach dem Westen geschlagen". (ebd.) In Memel verlebte Egons Vater seine Kindheit; er war der vierte Sohn unter acht Geschwistern. Um 1885 zog die Familie nach Dresden, und in dieser Stadt besuchte Egons Vater ein Gymnasium. Das Milieu des großväterlichen Hauses beschrieb Egon Zeitlin folgendermaßen:

"Es war das Elternhaus, wie es für weite deutschjüdische Familien im letzten Drittel des vorigen und vielleicht noch des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts typisch gewesen sein mag: Bürgerliche Wohlhabenheit, kaum berührt von den wirtschaftlichen und politischen Wandlungen der Zeit, stark jüdisch-religiös gefärbt. Dabei war die Erziehung, die sich fast gänzlich ausserhalb des Elternhauses vollzog, eine vollkommen deutsche. Die Versuche des Grossvaters, seine Kinder in der jüdischen Tradition zu erziehen, schlugen bei allen fehl." (EZ 252/5/6)

Egons Vater war der erste Akademiker in seiner Familie. Er hatte Jura bis zur Abschlußprüfung studiert, doch hatte er keine Ambitionen, den Beruf des Anwalts auszuüben. Aufgrund seines Vermögens konnte er sich seinen Liebhabereien, dem Studium der Geisteswissenschaften – vor allem der Philosophie – hingeben.

"Da er sich leisten konnte, auf einen Erwerb zu verzichten, da der auf ihn entfallende Teil des väterlichen Erbvermögens zu einem bescheidenen Rentnerdasein ausreichte, hatte er keinen Brotberuf und ging seinen Studien nach. Dabei verfolgte er kein bestimmtes Ziel, sondern

nahm receptiv in sich auf, was sich in Antike und Moderne an schönen und richtigen Gedanken fand." (EZ 252/6)

Der Vater vertrat liberale Ideen, die sich auch in der Erziehung der Kinder zeigten.

"Er war auch insofern ein Mensch seiner Zeit, als er den Liberalismus und die Toleranz in sich verkörperte. Er liess jegliche Meinung gelten, wenn sie begründet vorgetragen wurde, er sah auch bereits in meiner Kindheit, also, lange bevor derartige Gedanken sich stärker durchsetzten, im Kinde ein Eigenwesen, das man sich entwickeln lassen muss, ohne ihm allzuviel Schranken zu setzen, die sich aus den Anschauungen der Eltern ergeben." (EZ 252/6/7)

Dem religiösen Judentum gegenüber war er indifferent.

"Ueber das Judentum war er in gewissem Sinne bereits hinausgewachsen. Das galt nicht nur im Hinblick auf die religiösen Riten, sondern aufgrund seiner fundierten Bildung war mein Vater ein Pantheist, der in vielen Weltäusserungen die Hand eines unerforschlichen göttlichen Wesens erblickte, das sich mit den Augen <u>einer</u> Religion nicht mehr begreifen liess." (EZ 252/7)

Doch neben dem Charakteristikum des Fortschritts zeigte sich beim Vater auch das Element der Tradition.

"Mein Vater war seinem Wesen nach ein konservativer Mensch. Zwar nicht in seinen Anschauungen, in denen er mit seiner Zeit Schritt hielt oder ihr sogar voraus war, wohl aber in einem ausserordentlich stark entwickelten Gefühl für Autorität und Ordnung im Bereiche des bürgerlichen Lebens. Das Preussentum in seiner Erziehung hatte bei ihm starke Spuren hinterlassen, vor allem wohl seine aktive Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger. An sich dem Zeitgetriebe abhold, auf das er vom Turme seiner philosophischen Weisheit herabgeblickt haben mag, vertraute er in allen Dingen der Praxis der Behörde, und war insofern ein guter Untertan der wilhelminischen Aera." (EZ 252/7)

Auch bei der Mutter fanden sich Ausprägungen des Fortschritts und der Tradition, jedoch mit anderen Inhalten. Sie stammte aus einer großbürgerlichen Kaufmannsfamilie aus dem weißrussischen Pinsk. Ihr Vater, 1840 geboren, eignete sich schon damals gegen die Vorschriften orthodoxer Erziehung die

westliche Bildung an; er hatte sich mit 16 Jahren heimlich Schillers Dramen beschafft und gelesen. Viele Reisen nach Mitteleuropa führten die Familie auch nach Deutschland und die Mutter erhielt "von Anbeginn eine rein deutsche Erziehung" (EZ 252/8). Im Alter von vier Jahren bekam sie eine deutsche Erzieherin und im Alter von vierzehn bis sechzehn lebte sie in einer deutschen patrizisch-jüdischen Familie in Hamburg. 1890 zog die Familie nach Libau, einer Ostseehafenstadt mit seinerzeit starkem deutschen Einschlag.

Die beiden Elemente, die die Mutter in die eigene Familie mitbrachte und die Egons Elternhaus prägten, waren die jüdische Tradition auf der einen Seite und auf der anderen Seite eine Hinwendung zu "den neuen Strömungen der deutschen Umwelt" (ebd.). Dies zeigte sich vor allem in ihrem starken politischen Interesse. Egons Mutter gehörte der Deutschen Frauenbewegung an, für die Leipzig, der damalige Wohnsitz der Familie Zeitlin, ein Zentrum war¹.

Zur Autorität und zum Preußentum hatte sie eine gänzlich andere Haltung als der Vater.

"Sie brachte aus dem Osten eine Oppositionsstellung gegen die Autorität mit, die sich aus der Feindschaft des östlichen Judentums gegen den Zarismus in seiner doppelten Funktion als Träger des Judenhasses und des Feudalismus erklärt. Darüber hinaus war sie im Gegensatz zu meinem Vater gegen die Einflüsse des Preussentums völlig immun. Eher im Gegenteil: Aus dieser Immunität heraus und aus einer Empfindlichkeit gegen die antisemitische Haltung des tonangebenden preussischen Junkertums ergab sich eine Abwehrstellung gegen die Regierung und eine starke kritische Einstellung gegenüber dem Wilhelminismus." (EZ 252/9)

Im Gegensatz zum Vater, der das Traditionelle des Preußentums verkörperte, vermittelte die Mutter das Traditionelle auf der religiösen Ebene.

"Andererseits hing meine Mutter, wenn auch gemässigt, an der jüdischen Tradition. Ihr Glaube an Gott war ein rein jüdischer, wenn auch liberaler, und ihre Einhaltung der jüdischen Speisegesetze brachte eine gemässigte jüdische Note in mein Elternhaus." (EZ 252/9)

-

¹ Die erste Frauenkonferenz Deutschlands fand am 17.10.1865 in Leipzig statt.

Diese erlebten Widersprüche in und zwischen den Eltern zeigten jedoch keine Auswirkungen auf die Erziehung.

"Denn es lag im liberalen und toleranten Wesen meiner beiden Eltern begründet, dass sich ihr Wesen in meiner Erziehung und meinem Schicksal nur indirekt durchsetzte." (ebd.)

In dieses, von Egon Zeitlin sehr ausführlich charakterisierte Elternhaus, wurde nun der "erste, lang erwartete Sprössling hineingeboren" (ebd.). Die Eltern waren bereits vier Jahre verheiratet und die Mutter hatte eine schwierige Schwangerschaft hinter sich. Die Namensauswahl für den Neugeborenen wies in Egons retrospektiver Beurteilung "schon (…) einen typischen Zug auf." (ebd)

"Während mein Vater, wie es andere Väter in ähnlicher Situation gleichfalls tun mögen, die Namen aller Heroen der Weltgeschichte von Hannibal bis Napoleon in Vorschlag brachte, waren sich meine Mutter und die Mutter meines Vaters darüber einig, dass ich nach dem verstorbenen Vater meines Vaters Salomon heissen sollte. Dazu gehörte übungsgemäss jedoch ein deutscher Name, der mit dem Buchstaben S. zu beginnen hatte. Damals war Sachsen ein Hort des Antisemitismus, und die beiden Damen waren sich darüber klar, dass man mich weder Siegfried noch Sally, beides von Juden aus obigem Grunde fast monopolisierte Namen, nennen könne. Infolgedessen kam man auf die Idee, statt gleicher Anfangsbuchstaben bei jüdischen und deutschen Namen die gleichen Endbuchstaben zu nehmen, und so ergab sich, dass Egon ausgezeichnet zu 'Salomon' passte." (EZ 252/9/10)

An die ersten Jahre seines Lebens in Leipzig hatte Egon Zeitlin nur wenig Erinnerungen. Einen "großen Einschnitt" (ebd.) stellte der Umzug der Familie nach Wiesbaden im Februar 1905 für ihn dar. Aufgrund der Unruhen in Rußland war ein großer Teil der Verwandten der Mutter nach Wiesbaden gezogen und die Mutter hatte den Wunsch, gleichfalls dort zu leben. Da sein Vater beruflich ungebunden war, siedelte die Familie mit Kinderfräulein und Köchin in die Hauptstadt der preußischen Provinz Hessen-Nassau. Egon Zeitlin beschrieb Wiesbaden als eine idyllische Stadt, die bevorzugter Aufenthaltsort der Kaiserfamilie zur Frühjahrszeit war.

Bis zum Schuleintritt wurde Egon zusammen mit seiner ältesten Schwester Selda, die 1903 geboren war, "in häuslicher Sphäre(…) von unserm "Fräu-

lein'" (EZ 252/11) erzogen. Kontakte zu anderen Kindern hatten sie nur wenig. Sie machten täglich Spaziergänge und schon früh nahm der Vater sie auf längere Wanderungen in den Taunus mit.

Im April 1907 wurde Egon Zeitlin in eine vierklassige Mittelschule, die gegenüber der elterlichen Wohnung lag, eingeschult.

"Vor Eintritt in die Schule hatte man entgegen der damaligen Gepflogenheit vieler Eltern, keine Versuche gemacht, mir frühzeitig Lesen und Schreiben beizubringen. Dagegen erinnere ich mich, dass ich das Schultempo insofern stark überschätzte, als ich schon am ersten Tage darauf bestand, mein Robinsonbuch mit in die Schule zu nehmen in der Annahme, wir würden bereits am ersten Tage daraus lesen. Ich erinnere mich weiter an die grosse Zuckertüte, die ich als Jünger der Wissenschaft am ersten Schultage erhielt, und mit meiner bewundernd zu mir aufblickenden Schwester teilte." (EZ 252/11/12)

Egon Zeitlin hatte weder mit dem Lernen noch mit seinen Mitschülern Schwierigkeiten, obwohl er vorher wenig Kontakt zu anderen Kindern gehabt hatte. Lediglich seine Mutter hatte Probleme, sich von ihrem Sohn abzulösen.

"Ich war vom ersten Tage an der beste Schüler der Klasse, da mir die Schulwissenschaft ohne Anstrengung leicht fiel. Durch die Schule kam ich zum ersten Male mit Jungen anderer und zwar aller Bevölkerungsschichten zusammen. Die Anpassung fiel mir nicht schwer. Ich hatte nur immer gegen eine Tendenz meiner Mutter anzukämpfen, mich zu verzärteln. Ich wollte unter den übrigen Jungen nicht auffallen. Doch hatte meine Mutter hierfür nur bedingt Verständnis, und bestand zum Beispiel darauf, mir jeden Morgen um 11 Uhr in der Schulpause durch unser Dienstmädchen eine warme Tasse voll Kakao zu schicken. Erst nach zwei Jahren gelang es mir im Kompromisswege zu erreichen, dass ich stattdessen nach Hause gehen und während der Pause meinen Kakao dort trinken durfte." (EZ 252/12)

Ansonsten verlief sein Leben "wie das aller anderen Kinder in jenen idyllischen Vorkriegstagen." (ebd.)

Bis zu seiner Einschulung war Egon Zeitlin nicht mit seinem Judesein konfrontiert worden. Doch im Verlauf der Schulzeit änderte sich dies.

"Als ich in die Schule kam, wusste ich weder etwas von Religion oder meinem Judesein, noch von Politik. Meine Bekanntschaft mit beiden Gebieten sollte sich aber bald vollziehen. Ich wusste zunächst nur, dass ich das Etikett: 'Jude' trug. Davon, was das war, hatte ich aber keine Ahnung. Im Elternhaus wurde darüber nicht gesprochen." (ebd.)

Er hatte bislang keine spezifischen jüdischen Feste im Elternhaus kennengelernt, und auch ein Gotteshaus hatte er bis dahin nicht besucht. Neben den überwiegend protestantischen Schülern waren einige Katholiken und vier Juden in Egons Klasse.

"Unser Judesein bestand nun darin, dass wir drei Mal in der Woche eine Stunde früher als alle anderen nach Hause gehen durften, da die anderen Schüler 'Religionsstunde' hatten." (EZ 252/13)

Was diese Stunde beinhaltete, wußte er damals nicht, und er war auch nicht daran interessiert. Das änderte sich im Jahre 1909, als Egon in der zweiten Klasse war und ein liberaler Rabbiner nach Wiesbaden kam, der für die jüdischen Kinder den Religionsunterricht neu organisierte.

"Von da an musste ich regelmässig zweimal wöchentlich etwa zwanzig Minuten entfernt zur Religionsstunde pilgern, übrigens auch Sonntag früh, während die christlichen Kameraden an diesem Tage frei hatten, und ich somit erstmalig die Nachteile dieses jüdischen Etiketts empfand." (ebd)

Dennoch entwickelte er sich zu einem guten Religionsschüler und erhielt sogar einen Buchpreis in der Synagoge. Die hatte er mittlerweile kennengelernt, als sein Vater ihn anläßlich der Feiern zum kaiserlichen Geburtstag mitgenommen hatte; seine christlichen Mitschüler begingen diese Feier in der Kirche.

Persönliche Kenntnisse von politischen Geschehnissen datierte Egon Zeitlin mit dem Jahr 1908. Zu diesem Zeitpunkt verfaßte er auf der vom Vater erworbenen Schreibmaschine "ein halbseitiges Exposé über die bosnische Krise, über die mich Grossvater und Mutter informiert hatten." (EZ 252/14)

Ostern 1909 war Egon an Scharlach erkrankt, und sein Vater übernahm wegen der Ansteckungsgefahr seine Pflege. Er versorgte ihn mit Lesestoff, u. a. mit einem kleinen Band zur Weltgeschichte.

"Und von diesem Augenblick an war es entschieden, dass mich Geschichte in erster Linie fesselte." (ebd.)

In kürzester Zeit hatte sich Egon alle erreichbaren Weltgeschichtsbücher angeeignet und beschäftigte sich ausführlich mit der Vergangenheit.

Die Familie Zeitlin vergrößerte sich bis zum Jahre 1911, es wurden noch vier Geschwister geboren. Dennoch konnte der gewohnte Standard durch das gut angelegte Vermögen ohne Einschränkungen erhalten bleiben. So verbrachte Egon die Vorschuljahre "im ruhigen Gleichmass der Vorkriegszeit." (EZ 252/15)

Die erste ernste Frage war die Wahl des Gymnasiums. Während der Vater, selbst Absolvent eines humanistischen Gymnasiums, für die Altsprachen plädierte, ließ sich die Mutter von praktischen Gesichtspunkten leiten und trat für moderne Sprachen und somit für den Besuch des Realgymnasiums ein. Der Kompromiß war, daß Egon Zeitlin das humanistische Gymnasium, wie sein Freund Benno, besuchen durfte, dafür aber keiner der anderen Brüder diese Schulform später durchlaufen sollte.

Inzwischen war Egon Zeitlin regelmäßiger Zeitungsleser geworden und nahm am außen- und innenpolitischen Geschehen teil. Die preußischen Landtagswahlen im Jahre 1912 und die Reichstagswahlen 1913 kündigten sich an und erregten sein Interesse. Die Wahl zum Reichstag 1913 lösten in der Familie Erörterungen aus, da der Vater beim zweiten Wahlgang nicht wußte, welcher Partei er seine Stimme geben sollte. In die Stichwahl waren die Nationalliberalen und die Sozialdemokraten gekommen, die vom Vater favorisierte Fortschrittliche Volkspartei war ausgeschieden.

"Eine Stimmabgabe für den Nationalliberalen, der auch von den antisemitischen Konservativen unterstützt wurde, kam nicht in Frage. Eine Stimmabgabe für die Sozialdemokratie, die damals noch als Umsturzpartei verschrien war, konnte mein Vater, der königlich preussische Unteroffizier, nicht über sich bringen." (EZ 252/17)

Egon Zeitlin vermißte die politische Diskussion an seinem Gymnasium.

"In der Schule gab es keine Politik, wenigstens nicht sichtbar. Meine Mitschüler waren fast ausschliesslich Söhne mittlerer Beamten. Die Schule selbst war Staatsschule und vom Direktor bis zum Pedell königstreu." (ebd.)

Im Jahr 1913 erhielt Egon Zeitlin in der Schule eine Auszeichnung. Anläßlich des Gedenkens der Völkerschlacht bei Leipzig vor hundert Jahren wurde dem "'Quartaner E.Z. in Anerkennung seines Fleisses und seiner Leistun-

gen'" (EZ 252/18) ein Buch mit dem Titel "Die Völkerschlacht bei Leipzig" mit der vom Direktor unterzeichneten Widmung überreicht.

Ein besonderes persönliches Ereignis im Leben Egon Zeitlins fiel mit dem Ende der Vorkriegszeit zusammen.

"Den Höhepunkt und eigentlichen Abschluss der Vorkriegszeit bildete dann für mich im Frühjahr 1914 meine Einsegnung, die sogenannte Barmizwah. Es ist dies der Zeitpunkt, in dem der junge Jude dreizehn Jahre alt wird und für mündig und verantwortlich erklärt wird. Ich nahm diesen Grundgedanken sehr ernst, absolvierte alle Stadien, die von einem liberalen Juden verlangt wurden und hielt sogar vor etwa 100 Eingeladenen eine selbstverfasste Rede. Ich erhielt über fünfzig Bücher, durchweg geschichtlichen Inhalts zum Geschenk. Ein grosser Kreis von Verwandten war von auswärts zusammengeströmt, viele davon engste Verwandte meiner Mutter, die sie auf dieser Feier zum letzten Male sehen sollte." (EZ 251/17)

Ein sichtbares Zeichen, daß sich die Verhältnisse ändern würden, waren die zunehmenden Spannungen in Europa und die Zahlung des Wehrbeitrages, den die Eltern leisten mußten.

Im Hochsommer des Jahres 1914 unternahm der Vater mit Egon und zwei seiner Schwestern, trotz der Nachricht über die plötzliche Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz-Ferdinand, eine Sommerreise nach Belgien. Für Egon Zeitlin war es die erste Reise "über die damals so harmlosen Grenzen" (EZ 252/18). In einem Brief von der Mutter – sie lasen keine Zeitung – erhielten sie die Nachricht vom Krieg. Zuerst wußten sie nicht, welcher Krieg gemeint sein könnte. Ein Blick in die Abendzeitung überzeugte sie dann, "dass es sich um die österreichische Kriegserklärung an Serbien handelte." (EZ 252/19) Für den Vater, der einen Krieg als Dummheit bezeichnete und solch einen Wahnsinn im 20. Jahrhundert als unmöglich empfand, bestand kein Anlaß zur Abreise, denn er war "dies Mal Optimist wie so viele" (ebd.). Außerdem waren sie durch das verrenkte Bein der Schwester von der Politik abgelenkt.

Am Morgen des 2. August ging Egon Zeitlin spazieren und las plötzlich in der Zeitung "die schicksalschweren Worte: 'L Allemagne a déclaré la guerre à la Russie." (ebd.) Sein patriotisches Gefühl, das ihn auf dem Weg zum Hotel überkam, leugnete er nicht.

"Ich pfiff die 'Wacht am Rhein' vor mich hin und fühlte mich als Deutscher." (ebd.)

Vater Zeitlin mit seinen drei Kindern reiste am nächsten Morgen ab, konnte jedoch wegen der geschlossenen Grenzen nicht direkt nach Deutschland zurückkehren. Sie mußten über Holland reisen und in Köln wegen der unpassierbaren Rheinstrecke einen Aufenthalt von sieben Tagen einlegen. Der Vater meldete sich dort, obwohl er schon 47 Jahre alt war, freiwillig zum Heeresdienst, wurde jedoch nicht angenommen. Als sie endlich in Wiesbaden ankamen, fanden sie eine "veränderte Welt" (EZ 252/20).

"Ein patriotischer Taumel hatte alle erfasst, und nur meine Mutter bildete vom ersten Tage an eine Ausnahme. Sie hat nicht eine einzige Minute an den deutschen Sieg geglaubt. Ich erinnere an ein Gespräch, das sie Mitte August mit einem Bekannten führte und in dem sie die ketzerische Ansicht äusserte, dass die Zeit für die Tripleentente und gegen Deutschland arbeite, und dass Wilhelm den Krieg verlieren werde. Aber uns vermochte sie nicht zu beinflussen. Mein Vater hielt sich zwar von allen Aeusserungen eines Hurrapatriotismus frei. Doch glaubte er, dass die deutsche Obrigkeit schon wisse, was sie tue. Er meldete sich zum Hilfsdienst und wurde zur Brückenbewachung herangezogen. Wir Kinder betrachteten mit Ehrfurcht den alten Helm aus der Dienstzeit meines Vaters, der zu neuer praktischer Verwendung berufen schien." (ebd.)

Der Krieg brachte für Egon Zeitlin eine Reihe von Veränderungen. In diese Zeit fiel die Trennung von seinem besten Freund, den er schon seit seinen ersten Schuljahren kannte. Die Familie war während der revolutionären Unruhen um 1905 aus Rußland geflüchtet und mußte nun, da sie noch die russische Staatsangehörigkeit hatte, das deutsche Reichsgebiet verlassen.

"Doch hatte diese Freundschaft, die durch den Krieg nie in Frage gestellt wurde, die Wirkung, die Hasspropaganda wenigstens gegen den einzelnen Angehörigen des Feindeslandes zu neutralisieren." (EZ 252/21)

Hingegen erlag er bis ins das Jahr 1917 hinein der Haßpropaganda gegen England.

"Ich lernte Ernst Lissauers berühmten Hassgesang gegen England auswendig und verwandte wie jeder andere deutsche Gymnasiast den

Stempel: Gott strafe England, zum grossen Missfallen meiner Mutter, die jedoch gegen mich nichts auszurichten vermochte." (ebd.)

Durch den Krieg wurde die materielle Grundlage der Familie erschüttert, da das gesamte Vermögen in Hypotheken in Polen und Russland angelegt war und vom ersten Kriegstag an ein Zugriff auf diese Geldmittel nicht mehr möglich war. Es gelang dann, von in Österreich ansässigen Verwandten mütterlicherseits Geld zu beschaffen. Seit 1916 nahmen die Entbehrungen zu; die große Familie konnte nicht mehr ausreichend ernährt werden.

"Es war ungemein schwer, uns sechs Kinder satt zu kriegen. Jedem Kind wurden zweimal in der Woche die Brotrationen zugewogen, und ich sehe unser Büffet mit den verschiedenen Tellern mit 500 gr. Brotstücken noch vor mir." (ebd.)

Egon, als der Älteste, mußte durch Hamstern zur Ernährung der Familie beitragen, doch auch dies konnte nur die größte Not lindern; die Kinder litten trotzdem Hunger.

Egon Zeitlin glaubte wie viele andere an den Sieg Deutschlands; er beschäftigte sich wie seine Mitschüler mit Kriegsliteratur, Statistiken über den Kriegsflottenstand, Berichten von U-Boot-Fahrten und Schützengrabengefechten. Wie jede andere deutsche Familie hatte auch die Familie Zeitlin den Tod naher Angehöriger zu beklagen: zwei Cousins fielen im Krieg, eine Cousine, eine Ärztin, starb in einem serbischen Kriegslazarett.

Der Schulbetrieb lief weiter, wenn auch unter veränderten Bedingungen. Viele Lehrer waren eingezogen, endlose Siegesfeiern gehörten zum Schulalltag. In den Sommerferien 1917 und 1918 wurden die Schüler zum Vaterländischen Hilfsdienst einberufen und an die "Dreschmaschinen kommandiert", im Winter mußten sie "Schnee schippen".

In Wiesbaden war der Krieg auch unmittelbar zu spüren; häufig gab es nachts Fliegeralarm und bei einigen Bombenabwürfen Todesopfer. Dennoch erschienen Egon Zeitlin in der nachträglichen Betrachtung die ersten Kriegsjahre ohne besondere Zäsur.

"Als Gymnasiast von 13-16 Jahren trieb ich in der allgemeinen patriotischen Flut mit, ohne dass ich mich von meinen Klassengenossen unterschied. Das berühmte Kaiserwort des 4. August 1914: 'Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!' war weniger bedeutsam als Willenskundgebung, denn vielmehr als Feststellung

der Tatsache der Vereinheitlichung und Uniformierung, der Verschmelzung oder, wie sich alsbald zeigen sollte, der Verkleisterung der Unterschiede in der Bevölkerung, Und in diesem Sinne war ich ganz unproblematisch eben ein Teil des Ganzen." (EZ 252/23)

Dieses sollte sich jedoch ab Mitte 1917 ändern. Für Egon Zeitlin zeichneten sich "neue Entwicklungslinien mit bereits schärferen Konturen (...) ab." (ebd.) Egon Zeitlins Leben nahm in dreierlei Hinsicht eine Wendung und zwar mit zum Teil "nachhaltiger Wirkung" (ebd.). Es waren die Bereiche Geldverdienen, Zionistische Jugendbewegung und Innenpolitik.

Die wirtschaftliche Notlage der kinderreichen Familie zwang Egon, zum Einkommen beizutragen. Als Obersekundaner erteilte er Nachhilfeunterricht, wovon er in zweierlei Hinsicht profitierte. Das Geld durfte er zum größten Teil selbst behalten. Er legte die Ersparnisse fast ausschließlich auf ein Sparkassenbuch, bis dieser stattliche Betrag durch die Inflation entwertet wurde. Außerdem gaben ihm die Nachhilfestunden "ein Gefühl der Bewährung und auch die Möglichkeiten mannigfacher Selbstbildung insbesondere durch Bücherkauf und Theaterbesuch. Ich erinnere mich, dass ich mir als erstes Buch die Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow und als Theaterbesuch alle vier Abende des Wagnerschen Nibelungenringes leistete." (EZ 252/24) Im Rahmen dieser Tätigkeit machte er darüber hinaus Erfahrungen im gesellschaftlichen Bereich. Als erste Schüler unterrichtete er die drei Söhne des Vorsitzenden der Wiesbadener Zentrumspartei. Bei dem Vater stellte er ihm gegenüber eine Ambivalenz fest.

"Im Benehmen des Vaters mir gegenüber, der ich ihm vom Klassenlehrer seines mittleren Sohnes empfohlen worden war, spürte ich stets neben dem Gefühl der Anerkennung ein anderes, das mich als nicht zum engeren Kreis der wahren katholischen Lehre gehörig klassifizierte." (EZ 252/23/24)

Durch seinen zweiten Schüler, einen Juden aus einer reichen Familie, lernte er neue Kunstgebiete und eine ihm unbekannte Wohlhabenheit kennen, die ihn "Vergleiche mit der häuslichen Enge anstellen liess." (EZ 252/24)

Von "weit einschneidenderer Wirkung" (ebd.) auf Egon Zeitlin "war die Berührung mit dem Jüdischen Wanderbund Blau-Weiss" (ebd.). Ende 1916

² Der j\u00fcdische Wanderbund "Blau-Wei\u00db" wurde 1913 gegr\u00fcndet; er war der erste j\u00fcdische Bund innerhalb der Jugendbewegung. Obwohl in der Satzung stand, "da\u00ed der Bund keinen

wurde er zu einer Veranstaltung eingeladen und hörte dort zum ersten Mal vom Zionismus. Er nahm dann regelmäßig an den sonntäglichen Ausflügen teil, zunächst jedoch noch halbherzig.

"Dabei handelte es sich im Anfang um eine recht spiessbürgerliche Angelegenheit, an der ich weniger aus Begeisterung, als deshalb teilnahm, weil ich dauernd gekeilt wurde." (EZ 252/25)

Für Egon Zeitlin stellt es sich rückblickend als unumgänglich dar, daß er "gemäss der Zeitströmung und meiner Veranlagung" (ebd.) der Jugendbewegung angehörte, doch nicht unbedingt einer jüdischen.

"Es lag kein zwingender Grund vor, dass ich 'Blau-Weisser' wurde. Ein grosser Teil meiner Kameraden waren Juden gewesen. Aber ich hatte auch, wenn auch in geringerer Anzahl, Nichtjuden zu Freunden." (ebd.)

Seine Umgebung reagierte unterschiedlich auf den Eintritt in den "Blau-Weiß". Die Eltern überließen die Entscheidung ihm; der Vater war dem Judentum zu weit entfernt, als daß er eine eindeutige Position bezogen hätte. Der Wiesbadener Rabbiner, ein Liberaler, versuchte dagegen, allerdings erfolglos, ihn von dem "Irrtum des Zionismus" zu überzeugen. Durch seine Mitgliedschaft im "Blau-Weiß" bekam er mehr Kontakt zu nichtjüdischen Mitschülern, die anderen Wandervogelbünden angehörten.

Ab Ende 1917 gewann diese Jugendbewegung dann eine größere Bedeutung für Egon Zeitlin, und das aus zwei Gründen. Zum einen erhielt der Zionismus zu diesem Zeitpunkt politisch mehr Gewicht,³ zum anderen wurde der

politischen und religiösen Zwecken dient", (Hetkamp 1994, S. 54) war der "Blau-Weiß" Bund in der Realität ein zionistischer Jugendbund mit zionistisch ausgerichteten Führern. Die Gründung eines jüdischen Jugendbundes war die Reaktion auf den zunehmenden Ausschluß jüdischer Kinder und Jugendlicher aus dem "Wandervogel" und den dort sich ausbreitenden antisemitischen Strömungen. Die liberalen und orthodoxen jüdischen Kreise lehnten die Gründung ab; trotzdem weitete er sich aus und entwickelte sich zu einer starken Bewegung. Die Gruppe in Wiesbaden wurde 1916 gegründet. Die Aktivitäten des Bundes waren vergleichbar mit denen des "Wandervogels". Auf dem Bundestag in Lockwitz 1916 wurde das eindeutige Bekenntnis zum Zionismus abgelegt. Der "Blau-Weiß" wurde 1926 aufgelöst, nachdem die Verwirklichung der zionistischen Idee gescheitert war (vgl. Hetkamp 1994, S. 53ff).

3 Am 2. November 1917 gab der britische Außenminister Arthur J. Balfour im Auftrag der britischen Regierung dem Vertreter der Zionisten, Lord Rothschild, die Bestätigung, daß Großbritannien die Juden in ihrem Wunsch in Palästina eine Heimat zu finden, unterstützen wirde. jüdische Jugendbund, obwohl vom politischen Zionismus geprägt, zur reinen "Jugendbewegung". Die Jugendbewegung als solche hatte dann auch zunächst mehr Bedeutung für Egon als die politische Dimension des Zionismus.

"Zwar fehlte mir selbst jegliche Oppositionsstellung gegen das Elternhaus, und auch eine solche gegen die Schule hatte ich nur bedingt. Aber in Wandern, in der Kameradschaft, in der Unbedingtheit und dem ganzen Drum und Dran der Jugendbewegung, von Hermann Löns über Gustav Wyneken zu Gustav Blüher⁴ erschloss sich mir eine neue Welt, die dem Leben einen neuen einzigartigen Sinn zu geben verhiess. Diese neue Sinngebung konnte in mir und meinesgleichen um so mehr Raum gewinnen, als sich damals eine Umwertung alter, wenn auch nicht aller, Werte ankündigte." (EZ 252/26)

Damit stand auch der dritte in dieser Zeit für Egon Zeitlin bedeutende Faktor, der politische, in Zusammenhang. Nicht mehr so sehr die militärischen und außenpolitischen Geschehnisse standen im Vordergrund, sondern die zunehmenden innenpolitischen und sozialen Auseinandersetzungen gewannen an Gewicht für ihn.

Egon Zeitlin erinnerte sich an die erregten Debatten über die Aufhebung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, er ging in seine erste politische Versammlung, in der ein Sozialdemokrat sprach, er wurde zum Gegner der Vaterlandspartei und des unbeschränkten U-Boot-Krieges und lernte eine oppositionelle Haltung gegenüber Preußen bei einem aus dem Elsaß evakuierten Mitschüler kennen.

"Ich sympathisierte mit ihm und fing an, die Dinge mit anderen Augen zu sehen. Doch mehr war es auch nicht." (EZ 252/27)

Im Sommer 1918 unternahm Egon Zeitlin eine Wanderfahrt mit dem "Blau-Weiß" durch ganz Süddeutschland und machte vielfältige Erfahrungen.

"Auf dieser wie auch auf anderen Fahrten wandten wir uns in den Städten und Dörfern zunächst an die dort wohnenden Juden, die uns unterbrachten und manchmal auch verpflegten. Es bestand unabhängig davon, dass wir gerade einem <u>zionistischen</u> Wanderbund angehörten, eine selbstverständliche jüdische Solidarität. In vielen Dörfern

⁴ Gemeint ist wahrscheinlich der Schriftsteller Hans Blüher, der einen starken Einfluß auf die Jugendbewegung ausübte.

gab es natürlich keine Juden, und so kamen wir mit den nichtjüdischen Bauern in Verbindung. Das beherrschende Thema der Gespräche war die materielle Not und die Tatsache, dass Angehörige im Felde standen oder gefallen waren. Antisemitismus spürten wir nirgends. Auch die Juden, die Viehhändler oder in seltenen Fällen echte Bauern waren, unterschieden sich in nichts von ihren nichtjüdischen Dorfgenossen. (...) Ihr Judentum, das sich in einer gewissen Treue an die jüdische Tradition und der Einhaltung der Feste äusserte, mag sich in ihrem Leben nicht mehr geltend gemacht haben als etwa die katholische Religion im Leben der katholischen Bauern. Das, was sie im Gegensatz zu uns, den jungen Zionisten, unter Jerusalem verstanden, mag auf derselben Stufe gestanden haben, wie das, was dem katholischen Bauer Bethlehem und Nazareth bedeuteten: Keine Realität, sondern ein Mythos der Vergangenheit." (EZ 252/27/28)

Nach dieser Fahrt kehrten sie Mitte August nach Hause zurück, "in eine Umgebung, die den Krieg bereits verloren hatte, aber davon noch nichts wusste." (EZ 252/28)

Egon Zeitlin erlebte den militärischen Zusammenbruch als "passiver Zuschauer" (ebd.).

"Es war ein Schicksal, das sich da vollzog, und es fehlte mir an jeder bewussten Einstellung dazu. Ich kann mich auch nicht entsinnen, dass irgend jemand in meiner Familie, in der Schule oder wo sonst ich mich immer bewegte, im Zusammenbruch etwas anderes sah, als ein grosses unentrinnbares Geschehen." (ebd.)

In seinem Umfeld machte sich Lethargie breit, eine Auseinandersetzung mit politischen Themen z. B. mit dem Sozialismus war nicht vorhanden.

"Beherrschend in meiner Umgebung war nicht ein Gefühl der Verzweiflung, sondern es herrschte eine grosse Müdigkeit und ein Gefühl dumpfer Ausweglosigkeit." (ebd.)

Selbst die Nachricht von der Revolution in Bayern löste keinen Stimmungswechsel aus.

"Wir registrierten das Ereignis, jedoch ohne Bezugnahme auf uns. Zwei Tage später kam die Nachricht von der Abdankung des Kaisers und der Ausrufung der Republik." (EZ 252/29)

Hettie Shiller:

"... ein warmes Gefühl des Geborgenseins, heiterer Ruhe und behaglicher Ordnung."

Hettie Shiller wurde 1906 oder 1907 in Berlin geboren. Sie schilderte eine harmonische frühe Kindheit in einem großbürgerlichen Milieu, aber zeichnete auch die damit verbundenen Beschränkungen nach, die sich in der bürgerlichen Familie – vor allem auch für die Frau – im 19. Jahrhundert ausgebildet hatten.

"Wenn ich die Eindrücke und Erinnerungen dieser ersten Kinderjahre zusammenfasse, so entsteht in mir ein warmes Gefühl des Geborgenseins, heiterer Ruhe und behaglicher Ordnung. Grosse, helle Räume, die bei einbrechender Dämmerung mit Gas erleuchtet wurden; der Geruch von milder Kinderseife stets gleicher Art; eine gepflegte gut angezogene Mama, die sich oft abends wunderschön machte und mit dem Papa zu Bällen und Gesellschaften ging; die Kinderfräuleins, die meine kleine Cousine und ich nie leiden mochten, weil sie streng auf unsere Essmanieren und gewaschenen Ohren sahen; der unvergessliche eigentümlich herbe Geruch des Tiergartens, wo wir im Winter Schlittschuh liefen; der Zoologische Garten, wo man die Grosseltern, die Onkel und Tanten treffen musste." (HS 210/1)

Sie lebte mit ihrer Familie in gewohnten Traditionen und Konventionen, der Familie kam eine herausgehobene Bedeutung zu:

"Die ersten Schuljahre waren genau so wie meine Mutter die ihren zugebracht hatte: Kindergesellschaften der wohlhabenden kleinen Mädchen – Mädchen und Knaben wurden getrennt erzogen – fleissig Schularbeiten machen und Klavier üben, und einmal in der Woche Besuch beim Grosspapa. Da erschienen neun Söhne und Töchter mit ihren Männern und Frauen und vierzehn Enkelkindern. In den riesenhaften altmodischen Räumen bekamen wir furchtbar viel zu essen. Den fast 80jährigen Grosspapa, der kurz nach Ausbruch des Krieges starb, habe ich mit seinem weissen Backenbart als rührend gut in Erinnerung. Er drehte für uns Kinder das Grammophon auf, das einen enormen Trichter hatte und ein wenig schrill uns mit Carusos Stimme bekannt machte.

Nach dem Essen, das über eine Stunde dauerte, zogen sich die Männer mit Bier und Zigarre zum Skat (– einem Kartenspiel) zurück; die Frauen sprachen die Tagesereignisse durch, wovon wir Kinder ängst-

lich fern gehalten wurden. Gelegentlich sickerte aber so manches bis zu uns durch." (ebd.)

In Erinnerung geblieben waren Hettie Shiller zwei "Ausbrüche" aus diesen festen Lebenszusammenhängen und den damit verbundenen engen Regeln. Solche Ereignisse wurden nur im Flüsterton besprochen und brachten eine tiefgehende Verunsicherung mit sich.

"Ich erinnere mich an Abende, an denen die Gespräche in erregtem Wisperton geführt wurden; die sonst so heiteren und lachbereiten jungen Frauen hatten einen gespannt entsetzten Gesichtsausdruck, als ob die Weltordnung irgendwie durcheinander geraten sei." (ebd.)

Der Mann der ältesten Tante, ein Bankier, hatte Bankrott gemacht, wobei z.T. das Geld anderer Familienmitglieder und auch Fremder verloren gegangen war. Dies führte zum Ausschluß aus dem Familienverband und der bürgerlichen Gesellschaft, er war "bürgerlich gestorben" (ebd.). Verfehlungen auf der sittlich-moralischen Ebene wurden ebenso streng sanktioniert. Die verheiratete Tante Elisabeth war "häufig mit einem Herrn gesehen worden" und "verschwand aus diesem Kreis" (ebd.), sie wurde ebenfalls nicht mehr in der Familie geduldet.

"Bei diesem schlimmen Vorfall, der eine Frau aus ihrer Familien-Verwurzelung löste, trugen die andern jungen Frauen eine gewisse Genugtuung zur Schau, dass es recht und billig sei, Unmoral zu ächten." (ebd.)

Hettie Shiller empfand die Strenge der bürgerlichen Regeln schon damals als nicht nur positiv für das Zusammenleben.

"... Ich habe damals ein sonderbar unangenehmes Gefühl gehabt, dass diese festen bürgerlichen Schranken, die uns im Alltag so schön beschützten, und uns so selbstverständlich unseren sicheren Platz gaben, doch recht weh tun konnten." (HS 210/2)

Aus der Sicht der Erwachsenen wurde ihr dann retrospektiv deutlich, daß die gesellschaftlichen Bedingungen vor allem für Frauen einengend waren und bei aller vordergründigen Vorspiegelung der "heilen Welt" keine wirkliche Erfüllung vorhanden war.

"Später habe ich es besser verstanden, als meine Mutter und Frauen ihrer Generation sich bitterlich über die Einzwängung und Unerfüllt-

heit ihrer Ehen beklagten. "Wir haben nie wirkliche Arbeit gekannt. Alles durften wir nicht, was uns mit wirklichem Leben hätte in Berührung bringen können!" Eine Frau aus gutem Hause hatte kein Geld zu verdienen, sondern sich der Familie zu widmen. Arme reiche Frauen jener Vorkriegsjahre, die in ihrem behaglichen Heim mit Dienstboten und Gesellschaften, mit ihrer jährlichen Auslandsreise und ihrer teuren Garderobe sich nach Arbeit sehnten." (ebd.)

Einen Vergleich der gesellschaftlichen Gegebenheiten stellte Hettie Shiller am Beispiel ihrer Großmutter mütterlicherseits her. Diese Frau hatte eine aktive Rolle innegehabt, die ihr mehr Teilhabe an der Gesellschaft bot. Trotz schlechterer äußerlichen Bedingungen hatte sie ein arbeitsreiches und erfülltes Leben geführt.

"Bürgerliche Bequemlichkeit und wenig Kinder hatten sie um die Fülle und Lebendigkeit gebracht, die die wunderbar reiche Persönlichkeit der Grossmutter durch Güte und Tatkraft ausgestrahlt hatte. Sie hatte zehn Kinder geboren, dem Mann geschäftlich zur Seite gestanden und ein grosses, offenes Haus – ohne Warmwasserversorgung und Zentralheizung – geführt, in dem die Freunde der Kinder sich glücklich und aufgenommen gefühlt haben." (ebd.)

Die Großmutter väterlicherseits führte ein zurückgezogenes Leben und konnte sich mit der neuen Zeit nicht anfreunden. Sie wohnte seit vierzig Jahren im gleichen Haus, in einer in früheren Jahren stillen Wohngegend, die allerdings durch die Ansiedlung mehrerer Betriebe und dem damit verbundenen Verkehr unruhig geworden war.

"So ging die Grossmama wenig aus, trug immer ein schwarzes Spitzenhäubchen, ärgerte und wunderte sich über die vielen Autos, in die sie sich nie herein wagen wollte, über die neu eingerichtete Stadtbahn und das seltsame Telefon. Sie zog sich in ihre Erinnerungen zurück und erzählte mir gelegentlich aus 'ihrer' Zeit." (ebd.)

Dazu gehörten Begegnungen mit Prinzessin Friederike und die mit Stolz berichtete Geschichte, daß ihrem Sohn, dem Vater von Hettie, aufgrund eines Freundschaftsbriefes vom Gründer des Bankhauses M. an seinen Urgroßvater der berufliche Eintritt in dieses Bankhaus eröffnet wurde, in dem er dann bis zu seiner Pensionierung 1938 arbeitete.

Hettie Shiller erlebte mit, wie Berlin immer mehr wuchs und wie um 1900 herum in den "Vorkriegsjahren der Wohlhabenheit (...) eine gewisse Ueberladenheit aufgekommen [war]. (...) So waren die Fassaden der Häuser überladen mit Türmchen, nackten Frauengestalten und Schnörkeln" (HS 210/III). In der grünen Vorstadtgegend, in der sie spazieren ging, schossen "ganze Strassenzüge wie die Pilze aus der Erde" (ebd.).

"Die in diesen Jahren gebauten Wohnungen für wohlhabende Familien zeichneten sich aus durch mehrere riesenhafte Vorderzimmer für den Besuch, endlos lange Korridore, ein praktisch unbrauchbares Durchgangs-Speisezimmer, dunkle, kleine Schlafräume und "Mädchenzimmer" für die Dienstboten, in die sie häufig über angelegte Leitern halbgebückt kriechen mussten. Was nicht "vorne" gezeigt wurde, war nicht wichtig. Beim Grosspapa waren auch solche Verschläge; ich habe mich nie auf die steile Leiter getraut und nicht verstanden, wozu so viele unbenutzte Vorderzimmer da waren.

Der "Salon" war in jedem guten Hause und wurde nur benutzt, wenn Besuch kam. Da waren riesige Spiegel, unbequeme kleine Sofas, seidene Stühle mit sehr dünnen zerbrechlichen Beinen und eine Flut von Nippes und Porzellan. Es gehörte irgendwie zum "guten Stil" – und ich habe es in allen "besseren" Wohnungen gefunden – Bilder und Plastiken weiblicher Akte in grosser Zahl zu haben. Da die Vorkriegserziehung alles was vom Menschen beim Sitzen "unter dem Tisch" war, nicht erwähnte und mit "Pfui" bezeichnete, habe ich mich immer geniert, sie anzusehen und wurde andererseits neugierig." (HS 210/4)

Sexualität und Geschlechtsbeziehungen waren aus der Alltagskommunikation ausgeklammert und galten als Tabu, "keine 'anständige' Hausfrau und Mutter berührte dieses Thema" (Weber-Kellermann 1989, 101) und auch eine sexuelle Aufklärung der Kinder erfolgte nicht; es wurde die Geschichte vom Klapperstorch erzählt.

"Dieses unehrliche Verschleiern sexueller Dinge hatte damals eine sonderbare überhitzte Atmosphäre geschaffen. Die Frauen hatten sich 'prüde' zu geben, trugen Schneiderkostüme mit Stehkragen und zahlreiche Unterröcke; ihr Baden in der Badeanstalt wurde hingegen von den Männern mit Operngläsern verfolgt, wie mir mein Vater lächelnd berichtete. Zweifellos war die Durchschnittsehe des 'wohlerzogenen' jungen Mädchens für die Frau oft eine schockierende allen Erziehungsregeln widersprechende Pein, über die zu sprechen ganz unmöglich war, für den Mann keine Erfüllung seiner Wünsche. Eine ungewöhnliche Zahl dieser Männer verehrte in ihrer Ehefrau deshalb die

Hausfrau und Mutter – und hielt sich eine 'kleine Freundin'; Mädchen aus einfacherem Stande, wo die Liebe noch nicht durch gute Erziehung beeinflusst war. Ich habe mich auch oft gewundert, wieviel 'saftige' Witze sich die Männer erzählten, die sich in eleganten Wohnungen im Alltag so fein bewegten. Die jungen Frauen suchten Entspannung in französischer Unterhaltungslektüre, die die sexuellen Probleme behandelte, die sie selbst unterdrückten." (ebd.)

Im Juli 1914 konstatierte Hettie Shiller eine "nervöse(.) Spannung" (HS 210/5) in der deutschen Bevölkerung; auch ihre Eltern wagten es nicht mehr, angesichts der Diskussionen über einen Kriegsausbruch, ihren Urlaub im Ausland zu verbringen. Der Vater fuhr zu einer Kur in einen deutschen Badeort, die Mutter nahm Hettie mit ins Riesengebirge, wo sie sich mit einer Freundin und deren drei Kindern traf.

"Am 31. Juli sassen wir am Hoteltisch beim Frühstück. Das Hotel war voll belegt zu dieser Ferienzeit und um uns herum sassen vergnügte Leute und genossen das Nichtstun. Ich werde nie vergessen, wie plötzlich alles verstummte, ohne dass eigentlich etwas geschah und alles zur Tür starrte, in der der Oberkellner stand, kreidebleich mit einem Extrablatt, aber noch bemüht, sein verbindliches Lächeln aufrecht zu erhalten. 'Es kommt Krieg!' Das lähmende Schweigen, das auf diese Botschaft folgte, war wie eine erste Vorahnung der herein brechenden Katastrophe. Der Speisesaal war plötzlich leer. Oben auf den Zimmern wurde in fieberhafter Eile gepackt. Meine Mutter und ihre Freundin versuchten, mit uns Kindern im nächsten Zug nach Berlin zu kommen. Aber der Ansturm war so gross, dass sie erst zum Nachtzug zugelassen wurden. Es war eine sonderbare Nachtfahrt. In den Gängen standen Männer und Frauen dichtgedrängt zwischen Gepäck. Die Kinder wurden hingelegt, wo Platz war. Gesprochen wurde kaum." (ebd.)

In Berlin dagegen reagierte die Bevölkerung auf den Kriegsausbruch nicht mit Lähmung und Entsetzen, sondern mit Euphorie.

"Morgens am 1. August fanden wir eine veränderte Reichshauptstadt. Hier war die Stimmung ganz anders. Menschenansammlungen überall, Fahnen an den Häusern, es wurde 'Hurra' geschrien, alles stiess und schob sich in erregter Eile in den Strassen und war wie in einem Rausch. Unter den Linden zog die Wache auf, von Unzähligen umdrängt und umjubelt. Die ersten Rufe kamen auf: 'Nun aber feste druff!'. 'Wir werden es ihnen schon geben!' Die Erregung erreichte

ihren Höhepunkt, als auf dem Schlossbalkon Kaiser Wilhelm unter endlosem Jubel erschien, um seine berühmt gewordene Ansprache zu halten: 'Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!'" (ebd.)

In dieses "nationale Einheitsgefühl" (ebd.), das zunächst die Parteiengegensätze ein Stück weit aufhob, wurden auch die Juden hineinbezogen.

"Auch die Judenfrage trat im Kriege gänzlich in den Hintergrund. Juden wurden im Felde avanciert und bekamen Auszeichnungen. Unter der Civilbevölkerung bestanden keinerlei gefühlsmässige Unterschiede mehr. (...) Alle sorgten sich in gleicher Weise um das Schicksal des Vaterlandes und ihrer kämpfenden Angehörigen; jeder verstand, was im andern vorging, wenn lange Zeit keine Nachrichten kamen oder die 'Vermisstenkarte' eintraf. Alle taten sich zusammen, um zu sammeln und zu sparen." (HS 210/5/6)

Selbstverständlich war es, daß die Männer sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, auch die jüdischen, so auch ein Onkel und zwei Vettern von Hettie Shiller. Wie weit die Identifikation mit dem Soldatenleben und dem Dienst für das Vaterland ging, wird in der Schilderung über ihren Onkel deutlich.

"Der Onkel war in dem Gewimmel der Kameraden in seiner feldgrauen Uniform schon ein Fremder geworden, seiner Familie entrückt, bevor er wirklich auszog. Seine eigene Person war aufgegangen in der allgemeinen Soldatenseele; jubelnd, singend und winkend, voll tapferer Zuversicht auf Sieg in der 'gerechten Sache' sahen wir die Trupps vorbeimarschieren, ihn und meine Vettern darunter." (HS 210/6)

Doch in diesen Jubel mischte sich Abschiedsstimmung, "halbverlegen" (ebd.) fand man keine Worte mehr und, "Die Frauen zwangen sich zu einem kleinem ärmlichen Lächeln" (ebd.), wohl ahnend, daß sie nicht alle Männer wiedersehen würden. Der erwähnte Onkel, einer der Vettern und ein weiterer Bruder der Mutter verloren ihr Leben im Krieg. Der Vater Hetties wurde nicht mehr eingezogen, da er bereits vierzig Jahre alt war.

In den ersten Kriegsjahren herrschte eine weit verbreitete, ungebrochene Kriegsbegeisterung und alle versuchten, auf ihre Weise das Vaterland zu unterstützen.

"Die Jahre bis 1916 waren voll Jubel und Einigkeit. Da bestand der seit vielen Generationen eingewurzelte Glaube an die deutsche Tüchtigkeit und Ordnung, an unsere 'grauen Jungens'. Liebesgabenpakete wurden ständig aus jedem Haus geschickt, oft an wildfremde Soldaten; die Frauen, aller sonstigen Zerstreuung beraubt, veranstalteten ununterbrochen Wohltätigkeitsversammlungen, Stricknachmittage und lernten in der 'Kochkiste' sparsamer kochen. Wir Kinder strickten Pulswärmer und Strümpfe in unglaublichen Mengen. Wir haben abgeliefert, was an Metall nur aufzutreiben war: Schmuck, Staniol und Silberpapier, die vielen Kupferkessel aus altem Familienbesitz. Die Eheringe wurden in eiserne umgewechselt. Die Opferwilligkeit ging durch alle Volksschichten. Im Schloss veranstalteten Prinzessinnen Empfänge, bei denen alle entbehrlichen Lebensmittel gestiftet wurden: Marmelade, Mehl, Zucker usw." (ebd)

Bei jeder Siegesmeldung erhielten die Schüler schulfrei, Gerüchte über Niederlagen wurden dagegen ignoriert, "man hätte es für unanständig und undeutsch gehalten, auf sie zu achten oder an sie zu glauben." (ebd.) Die Berechtigung des Krieges wurde den Schülern ständig eingeredet und der Hass gegen die Kriegsgegner geschürt.

"Wir Kinder lernten in der Schule Tag für Tag, wie hinterhältig Deutschland überfallen worden sei, vor allem aus Neid der anderen Länder; wir übertrumpften uns in Schlagworten wie: 'Gott strafe England!', 'Jeder Schuss ein Russ!' (wobei wir uns betrüblich wenig vorstellten), und wir deklamierten begeistert einen 'Hassgesang', dessen Refrain ich noch lebhaft im Gedächtnis habe:

Hass zu Wasser und Hass zu Land, Hass des Hauptes und Hass der Hand, Hass der Hämmer und Hass der Kronen, Nicht endender Hass von siebzig Millionen. Sie lieben vereint, sie hassen vereint, sie haben alle nur einen Feind: England!" (ebd.)

Veränderungen im Alltagsleben wurden spürbar, sowohl im engeren privaten Bereich – die französische Gouvernante mußte entlassen werden – als auch im weiteren gesellschaftlichen Leben.

"Ebenso still und selbstverständlich wechselte allmählich das Bild auf den Strassen und in den Geschäften: Frauen wurden Strassenbahnschaffner in Männerkleidung, Hauswarte, Briefträger, Bankbeamte." (ebd.) Das alltägliche Leben wurde immer beschwerlicher, Lebensmittel wurden knapp und für Kleidung Bezugsscheine ausgegeben. Die Frauen hatten Mühe, ihre Familien zu ernähren.

"Ich sehe noch meine Mutter mit Kreide und einem Zentimetermass das eine Familienbrot einteilen, und ihr vergrämtes Gesicht steht vor mir, wenn ich im Anfang über Hunger klagte und noch eine Schnitte haben wollte. Später habe ich dann nicht mehr gefragt. Wenn ich aus der Schule kam, hiess es meistens: 'Komm schnell zum Butter-Anstehen und löse die Mama ab; sie steht schon seit zwei und ein halb Stunden. Wie oft ist es dann passiert, dass ich in bitterer Kälte eine weitere Stunde dastand, langsam in der Kolonne aufrückte, um dann, vielleicht nur noch zehn Leute vor mir, zu hören: 'Die heutige Lieferung ist zu Ende; alles auseinander gehen'." (HS 210/7)

Die Zeit des Schleichhandels und Hamsterns begann, zunächst mit Ablehnung und Zurückhaltung bestimmter Kreise und moralischer Verurteilung.

"Anständige Leute hielten sich anfangs entrüstet von diesen Schiebern zurück, betrachteten es als national unehrenhaft, sich in strafbarer Weise vor anderen ärmeren Volksgenossen Sonderrechte zu verschaffen. Aber es war eine harte Sache, zu hören, dass die Frau Schmidt ihre Kinder ausreichend ernähren könne, weil sie eine "Quelle" hatte, während man seinem eigenen elend aussehenden Kinde kein Stück Brot geben konnte, wenn es Hunger hatte. Das Gefühl, kein "Held" im Entsagen und Pflichtbewusstsein, sondern einfach ein Narr im Verhältnis zu Anderen zu sein, wurde in gesitteten nationalen Kreisen stärker und stärker. Und der Schleichhandel blühte und dehnte sich immer mehr aus!" (ebd.)

In Hettie Shillers Familie war es der Vater, der die nationale Ehrenhaftigkeit und Moral aufrecht erhalten wollte, die Sorge um die Familie ließ die Mutter anders handeln.

"Der Vater wollte von solchen 'Hinten-Herum'-dingen officiell nichts wissen. Die Mutter verhandelte mit solchen Lebensmittelschiebern auf der Hintertreppe, um für ihre Familie ein paar Pfund Kartoffeln oder ein Brot zu bekommen." (ebd.)

In der Retrospektive sah Hettie Shiller hier einen moralischen Einbruch in der Gesellschaft mit nachhaltiger Wirkung.

"Das war der Moment, wo der Verfall der Volksmoral einsetzte, so wie es sich nach langen Jahren nun darstellt. Hier entstand der erste Einbruch in das Vertrauen in Ordnung und in Regierung. Das Volk hungerte und die Schieber wurden reich; und wer Geld hatte, war, um seine Kinder satt zu machen, auf dem ungesetzlichen Wege." (ebd.)

Eine Verschärfung brachte das Jahr 1917 mit dem oft beschriebenen Steckrübenwinter.

"Und dann kam der berüchtigte 'Kohlrübenwinter' 1917. Man ass Kohlrüben – grosse Rüben, die vordem nur als Pferdefutter verwendet wurden – ein fades Gemüse, jeden Tag in einer anderen Form; als Suppe, als Hauptgang, als Marmelade, als Makronen mit Sacharin gesüsst; die Kinder weigerten sich und erbrachen sich, die Mütter waren ratlos und verzweifelt. Wir kleinen zehnjährigen Mädchen haben stundenlang 'Schnee geschippt', um ein paar Scheiben Brot extra zu bekommen." (HS 210/8)

Doch nicht nur die Ernährung wurde immer eingeschränkter und einseitiger, auch der Erwerb von Kleidung wurde schwieriger und deren Qualität ließ nach.

"Meine Mutter kaufte mir das eine Paar Winterstiefel auf Bezugsschein, das mir zustand. Nachdem ich sie zwei Wochen getragen hatte, war die Sohle weg geweicht, weil sie nicht aus Leder, sondern aus Pappe gewesen war. Da es aussichtslos war, einen warmen Wintermantel zu bekommen, der sich nicht im Regen auflöste, schnitt meine Mutter die roten Wohnzimmervorhänge herunter und liess für sich und mich Mäntel draus nähen." (ebd.)

Diese schlechten Lebensbedingungen wirkten sich auf viele Bereiche aus, vor allem auch auf den gesundheitlichen Zustand der Menschen. Mehr noch als die Kinder auf dem Land hatten die Kinder in den Städten darunter zu leiden und waren vom Mangel stärker betroffen.

"Wir Stadt-Schulkinder waren alle in übler körperlicher Verfassung. Die Widerstandskraft war verschwunden. Wir hatten immerfort andere Infektionskrankheiten. Als 1918 die Matrosen die 'Spanische Grippe' zurück brachten, hätte sie mich fast umgebracht. Viele Wochen wurde ich das Fieber nicht los. Schliesslich wurde der Eiterherd heraus operiert." (HS 210/8/9)

Die Stimmung in der Bevölkerung schlug um, nichts war mehr von der Kriegsbegeisterung zu spüren. Familien waren zerstört und zerrüttet worden, das Verständnis füreinander durch die unterschiedlichen Erfahrungen in der Heimat und an der Front aufgelöst.

"Man war stumpf, zermürbt vom Warten und Bangen. – Die Frauen hatten um ihre Männer so viel geweint in der Einsamkeit, dass sie sich nicht mehr an sie gewöhnen konnten, wenn sie sie auf Urlaub da hatten. Missverständnisse und Zerwürfnisse nagten unzählige Ehen durch. Die Männer, erschöpft, verlaust, todmüde, sagten den Frauen voll Bitterkeit: 'Was wisst denn Ihr schon vom Krieg!' Die Frauen, die hungerten und sich grämten, stundenlang auf den Strassen für ein bischen Essen stehen mussten, pressten die Lippen auf einander und schwiegen." (HS 210/9)

In den Schilderungen Hettie Shillers wurden die Gegensätze zwischen behütetem und wohlhabendem Leben und dem Einbruch, den der 1. Weltkrieg mit sich brachte, sehr deutlich. Die letzten Zeilen ihrer Kindheitserinnerungen lauteten:

"Offener Hass gegen Krieg, Regierung und System loderte auf. Die republikanische Einstellung gewann immer mehr Anhänger: "Wenn nur mal Schluss wäre und Willy (Der Kaiser) weg käme!" (ebd.)

Wolfgang Yourgrau:

"Sie verschrieben sich einem starken deutschbewußten, deutschnationalen Preußentum."

Wolfgang Yourgrau wurde im Jahre 1908 in Kattowitz/Oberschlesien geboren. In dieser Stadt wuchs er zunächst bei den Großeltern mütterlicherseits auf, die zu den besseren bürgerlichen Kreisen gehörten. Der Großvater war ein frommer Jude.

"Er war ein strenger, tief religiöser Mann, der sich mit den katholischen Geistlichen der Gegend sehr gut vertrug und mit ihnen freundschaftlich verkehrte." (WY 251/1)

Der Großvater verwies stets stolz auf die Tatsache, daß seine Großeltern deutsche Juden waren, deren Vorfahren mehrere hundert Jahre in Augsburg

ansässig waren⁵. In jungen Jahren war der Großvater aus Rußland eingewandert, "wurde Deutscher, erlernte das Glaserhandwerk und bildete sich daneben in Rabbinerschulen zu einem gelehrten Manne aus" (ebd.)

Seinen Vater kannte Wolfgang Yougrau nicht; die Eltern hatten sich scheiden lassen, als er ein Jahr alt war. Seine Mutter führte ein Geschäft mit mehreren Angestellten und hatte wenig Zeit für das Kind, so daß die Erziehung in erster Linie den Großeltern anvertraut wurde. Die Religiosität des Großvaters hatte auf die Erziehung jedoch keinen großen Einfluß.

"Man übte auf mich keinen religiösen Druck aus, da alle Kinder meines Grossvaters mit fortschreitendem Bildungsgang von der religiösen Tradition des Elternhauses abwichen, einen toleranten Liberalismus übten, darüber hinaus sich bald einem starken deutsch-bewussten, deutschnationalen Preussentum verschrieben." (WY 251/2)

Die Stadt Kattowitz war vom Katholizismus geprägt; und auch Wolfgang Yourgrau wurde von dieser christlichen Umgebung beeinflußt. Er besuchte häufig Kirchen und Kapellen, die Dienstmädchen waren katholisch, "Bauernmädchen, die natürlich die Welterfahrung vermittelten, die sie besassen, also die katholische." (ebd.) Wolfgang Yourgrau hatte fast ausschließlich christliche, katholische Spielgefährten. Der Tod eines dieser Freunde hinterließ einen "unauslöschlichen Eindruck" (ebd.).

Von sich selbst gab Wolfgang Yourgrau folgende Charakterisierung:

"Man lernte leicht, verriet frühzeitig musikalische Begabung, im übrigen zeigte man mehr Neigung zum Beobachten, zur Anschauung der Dinge als zur Aktivität. Man war schweigsam, aber nicht verschlossen."⁶ (ebd.)

Yourgraus Kindertraum bestand darin, Soldat und preussischer Offizier zu werden. Beindruckend war daher die Bekanntschaft mit dem Prinzen Joachim von Hohenzollern, der Kattowitz während des Krieges besuchte. Wolfgang Yourgrau hatte die Ehre, dem Prinzen "Blumen im Namen der Jugend der Stadt zu überreichen" (ebd.) und "ein höchst patriotisches Gedicht" (ebd.) aufzusagen. Der Prinz schrieb sich den Namen des Vortragenden in sein Notizbuch ein und fragte nach Yourgraus Berufswunsch.

⁵ Infolge der sich im Mittelalter ausbreitenden Judenfeindschaft flüchteten viele Juden aus Deutschland nach Osteuropa, u. a. auch nach Rußland.

⁶ Wolfgang Yourgrau schrieb in seiner Autobiographie häufiger über sich in der 3. Person.

"Eine Woche später traf ein wunderschöner Degen ein, in dessen Griff eine Widmung des Prinzen mit dem Namen des Jungen eingraviert war. Dieser Degen lag jede Nacht neben dem Bett, man schlief beruhigt und stolz ein, wenn man den Knauf spürte." (ebd.)

Doch der Krieg zeigte sich dem Jungen auch von seiner anderen Seite. Seine Mutter und er erhielten die Erlaubnis, einen Cousin, der sich freiwillig zur polnischen Legion gemeldet hatte, im Feldlazarett hinter der Front zu besuchen.

"Wir fanden auf Stroh gebettet ein stöhnendes Wesen vor, dessen Anblick den Jungen schwer erschütterte. Dann fuhr man über ein Schlachtfeld, es war Winter, der Wagen des polnischen Bauern, der uns bis zur Station brachte, zeichnete breite Blutspuren in den Schnee." (WY 251/3)

97. Theo und seine Soldaten.

Weilmachten war's, und die Liebter des Tanneubaums brannten noch helter als die Sterne, und die roten, gelben und weißen Kugeln funktelen wie Feuerwerk. Kuchen, Äpfel und kleine Kürbehen linigen an den grünen Zweigen, und eine Arbeiten Bussel hier eine Liebter Engel mit ausgebreiteten Flügel und eine große höferne Theos san inchs vom all den Herffichkeiten, er ubri unt eine große höferne Steodstein eines war die den Herffichkeiten, er ubri unt eine große höferne Steodstein war. O, der Deckel ging schwer ab! Die Mutter wollte ihm zu frille kommen – banz, da füg die Schachtet auseinander, und alle Soldaten untzellen auf, die Fede

purzelen auf die Erde. Nam mußt die Solutater abetanatuet, und auf Solutater und nam mußte die Mutter doch mithelfen, und hastig wurden sie alle wieder in die Schachtel gepackt — alle, nur nicht der kleine Trommler. Den fanden sie nicht, denn er war unters Sofa gellogen und hatte sich hinter dem Solabaten versteckt. Da lag er nun im Dunkel; aber er konnte doch mit einem Auge noch in das Weihnachtsiets sehen, wie der kleine Theo mit den Soldaten einen groften Krieg machte. Er hatte richtige kleine Kanonen. Nun Erbesen hincin, am Griff gezogen und losgeschossen! Pilf paff da flogen den kleinen Soldaten gelbe, getrocknete Erbesn um die Ohnen. Aber die standen setzt und lest, wie echte, brave Soldaten tun mitssen, und zuckten nicht einmal mit einer Wimper. Der kleine Trommler war aber doch froh, daß er nicht dabei war.



Tisch herum. Und dann kam Klein-Theos Hand und faßte die Kößpe an einem Stelchen und steckte sie den armen Reiten wieder auf dem Halse fest. Dann ging die Schlacht von neuem los, und Theo war so elfrig dabeit, daße er dann Kuchen und die Apfel und den Marzipan ganz vergaß. Auch nicht mat singen wollte er und sein Gedicht hersagen. Er träumte auch in der Nacht von seinen Soldaten.

101. Der Kaiser, ein Kinderfreund.

Als unser Kaiser noch Prinz war, ging er einmal am Tage vor Weifinachten durch die Straßen der Stadt Potsdam. Da sah er vor einem Schaufentser zwei Knahen stehen, welche die bunten Spelsaschen bewunderten. Prinz Wilhelm fragte: "Nun, was gefällt euch denn am besten?" "Das Dampfschilf dort," rief der åltere Kinabe, "aber unser Vater ist nicht so reich, daß er uns so etwas Schüene kaufen kann." Da ging Prinz Wilhelm in den Laden, kaufte das Schiff und schenkte es den Kindern. Beglückt eilten diese damit nach Hause, ohne zu wissen, wer der freundliche Geber gewesen war. Erst einige Zelf Lachber erfuhren es die Eltern und dankten nun dem Prinzen recht herzlich.

102. Das Kaiserpaar im Grunewald.

In Winter wohnt unfer Raifer im Schlosse ju Berlin. Dann fahrt er oft im Auto nach dem Gruncwold, um sich da zu erholen. Sausse gleitet ihn die Kaiserin. Jur die Spazierganger im Gruncwolde ist es dann eine große Freude, den Kaiser und die Kaiserin zu seine.

In Minter des Jahres 1906 war unfer Ratsferpear eines Cages auch in den Grunemald gefahren. Da unn beide Massikation auf den Waldmegen hinden der Aufgen fie der Allender, die direct hoft genunden. Alle nun die Kinder ihr Wägalchen vollgefaden hatten und danvolfdienen wollten, kam in Bagteliter des Ratsfers zu ihnen und gad dem ällesten Undahen einen Caler. Da lachte helle Zeude auf dem Gelchstenen der der der kinder, wie wenn am ersten Frühlingstage vom Matten spinnnel die stelle Souwe nichersfehint. Der spiech Kindes der bedaufte fall, und bann wend den Kaleften im Walde verschranunden, da zings im Tead nach Haufen des Aufgengel im Walde verschranunden, da zings im Tead nach Haufen. Wartum sich stellen fall Dater und Matten mit flunken freuen.

Auch im Alltag zeigten sich die Auswirkungen des Krieges. Wenn Wolfgang Yourgrau von der Schule kam, half er seiner Mutter im Geschäft beim Stopfen von Zigaretten oder beim Pakete packen für "unsere deutschen Helden". (ebd.) Schon bald quartierten sich im Haus Offiziere ein, die sich mit ihm unterhielten und die sich an seinem "brennenden Patriotismus ergötzten." (ebd.)

Der Einmarsch der Russen (1914) versetzte viele Menschen in Angst, und sie flüchteten panikartig. Wolfgangs Mutter schickte ihren Sohn mit dem Zug zu den Großeltern nach Berlin, die schon zu Kriegsbeginn dorthin gezogen waren, weil "die Russen im Rufe standen, sich besonders brutal an dem männlichen Nachwuchs zu vergehen, um auf diese Weise die präsumptive Wehrkraft der deutschen Armee zu schwächen". (ebd.)

Mit dieser Flucht aus seiner Heimat begann ein neuer Lebensabschnitt für Wolfgang Yourgrau.

"Damit war die Phase der frühen Kindheit abgeschlossen. Die Heimat, Oberschlesien mit seinen Gruben, Hochöfen, seinen derben, plumpen, aber warmherzigen Kumpels, seinem saturierten Bürgertum, seiner strengen, ernsten Landschaft, der die Heiterkeit andrer katholischer Provinzen wie Bayern und dem Rheinland abging, – die Heimat verblasste gegenüber dem gewaltigen Erlebnis: Berlin." (WY 251/3/4)

Die Großstadt bot viele Reize, die der Junge aus der Provinz zum Teil staunend, zum Teil angstvoll zur Kenntnis nahm. Berlin zeigte eine andere Art des Lebens: leichter, schneller, turbulenter.

"Berlin war keine Stadt, sondern ein Naturereignis." (WY 251/4)

Kurze Zeit später zog die Mutter in den Westen Berlins, und Wolfgang wurde dort in ein Gymnasium eingeschult. Er mußte eine Klasse zurückversetzt werden, da in Berlin ein anderer Lehrplan gültig und zudem der Unterricht in Kattowitz durch den Krieg beeinträchtigt worden war. Als die Mutter eine Stelle als Reisende für eine große Firma annahm, und Wolfgang deshalb zu den Großeltern in einen anderen Stadtteil ziehen sollte, weigerte er sich, da dies wiederum mit einem Schulwechsel verbunden gewesen wäre. Er wurde in eine Pension eingemietet. Trotz des hohen Preises, der für diese Unterbringung bezahlt werden mußte, war die Ernährung schlecht, und Wolfgang Yourgrau litt an Unterernährung. Die Mutter schickte ihn darauf-

hin zu ihrem Bruder, der leitender Arzt in einem Kriegslazarett in der Nähe von Stuttgart in Württemberg war.

Schon die Fahrt dorthin war für Wolfgang Yourgrau ein Erlebnis. An seinen Onkel, der einmal zu Besuch gekommen war, als er noch ein kleines Kind war, konnte er sich nicht erinnern.

"Ein buckliger Mann trat auf mich zu, mit Schmissen im Gesicht, preussischem Offiziersscheitel, in weissem Kittel. Die Begrüssung war knapp, wenig herzlich." (ebd.)

Wolfgang bekam ein eigenes Zimmer zugewiesen, das Essen nahm er gemeinsam mit seinem Onkel ein. Der erste Abend in fremder Umgebung unter fremden Menschen löste in Wolfgang Yourgrau eine Auseinandersetzung mit seiner gegenwärtigen Situation, aber auch mit seinem Leben aus.

"Wir assen schweigend, frühzeitig hatte ich mein Zimmer aufzusuchen. Ich stand noch lange am Fenster, schaute hinunter in die Weinberge, die Obstgärten, auf die Blumen, die in voller Blüte standen, es war ein wunderschöner Sommerabend; der Blick auf das schwäbische Land, das Stille und Lieblichkeit atmete, löste die Spannung, die nervöse Hast des überreizten Knaben: der strenge Onkel, die Übersiedlung, der Krieg mit seinen Hurras und seinem schlechten Essen, die Angst vor irgendetwas Schrecklichem, seien es nun die Franzosen oder die Russen, die Ratlosigkeit des Kindes, das seinen Vater nie gesehen hatte, das die Mutter nur selten sah, begabt mit einer hohen Sensibilität, - - alles das verdichtete sich angesichts der Stille, angesichts des Alleinseins mit sich, ein unendliches Mitleid überkam den Knaben, man fühlte sich dem Jammer aller Kreatur nahe wie noch nie zuvor, bis in heftigem Schluchsen und heissen Tränen das Gewitter hervorbrach, Entspannung der seelischen Atmosphäre. In einem Gedicht von Hermann Hesse lautet eine Stelle:

> Drum ist kein Wissen Noch Können so gut, Als dass man alles Schwere Alleine tut.

Diese Erkenntnis, dass man in seinen schwersten Stunden immer allein ist, mitleidlos dem Leben, der Welt, der Realität ausgeliefert ist, diese Erkenntnis erleuchtete den Knaben damals wie ein Blitz. Der Psychologe wird das allbekannte Phänomen der Frühreife feststellen, - - - gewiss, das Etikett ist richtig, dem Inhalt aber, dem kleinen Men-

schenherz, mit seiner kleinen Not, die ihn doch so riesig dünkt, ist mit der Diagnose nicht geholfen." (WY 251/4/5)

Nach und nach lebte sich Wolfgang ein. Als Neffe des Chefarztes wurde er besonders gut und reichlich mit Essen versorgt. Hin und wieder durfte er seinen Onkel zu seinem Stammtisch begleiten. Ansonsten sah er seinen Onkel nur arbeiten und nie lächeln. Er selbst widmete sich den Patienten, indem er kleine Handreichungen erledigte, ihnen aus Büchern vorlas, ihren Erzählungen zuhörte oder sie in den Garten begleitete.

"Mit der Zeit wird man mit der magischen Welt des Kriegslazaretts vertraut, gehört schon gleichsam zum Inventar. Man kennt die Verwundeten mit Namen, man ist flink, gewandt." (WY 251/5/6)



Der dankbare Blick der Schwerverwundeten ließ ihn den Ekel überwinden, den die schweren Verwundungen bei ihm auslösten; z. T. war er jedoch auch überfordert.

"Viele Verwundete lassen das Kind garnicht mehr vom Bett fort und reden, erzählen, sprechen, pausenlos, Monologe. Das Kind hört Dinge, erfährt Schicksale, menschliche Tragödien, deren Tragweite der Intellekt noch garnicht fassen kann, die es aber dunkel versteht, ahnt." (WY 251/6)

Den Onkel sah er unermüdlich im Einsatz, er hatte den Eindruck, daß er nie ruhen oder schlafen würde. Gegenüber seiner Umwelt verhielt er sich hart und abweisend.

"Der Onkel wird gefürchtet, geachtet, aber nicht geliebt, von manchen gehasst. Er ist gerecht, objektiv, aber nicht freundlich, nicht gütig. Der Ton gegenüber den einfachen Chargen ist militärisch, knapp, mit den Offizieren spricht man lockerer, kameradschaftlicher, doch niemals freundschaftlich." (ebd.)

Nur einem einzigen jungen Leutnant gelang es, die "Eiszone" (ebd.) zu durchbrechen und eine freundschaftliche Beziehung zu dem Arzt aufzubauen. Ansonsten suchte der Mediziner Zuflucht im Alkohol, je mehr der Dienst von ihm forderte, desto stärker wurde der Konsum.

"Zwischen den Operationen, nach den Visiten, findet man den 'Alten', wie ihn das Haus nennt, obwohl er erst Mitte Dreissig ist, in seinem Zimmer, eine Flasche Cognac oder zwei Flaschen Wein vor sich, manchmal auch Violine spielend, ständig unter Alkoholeinfluss." (WY 251/6/7)

Drei Ereignisse haben sich Wolfgang Yourgrau besonders in sein Gedächnis eingeprägt. Das erste war die Ankunft eines Verwundetentransports von der Westfront. Der Onkel nahm ihn mit zum Bahnhof. Immenses Leid offenbarte sich ihm dort; drei Tage wurde in der Klinik ohne Unterbrechung operiert, die Todesrate war enorm hoch.

"Niemals hatte ich die Kehrseite des Heroismus, des nationalen Pathos stärker gefühlt, als damals, ein Kind noch inmitten eines unvorstellbaren Grauen." (WY 251/7)

Das zweite bedeutende Ereignis war die Anwesenheit seiner Cousine, die, kurz vor ihrem medizinischen Staatsexamen stehend, von dem Onkel als Assistentin angefordert worden war. Die Patienten wollten vorrangig bestimmte Behandlungen nur noch von ihr vornehmen lassen.

"Sie war ein wunderschönes Mädchen, sanft, klug, sehr bewusste Jüdin. Auf die Kranken muss sie wie eine Mutter, ja wie ein Engel gewirkt haben." (ebd.)

Der Onkel blieb auch seiner Nichte gegenüber distanziert, wenn auch sie das Privileg hatte, mit ihm und Wolfgang zusammen in seinem Zimmer essen zu dürfen. Er verlangte arbeitsmäßig "Übermenschliches" (ebd.) von ihr, förderte allerdings sehr ihre ärztliche Ausbildung. Es zeigte sich in gewissen Situationen jedoch, daß sie überfordert war und der Onkel "schickte (...) sie nach Haus". (ebd.)

Als drittes erinnerte sich Wolfgang an den Verwundetentransport, bei dem der Onkel die Entdeckung machte, daß sein jüngerer Bruder sich unter den Verletzten befand, "ein lebensfroher, vielseitig gebildeter Mensch, sehr patriotisch, aber toleranter, weitherziger als sein Bruder" (WY 251/7/8). Er hatte neben leichteren Verletzungen eine schwere Gehirnerschütterung; nach einigen Wochen gehörte er zu den Rekonvaleszenten. Das Verhältnis zu dem Bruder gestaltete sich schwierig, einerseits durch die unterschiedlichen Charaktere der Brüder, andererseits weil der Arzt seinen Bruder als Patient nicht bevorzugen wollte und ihn schlechter behandelte als die anderen Kranken. Auch Wolfgang Yourgrau wurde in diese Spannungen hineingezogen.

"Ich stand zwischen beiden Männern, oft entzündete sich der Streit meinetwegen." (WY 251/8)

Selbst als der jüngere Bruder den älteren einem Betrunkenen gegenüber, der ihn angriff, verteidigte, verbesserte sich das Verhältnis nicht. Für seine medizinischen Bemühungen wurde der Arzt während des Krieges vom König von Württemberg mit Auszeichnungen bedacht, die er noch bis kurz vor der Hitlerperiode bei festlichen Anlässen trug.

Nach einiger Zeit mußte Wolfgang Yourgrau das Lazarett auf Wunsch seiner Mutter verlassen. Er tat es ungern, da das Lazarett ihm "teuer wie eine Heimat geworden" (ebd.) und das zivilisierte Leben ihm fremd geworden war.

"Schwestern und Kranke verabschiedeten sich herzlich von mir, man beschenkte mich, brachte mich zur Bahn und versprach mir, mich bald wieder zurückzuholen. Ich fuhr allein nach Berlin, wo mich meine Leute abholten. Meine Grosseltern und meine Mutter waren mir fremd geworden, ich fühlte mich in der Sphäre von Zivilisten überhaupt nicht wohl, trug eine feldgraue Uniform und wäre am liebsten ins Feld gezogen." (WY 251/8)

Wieder in Berlin wurde er ins Werner Siemens Realgymnasium eingeschult und mußte nun seine Schulversäumnisse nachholen. An die folgenden Jahre hatte er nicht viel Erinnerungen. "Es war sehr viel vom Kaiser, von Deutschland, von Deutschtum, von deutschen Helden die Rede, wir benagelten im Tiergarten das Monstrum einer Hindenburgstatue mit eisernen und kupfernen Nägeln. Wir hatten oft schulfrei, da wir bekanntlich oft siegten, wir spielten in den Pausen im Hofe Krieg, ich war oft Anführer der deutschen Truppen. Ich glaube, ich habe damals wenig gelernt, las nur Kriegsgeschichten, lebte ganz ausgefüllt von Kriegserzählungen." (WY 251/9)

Die berufstätige Mutter blieb nun auch in Berlin, fand aber wenig Zeit für ihren Sohn. Deshalb verbrachte Wolfgang Yourgrau viel Zeit bei dem ältesten Bruder der Mutter. Dort lernte er eine neue Welt kennen. Der Onkel war Heereslieferant für Schmierseife. Schon vor dem Krieg hatte er die kaiserliche Marine mit Waren beliefert und war dadurch zu einem wohlhabenden Mann geworden. Durch seine Krieggeschäfte wurde er zum reichen Mann.

"Ich hatte noch nie einen derartigen Prunk, eine solche Prachtentfaltung gesehen wie in diesem Hause. Der Aufstieg dieses Hauses ging wie in einem Märchen vor sich: als der Krieg aus war, wohnte mein Onkel in einer luxuriösen Villa im Grunewald, einem Villenvorort Berlins, in der Nähe der Rathenauschen Villa. Man besass zwei elegante Wagen, Pferdeequipagen, Diener, Gouvernante für die Kinder." (ebd.)

Der Onkel gehörte einem Garderegiment an, konnte jedoch aufgrund seiner Geschäfte den Dienst in der Heimat verrichten. Er war ein begeisterter Anhänger des Kaisers.

"Er erhielt während des Krieges das Eiserne Kreuz, einen türkischen Orden sowie noch einige andere Auszeichnungen. Ich habe erst später begriffen, dass man auch solche Auszeichnungen in der Heimat erwerben konnte. Auch dort im Hause war die Vokabel, die man am häufigsten hören konnte: 'der Kaiser'. Während einer Regatta in Kiel hatte der Onkel Gelegenheit, in die Umgebung der Majestät zu gelangen, er wurde mit einem Händedruck ausgezeichnet. Davon wurde unausgesetzt erzählt. Mein Onkel trug den Schnurrbart wie der Kaiser, trug sich auch in seiner Haltung sehr martialisch." (ebd.)

In dem offenen, gastfreundlichen Haus verkehrten viele Besucher; wenn jedoch hohe Offiziere zu Gast waren, war dies noch einmal eine herausgehobene Situation.

"Die Tafel war stets üppig und ausgewählt. Waren aber die hohen Herren vom Militär eingeladen, so floss der Sekt in Strömen, man trieb eine Völlerei, einen Luxus, der garnicht wieder zugeben ist. Gegen Mitternacht waren dann oft 30 - 40 Gäste im grossen Musikzimmer versammelt, man scherzte, tanzte, die teuersten Weine und Liqueure, Zigarren und Konfekte wurden gereicht Deutschland stand damals kurz vor dem Zusammenbruch......." (WY 251/10)

Wolfgang Yourgrau, als der jüngste unter dem männlichen Nachwuchs der Familie, wurde in dem Haus sehr verwöhnt. In Erinnerung geblieben sind ihm besonders auch die Billardpartien in dem Billardzimmer mit dem "wunderbaren Meisterbrett" (ebd.); dies war für ihn die "Attraktion des Hauses". (ebd.)

Die Verwirrung und das Chaos waren groß, als es hieß, der Kaiser habe abgedankt. Der vom Patriotismus geprägte Wolfgang Yourgrau verstand die erregten Debatten in der Schule nicht.

"Ich hatte nie gehört, dass wir den Krieg verloren hatten, nicht in der Schule, nicht in meiner Familie. Ich wusste überhaupt nicht, dass es Sozialisten gab. Ich wusste nur von Bluthunden, von Verbrechern und Mördern, die Offiziere überfielen, Geld raubten, Fenster einschlugen und den Kaiser vertrieben hatten." (WY 251/10)

Für Wolfgang Yourgrau waren all diese Vorgänge unverständlich, und er hatte Sehnsucht nach der vergangenen Welt.

"Ich verstand von all dem Trubel nichts, redete den Erwachsenen nach, was immer sie auch erzählten und sehnte die alte Zeit wieder herbei, den Kaiser, den Krieg, die Paraden, die Feiern." (WY 251/11)

Harry Kaufman:

"Gutes Essen war für längere Zeit nur ein Traumgebilde für mich gewesen."

"Ich bin in Westfalen als drittes Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie im Jahre 1912 geboren." (HK 108/1a) So begann Harry Kaufman seine Lebensbeschreibung. Seine Eltern zogen bald nach seiner Geburt in das Ruhrgebiet nach Essen, und er lebte dort bis zu seiner Emigration. Harry Kaufman betonte, daß seine Familie in Deutschland verwurzelt war:

"Soweit ich die Reihen meiner Vorfahren verfolgen kann, so sind sie ebenfalls in Deutschland geboren und haben ihr ganzes Leben dort verbracht, sodass ich der sehr berechtigten Ansicht bin, dass meine Vorfahren seit Jahrhunderten in Deutschland ansässig sind." (ebd.)

Da Harry Kaufman noch sehr jung war, konnte er sich an die Ära des Kaiserreiches kaum erinnern. Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges war ihm vor allem die Nahrungsmittelknappheit in Erinnerung geblieben.

"[Es] ist aus dieser Zeit nicht allzuviel zu berichten, da ich mich meiner Jugend entsprechend nur für Dinge interessierte, soweit sie mich direkt angingen. Genau entsinne ich mich allerdings der Zeit, als mein Vater mit einem Granatsplitter im Fuss nach 3 Jahren aus dem Weltkriege zurückkam und für längere Zeit in den verschiedenen Essenern Krankenhäusern behandelt wurde. Diese Zeit war für mich insofern sehr bedeutend, da mich die Krankenschwestern mit gutem Essen und Süssigkeiten fütterten, wenn ich meinen täglichen Besuch bei meinem Vater abstattete. Gutes Essen war für längere Zeit nur ein Traumgebilde für mich gewesen, da in den letzten Kriegsjahren bekanntlich in Deutschland nur noch auf Schleichwegen und für unerschwingliche Preise Lebensmittel, die nicht auf Rationskarten erhältlich waren, zu bekommen waren. Ich entsinne mich z.B. noch ganz genau der Tatsache, dass unser Brot von meiner Mutter ganz genau aufgeteilt wurde, sodass jedes der Familienmitglieder einen seiner Grösse und seinem Alter entsprechendes Stück bekam, das für die Zeit ausreichen musste, bis wieder neues Brot erhältlich war. Die Hauptnahrungsmittel in dieser Zeit waren Steckrüben, Kartoffeln, Brot, Margarine und Kunsthonig. Als Kaffee wurde gebranntes Korn verwandt, Milch und Eier gab es fast garnicht und wenn nur für wahnsinnig hohe Preise, als Zucker wurde ein flüssiger Süsstoff verwandt. Ebenfalls Kleidungsstücke und Schuhe waren ungeheuer teuer und kaum erhältlich, Deutschland war im wahrsten Sinne des Wortes ausgeblutet und ausgehungert." (HK 108/1a,b)

Intensiv wie seine Erinnerungen an die Notzeit beschrieb Harry Kaufman seine Erinnerung an die Hilfe, die vom Ausland kam,

"... als die Blockade⁷ aufgehoben wurde und neue Kredite von den verschiedensten ausländischen Staaten gegeben wurde. Ich weiss z.B.

⁷ Seit dem Sommer 1914 hatte die englische Flotte Deutschland von Importen aus neutralen Staaten abgeschnitten (vgl. Ullmann 1995, S. 231).

noch ganz genau, dass wir Volksschüler für längere Zeit in den Schulen von der Quäker-Organisation, die ihre Gelder aus Amerika erhielt, ein Frühstück erhielten, bestehend aus einer Tasse Kakao und einigen Keksen. Wir Kinder waren zum grossen Teil unterernährt und war es das Bestreben der verschiedensten Organisationen, diesem Uebel abzuhelfen." (HK 108/1b)

In dem letzten Kriegsjahr, 1918, wurde Harry Kaufman eingeschult. Er besuchte zunächst vier Jahre die Volkschule und dann vier Jahre eine Oberrealschule.

Sophoni Herz:

"'Denkt daran, Ihr seid jüdische Jungens, Ihr habt Euch doppelt in acht zu nehmen!'"

"Meine Geburts- und Heimatstadt H., in Südwestdeutschland gelegen, ist ein an Naturschönheit und Tradition gleich reicher Ort." (SH 96/1)

Sophoni Herz verbrachte seine Kindheit in diesem H., das nach allem, was er von diesem Ort mitteilt, Bad Homburg vor der Höhe, am Südhang des Taunus gelegen, sein muß. 1905 wurde er hier geboren, wo sein Vater – aus Bayern zugezogen – als Lehrer und Oberkantor der Jüdischen Gemeinde seit 1899 wirkte. Mit drei älteren Geschwistern wuchs er in Bad Homburg auf. Die Eltern hatten hier alles gefunden, "was meiner und meiner Geschwister Erziehung dienlich sei: Humanistisches Gymnasium, Lyzeum, Kulturorganisationen, Bibliotheken, Konzerte und Theater im Kurhaus, schließlich die mit der Staatsbahn in einer halben Stunde erreichbare Großstadt F." (ebd.)

Sophoni Herz schätzte seine Eltern:

"Obwohl meine Eltern uns mit ziemlicher Strenge, und zwar im Sinne einer jüdisch-orthodoxen Weltanschauung erzogen, ließen sie uns doch immer ihre Güte und ihr gutes Wollen für uns fühlen. Als Jüngster wurde ich sogar sehr verwöhnt." (ebd.)

Schon als kleiner Junge nahm Sophoni Herz die finanziellen Nöte seiner Eltern wahr. "Ohne es ganz zu begreifen" (ebd.), hörte er von den Differenzen zwischen dem Gemeindevorstand und seinem Vater. Das Nettogehalt von 190,-- Reichsmark reichte der sechsköpfigen Familie nicht zu dem erstrebten "gut bürgerlich[en]" (ebd.) Lebensunterhalt.

"Jede höhere Honorierung wurde von der Gemeinde, die sich fast durchweg aus sehr reichen Mitgliedern zusammensetzte, mit dem Argument abgelehnt, daß man eben zu einer Mehrleistung nicht in der Lage sei. Meine Eltern und mein ältester Bruder, der als Sechzehnjähriger schon ein sehr gutes Verständnis für die soziale Frage besaß und seiner Animosität gegen die Politik der Gemeinde bei allen Gelegenheiten Ausdruck gab, sahen in der Weigerung des Vorstandes nur eine Böswilligkeit." (ebd.)

Mit Privatstunden und Pensionsgästen besserten die Eltern das Familieneinkommen auf und ermöglichten dadurch ihren Kindern die gute schulische Erziehung und das Lebensniveau, das ihnen notwendig erschien.

"Nach außen hin durfte niemand etwas von den geldlichen Sorgen meiner Eltern merken. Meine Geschwister und ich gingen immer erst-klassig angezogen. Die Anzüge für meinen zweiten Bruder und für mich nähte meine Mutter selbst, sehr oft noch in den späten Abendstunden. Geburtstage und sonstige Festlichkeiten wurden stets in großer Form gefeiert. Um es kurz zu sagen: Bei Rmk. 190.- und etwas Nebeneinnahmen ging es "wohlhabend' zu." (ebd.)

Ab 1911 besuchte Sophoni Herz drei Jahre die Elementarschule in Bad Homburg, anschließend – wie seine Brüder – das Humanistische Gymnasium.

"Das war nun einmal gang und gäbe in H. Warum sollten gerade wir Lehrerskinder darin eine Ausnahme machen?" (ebd.)

Bad Homburg, das berühmte Heilbad, in dem der Kaiser regelmäßig Ferien machte, bot dem jungen Sophoni

"... eine reiche Fülle von Abwechslungen, insbesondere in der Sommerzeit, wenn Tausende von englischen, russischen, französischen und exotischen Kurgästen H's Straßen und Parkanlagen bevölkerten, wenn die Wache der Bataillons mit schmetternder Musik jeden Mittag um 12 Uhr zu Ehren des Kaisers zum Schlosse zog, wenn die Kurkapelle vaterländische Konzerte veranstaltete und ich vor der Konzertmuschel, unweit des Kapellmeisters, im illuminierten Kurgarten "Es braust ein Ruf wie Donnerhall" mitsingen durfte, oder wenn ich an der Schloßausfahrt wartete, um den Kaiser bei seinem Morgenausritt besonders gut zu sehen. Während seiner Ferientage in H. ritt der Kaiser fast jeden Morgen mit großem Gefolge aus. Man grüßte ihn,

die Kaiserin, die Kronprinzessin und den ganzen Troß ehrerbietig, und war glücklich und zufrieden, wenn die königlich-kaiserliche Familie ein Speziallächeln für einen übrig hatte." (SH 96/1/2)

Zu dieser Zeit, ein Jahr vor Kriegsausbruch, war noch ein friedliches Bild zu sehen.

"Nur bunte Uniformen sah ich, blaue Röcke mit roten Aufschlägen, dazu eine elegante schwarze Hose, und als Krönung die beschweifte Pickelhaube, den Buschhelm, den ich mir oft auf den Kopf setzte, wenn wir zu Hause Soldatenbesuch hatten." (SH 96/2)

Doch morgens um fünf Uhr marschierten die Bataillone in feldgrauen Anzügen und die Erwachsenen sprachen über "Kriegsmöglichkeiten" (ebd.).⁸ Sein Vater jedoch "glaubte an die Dauerhaftigkeit des Friedens." (ebd.)

Von Vater und Brüdern gut vorbereitet bestand Sophoni Herz Ende April 1914 die Aufnahmeprüfung für das humanistische Gymnasium. Stolz und froh hörte er den Direktor bei der Bekanntgabe der Prüfungsergebnisse zu ihm sagen:

"'Deine Arbeit war besonders lobenswert!' In sichtlicher Freude ging, nein, lief ich nun nach Hause, aber zuerst in das Geschäft des Kappenmachers Klipp in der Hauptstraße; hier lag bereits meine weinrote Schülermütze mit silbernen Streifen. Ich glaube, es war einer der wenigen zufriedenen Tage in meiner höheren Schulzeit." (ebd.)

Der Festakt zum neuen Schulsemester in der Aula beeindruckte Sophoni Herz.

"Ach, wie kam ich mir wichtig vor." (ebd.)

Doch in der Klasse wurde er gleich ernüchtert, als der Klassenlehrer, Professor Grimmig, die Personalien der Schüler aufschrieb.

⁸ Im Sommer 1913 war der zweite Balkankrieg zwar nicht zu einem europäischen Krieg ausgeweitet, aber die Spannungen zwischen Rußland und dem Kaiserreich nahmen zu, auch weil Deutschland seines Interesses an der Bagdadbahn wegen die Türkei durch militärische Fachleute unterstützte und damit das Interesse Rußlands am Bosporus berührte. Außerdem wurde 1913 die Wehrvorlage vom Reichstag verabschiedet, die die Armee um 137.000 Mann vergrößerte und "damit den stärksten Rüstungsschub in der Geschichte des Kaiserreichs" brachte (Ullmann 1995, S. 210).

"Als er mich nach dem Vornamen meines Vaters fragte, erwiderte ich: Moses. Die meisten der Schüler begannen zu lachen. Beruf Deines Vaters: Lehrer. Religion: Jüdisch. Hier setzte wieder ein Schmunzeln und Gelächter der Schüler, darunter viele Offizierssöhne, ein. Ich weiß, ich war ganz unglücklich nach diesem Vorfall, vor allem deshalb, weil der Professor dieses Lachen sogar wohlwollend hinnahm." (HS 96/3)

Sophoni Herz konnte sich nicht wehren.

"Ich hatte aber eine ungeheure Achtung oder auch Angst vor dem Lehrer, der ja gleichzeitig so etwas wie ein Offizier war. Es wäre ja auch zu dumm gewesen, gleich mit einer Beschwerde zu beginnen. Nein, nur nicht auffallen, immer besonders sauber, besonders korrekt gehen, damit niemand etwas sagen kann. Der Rabbiner von H., Herr Dr. W., der am Gymnasium jüdischen Religionsunterricht gab, ermahnte uns ja von Anfang an zur Einfachheit und bescheidenem Wesen. Seine Moralpredigt schloß er dann immer: "Denkt daran, Ihr seid jüdische Jungens, Ihr habt Euch doppelt in acht zu nehmen!" (ebd.)

Die Mißachtung durch die Mitschüler schuf sofort eine soziale Abgrenzung.

"Ohne daß es mir recht zum Bewußtsein kam, gingen gleich von Anfang an die drei jüdischen Schüler mit einigen Kameraden aus "kleineren Verhältnissen" zusammen, die Adligen oder sonst Bessergestellten bildeten wiederum eine Gruppe für sich." (ebd.)

Die ungleiche Behandlung der Schüler durch Professor Grimmig prägte sich Sophoni Herz tief ein.

"Mein Klassenlehrer, Professor Grimmig, erteilte Latein und Deutsch. In beiden Fächern war ich kein Held. Das erste Extemporale mit "Europa est terra. Asia est terra. Europa et Asia sunt terrae' und ähnlichen Elementarsätzen brachte mir die schlechteste Note ein. Das gleiche Bild beim ersten deutschen Klassenaufsatz. Das Thema hieß: "Rudolph von Habsburg'. Der grimmige Magister machte mir meine schlechte Stilistik – ich schrieb u.a.: "Auf einmal erschien Rudolf …' – dadurch klar, daß er mir zwei kräftige Ohrfeigen gab, mit der Bemerkung: "Ob Rudolph auf einmal oder zweimal erschien, ist ziemlich uninteressant!'. Obwohl ich unter solchen Umständen seine Deklarationen oder Dozieren gar nicht verstand, wagte ich's gar nicht, ihn nochmals zu fragen, wie ich nun hätte richtig schreiben sollen.

Mein Kamerad in der gleichen Bank, Kurt Wolff hieß er, war im Lateinischen und in Deutsch gleich miserabel. Der durfte sich aber auch alles erlauben, ohne geschimpft oder gar geschlagen zu werden: "Wolff (sein Vater war Offizier), Du bist ja ein richtiger Clown, aber jetzt genug', war da die einzige Zurechtweisung. Ich weiß es noch ganz genau. So war es!" (ebd.)

Mit Anstrengung und Hilfe seines ältesten Bruders schaffte Sophoni Herz bald zufriedenstellende Leistungen. Dann kam der Sommer 1914 und der Krieg rückte näher.

"Juli 1914! In der Schule und zu Hause vernahm ich es fast täglich: Es gibt Krieg! Ohne alles richtig zu begreifen, hörte ich mir die Gespräche der Erwachsenen an, insbesondere die Ansichten meines ältesten Bruders, der damals Unterprimaner war. Er erzählte, daß der Direktor und andere Lehrer bereits mit den Oberprimanern sich über die Lage unterhalten hätten, mit dem Erfolg, daß sie fast alle erklärten, sie würden im Eventualfall zu den Fahnen eilen." (SH 96/4)

Sophoni Herz erlebte den Patriotismus der damaligen Zeit in seiner Heimatstadt intensiv mit.

"H., ein internationaler Badeplatz und Sommeraufenthalt des Kaisers, war besonders stark vom patriotischen Rausch erfaßt. Kein Haus tagelang ohne schwarzweißrote Flaggen. Am Marktplatz sangen junge Leute 'Die Wacht am Rhein', vor dem Kurhaus 'Deutschland, Deutschland über alles!'. Hier spielte die Feuerwehrkapelle und dort das Kurorchester. Es gab immer neue Sensationen. Ach, wie sah das feudale Victoria-Hotel, das ein Engländer verwaltete, aus, als ich eines Morgens durch die Hauptstraße ging. Man erzählte mir, der Brite habe eine deutschfeindliche Bemerkung gegenüber Hotelgästen gemacht, und da habe man ihm zur Straße in der vergangenen Nacht sämtliche Fensterscheiben eingeworfen. Die Aufschriften in französischer und englischer Sprache waren an allen Geschäftsfassaden inzwischen verschwunden. Die in den Straßen der Stadt fahrenden Droschken und Autos wurden von Soldaten (mit aufgepflanztem Bajonett) kontrolliert. Überall vermutete man Spione." (ebd.)

Der neunjährige Sophonie Herz ließ sich von dieser Atmosphäre anstecken.

"Am Bahnhof entdeckte ich in dieser für mich so interessanten Zeit einen meiner Lehrer in Offiziersuniform, der verschiedenen Soldaten Anweisungen gab. Ich ging auf ihn zu und sagte ihm: 'Herr Professor, in der Bahnhofshalle steht ein Herr, der sehr verdächtig aussieht. Es handelt sich bestimmt um einen Spion!' Ohne meine Angaben groß zu untersuchen, stellte mir der Professor zwei Soldaten zur Verfügung, mit denen ich nun gemeinsam die Verfolgung des 'Spions' aufnahm. Der Verdächtige begab sich in das Stadtzentrum, die Soldaten und ich folgten ihm unbemerkt, bis sie ihn schließlich stellten. Der Betreffende konnte sich ohne weiteres als Deutscher und alteingesessener Bürger legitimieren. Die Soldaten entschuldigten sich sofort bei dem 'Spion' und waren tief empört, 'daß der Schulmeister zu seinem Spionagedienst seine neunjährigen Schüler heranzieht!'" (ebd.)

Als der Krieg ausgebrochen war, verlor der "sonst so preussische Schulbetrieb etwas an Straffheit" (ebd.). Lehrer zogen ins Feld, ältere Schüler unterrichteten in den unteren Klassen. Häufige Siegesfeiern unterbrachen den Unterricht, der Sieg in der Schlacht bei Tannenberg⁹ wurde besonders groß gefeiert. Ein Sextaner durfte dabei das Gedicht aufsagen, das sie alle schon auswendig gelernt hatten.

"Sekundanerehre! Sekundaner, sechzehn Jahre, Im Aushebungsgedränge! Der Stabsarzt sagt ihm klipp und klar, Die Brust ist viel zu enge. "Für eine Kugel breit genug', Spricht da der junge Schnäuz; "Und wenn der liebe Gott es will, Auch für das Eiserne Kreuz'.

Ein Mitglied des Lehrerkollegiums hielt nun die Siegesrede, in der er den deutschen Sieg über die Russen als gottgewollt interpretierte. Nach dem Festakt mußte ein jeder Schüler eine sogenannte Tannenbergkarte kaufen, deren Erlös vaterländischen Zwecken zufloß." (HS 96/4/5)

Im Winter 1914/15 wie auch in den folgenden Wintern wurde der Unterricht sehr oft wegen Kohlenmangels unterbrochen. Sophoni Herz lernte die Auswirkungen des Krieges kennen.

⁹ Ende August 1914 (vgl. Ullmann 1995).

"Das Lernen machte mir bis zur Untertertia kaum Schwierigkeiten. Doch ich stand in dieser ganzen Zeit unter dem harten Druck des Bedrohtseins. Das Kriegsbild und damit das Leben in unserer Stadt hatte sich ja inzwischen gehörig geändert. Es war alles so trist. Jeder Gasthaussaal war Lazarett geworden. Überall roch es nach Karbol. Überall die Verwundeten mit einem Bein, mit einem Arm, mit wuchtigen Kopfverbänden, mit Nervenschock, mit Krücken oder im Fahrstuhl! Wegen Fliegergefahr durfte man abends nicht mehr auf die Straße gehen. Das war ja ohnedies kein Vergnügen mehr. Denn hier herrschte dickste Dunkelheit. Man brauchte sich gar keine Mühe mehr zu geben, um in H. den Krieg zu spüren oder zu sehen. Auf dem Postgebäude, auf einer Schule und anderen hohen Baulichkeiten der Stadt standen Abwehrgeschütze für Eventualfälle. Oft kam es vor, daß während des Unterrichts die Sirenen zu heulen begannen und wir in die Kellerräume der Schule flüchten mußten." (SH 96/5)

Anfang 1915 wurden sein Vater und sein ältester Bruder einberufen. Beide folgten selbstverständlich dem Ruf. Dem nun fast Zehnjährigen ist besonders in Erinnerung geblieben, daß er zu dieser Zeit von seinem Musiklehrer, der kurz vor seiner Musterung stand, gefragt wurde, ob sein Vater als Lehrer etwas gegen seinen Gestellungsbefehl unternommen habe.

"Ich konnte dem Lehrer nur erwidern: Nichts!" (ebd.)

Auch die Schüler leisteten selbstverständlich ihren Beitrag zum Krieg.

"Wir sammelten Altmetall, Blätter der Bäume (die, getrocknet, als Pferdefutter dienten) u.a.m. Es gab auch andere Unterbrechungen des Unterrichts. Da klopfte der Pedell an und brachte im Auftrag des Direktor irgendeine Kriegstrophäe, die den Schülern herumgereicht werden mußte. Dann marschierte eines Morgens die ganze Schule zu den "Schützengräben" an der Peripherie H's. S.M., der Kaiser, hatte sie ausheben lassen, damit die Bevölkerung eine gewisse Kenntnis über das Frontsoldatenleben erhalte. Da sah ich 'Wolfsgruben', halb mit Schmutzwasser gefüllt, und aus diesem Wasser ragten drei eiserne Pfeile. Da sah ich Spanische Reiter, gemütliche 'Erdwohnungen' und andere Institutionen des modernen Stellungskrieges. Mit der

Zeit bekam ich schon eine ganz klare Vorstellung, wie es da im Westen aussehen mußte." (ebd.)¹⁰

Die ins Feld marschierenden Truppen wurden mit Musik zum Bahnhof begleitet und dort unter Lachen und Weinen verabschiedet. Der junge Sophoni Herz kaufte sich "schnell eine Bahnsteigkarte, um auch noch die Abfahrt mitzuerleben". (ebd.)

Der Mathematiklehrer nutzte den Haß gegen die Engländer, um seine Schüler zur Leistung anzuspornen.

"Er gab der ganzen Klasse eine Aufgabe, zu deren Lösung eine halbe Stunde Zeit zur Verfügung stand. Nach der abgelaufenen Frist mußte jeder Schüler zu ihm ans Katheder kommen. Falls die Aufgabe richtig war, bekam man dann zur Belohnung einen Stempel in die innere Handfläche mit der Aufschrift gedrückt: "Gott strafe England!". Von nun an mußten wir diesen Lehrer bei seinem Eintritt in die Klasse mit den Worten begrüßen: "Gott strafe England!", worauf der Professor, der nie Kriegsdienste leistete, antwortete: "Er strafe es!". (SH 96/6)

Die Freundschaft mit den türkischen Waffenbrüdern wurde in der Schule vorgeführt.

"Eines Tages stellte der Direktor des Gymnasiums unserer Klasse einen älteren Herrn mit weißem Turban und rotem Kaftan mit den Worten vor: "Herr Kali Ossmann, ein Türke, also unser Verbündeter, verbringt einige Tage in unserer Stadt und will sich bei dieser Gelegenheit unsere Anstalt ansehen". Zu Herrn Ossmann gewandt: "Vielleicht wollen Sie einige Worte zu den Schülern sprechen?" Unter dem Gelächter der Schüler sagte dann der Türke zu uns wörtlich:

,Türk: bumm!
Deutsch: bumbum!

Türk-Deutsch: Bumbumbum!'

Nach diesem 'Vortrag', den der Türke – wie ich später erfuhr – in Begleitung des Direktors sämtlichen Klassen der Schule hielt, erklärte

¹⁰ Im Ersten Weltkrieg "bildete sich (...) jene neue Form der Kriegführung heraus, welche den Ablauf, die Erfahrungen und das Bild des Krieges umprägte. Dazu zählte in erster Linie das System der Schützengräben, das neue Arten der Verteidigung und des Angriffs erforderte, die Bedeutung von Offensive und Defensive umkehrte, ungeheure Materialschlachten mit sich brachte und nicht zuletzt den Kriegsalltag grundlegend veränderte." (Ullmann 1995, S. 235).

der Schulchef: "Mit dem letzten Satz "Türk-Deutsch: bumbumbum!" meinte Herr Kali Ossmann den tiefen Sinn der deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft!"" (ebd.)

Ab dem Winter 1916 machte sich auch in der Familie Herz die Lebensmittelknappheit bemerkbar.

"Die Brotrationen reichten nicht mehr aus, Brotaufstrich fehlte, Milch gab es nicht oder nur wenig, und der Malzkaffee schmeckte sehr bitter. Mein Vater, der um diese Zeit im Saargebiet, an der luxemburger Grenze, stationiert war, sandte uns in dieser Notzeit einmal unverhofft zwei Komissbrote und ein Pfund Butter, bei deren Erhalt meine Mutter freudig durch unsere ganze Wohnung tanzte." (ebd.)

Sophoni Herz versuchte, Lebensmittel zu hamstern und brachte für 10 Pfennige ein Pulvertütchen nach Hause, mit Wasser angerührt wurde daraus Kunsthonig.

"Alle aßen zu Hause von diesem Ersatzersatz und waren zu frieden." (ebd.)

Von einer Hamsterfahrt ins Hessenland mit seinem Vater, der 1916 vom Militär entlassen worden war, brachten sie Kartoffeln, Butter und Gemüse nach Hause, obwohl es verboten war, vom hessischen Bundesstaat Lebensmittel in das preußische Bad Homburg zu bringen. Der Gendarm, der ihre Kutsche anhielt, ließ sie unkontrolliert weiterfahren, weil sie angaben, zum Krankenhaus unterwegs zu sein; Sophoni war zuvor schnell ein Verband angelegt worden.

In der Schule zeigten sich ebenfalls die Auswirkungen der Unterversorgung; die Lehrer wurden bestechlich.

"Es war bekannt, daß Lehrer ihren Schülern bessere Zensuren erteilten, falls diese als Äquivalent etwas Butter oder Eier boten." (SH 96/7)

Darüber hinaus hatten Sophoni Schwierigkeiten mit den Unterrichtsmethoden der Lehrer.

"Vieles war so eigenartig." (ebd.)

Dies blieb nicht ohne Auswirkungen.

"Durch all diese Vorkommnisse, aber auch durch meine schwächliche Körperkonstitution nahmen meine Leistungen rapide ab. Fast in allen Fächern brachte ich schlechte Noten nach Hause, so daß meine Versetzung nach Obertertia fraglich wurde. Tatsächlich erreichte ich nicht das Ziel der Klasse, wie es in meinem Zeugnis zu Semesterschluß zu lesen war. Ich mußte die Untertertia mit Caesar's 'De bello Gallico' und Xenophon's 'Anabasis' nochmals absolvieren. Nunmehr mit Erfolg!" (ebd.)

Ein weiteres historisches Ereignis prägte sich Sophoni Herz ein. Er erlebte die Nachricht vom Friedensschluß zwischen Deutschland und Rußland im März 1918 zu Brest-Litowsk in Bad Homburg mit. Der Kaiser selbst verkündete sie vom Balkon des Schlosses aus.

"Der Kaiser sprach von den Ketten von Siegen, die auch bald den Westen bezwingen werden, und schloß mit den Worten: "Der Frieden muß erdroschen werden!" (SH 96/8)

Ein ihm bekannter Soldat sagte ihm dazu:

"'Na, hier in H. kann er noch so sprechen, in Kr. ¹¹ (Sitz des Hauptquartiers) wäre das schon nicht mehr möglich. Da weiß die Bevölkerung schon, daß es trotz Brest-Litowsk bergab geht.'" (ebd.)

Im September 1918 wurde das Elternhaus vom Militär beschlagnahmt und "mit unseren Möbeln nach dem Geschmack der Militärs" (ebd.) eingerichtet. Es "war ein öffentliches Geheimnis, (...) daß das Große Hauptquartier von Kr. nach H. verlegt wurde." (ebd.) Sophoni Herz beobachtete, wie sich die Stadt in ein Heerlager verwandelte.

"Infolge des Novemberereignisses zog nicht das G.H.Q. in H. ein, sondern Teile der von der Westfront heimkehrenden Feldarmee." (ebd.)

Wieder änderte sich das Bild der Stadt.

"Auf der einen Seite die selbstverständliche Disziplin der einmarschierenden Fronttruppen, auf der anderen Seite zur gleichen Stunde

¹¹ In Bad Kreuznach war noch im Frühsommer 1917 das Quartier der Oberen Heeresleitung. Es ist anzunehmen, daß Sophoni Herz mit seiner Abkürzung Kr. Bad Kreuznach meint. 1918 befand sich das Hauptquartier in Bad Spa (vgl. Der Weltkrieg 1914-1918, Berlin 1939, 12 Bd., Beilage 1).

Revolutions-Demobilmachungspsychose. Hier sah ich Offiziere mit heruntergerissenen Achselklappen und roter Rose, die kameradschaftlichst den Gemeinen grüßten, dort wiederum einfache Soldaten, die so – als ob nichts geschehen wäre – den Vorgesetzten in strammster Haltung grüßten. Es war schon ein großes, unverständliches Durcheinander. Das konnte ich auch als 13jähriger fühlen und begreifen." (ebd.)

Annemarie Wolfram:

"Fräulein Wolfram, Sie vergessen Ihre semitische, also nicht germanische Abstammung!"

Annemarie Wolfram wurde im Jahre 1902 in Hamburg geboren. Ihre Vorfahren lebten dort seit langem, der Großvater war ein angesehener Fabrikant.

"Seit Generationen waren meine Voreltern dort ansässig. Mein Grossvater hatte eine Möbelfabrik und lieferte die Einrichtungen der grossen Schiffe. Auch das erste Zeppelinluftschiff hatte die Firma eingerichtet. Sehr stolz war die Familie auf ein Bild, das den Grossvater zusammen mit dem Grafen Zeppelin und dem damaligen Bürgermeister von Hamburg Dr. Predöhl zeigte. Es war das Titelbild einer verjährten "Hamburger Illustrierten". Mein Grossvater führte auch den Titel Hoflieferant, denn er hatte die rumänischen Königsschlösser mit eingerichtet. Als teuerste Reliquie bewahrte er seinen Briefwechsel mit der früheren Königin Carmen Sylvia, die als Dichterin seine schöngeistige Art recht zu schätzen wusste und an seiner jüdischen Konfession keinen Anstoss nahm." (ebd.)

Annemarie Wolfram wuchs wegen "unerquicklicher Familienverhältnisse im Elternhause" (ebd.) bei ihrer wohlhabenden Großmutter auf.

"Sie hatte eine schöne Villa, die prächtig ausgestattet war, lebte aber nach dem Tode meines Grossvaters sehr still und zurückgezogen. Nur jedes Jahr einmal kam etwas Leben in das stille verwunschene Haus. – Dann erschien mit Schwung und vielen Koffern eine christliche Jugendfreundin meiner Grossmutter aus Berlin, die Tochter von Professor Blaeser. Diese redselige ältere Dame erzählte mir auch, welche Bewandnis es mit dem schönen Bild meiner Urgrossmutter hatte, das ich immer so bewunderte. In wunderbarer Lieblichkeit lächelte sie im Brautstaat auf mich herab. Dieses Bild war aber nur eine Kopie eines Gemäldes, das eben jener Professor Blaeser, der Vater der alten

Dame, einstmals auf Wunsch der Kronprinzessin (späteren Kaiserin Friedrich) angefertigt hatte, die das schöne Gesicht der Jüdin, die ihr im Monbijoupark begegnet war, unbedingt in ihrer Schönheitsgalerie sehen wollte und sie auch persönlich darum gebeten hatte." (ebd.)

Wie ihre Großmutter erlebte Annemarie Wolfram "innige Freundschaften mit Christen. Damals sagte man noch nicht 'Arier'." (ebd.) Doch antisemitische Strömungen erschienen bedrohlich, darum wurde entschieden, daß Annemarie Wolfram eine paritätische Schule besuchen sollte.

"Während meine Mutter allerdings noch die Klosterschule in Hamburg besucht hatte (es war damals die Zeit der stärksten Emanzipation), entschloss man sich schon bei mir, mich in eine paritätische Schule zu geben. Allerhand antisemitische Strömungen waren aufgekommen." (ebd.)

Der Dichter Jacob Loewenberg¹² war Pädagoge und Leiter des Lyzeums, das Annemarie Wolfram besuchte. Ihre Großmutter bewahrte ein Gedicht "Aus der Schule" von Jacob Loewenberg in ihrem Gebetbuch auf – so wichtig war es ihr! –, das Annemarie Wolfram in ihrer Biographie selber sprechen läßt:

"Mein Kind kam heute von der Schule her, Den Kopf gesenkt, das Auge tränenschwer. , Was ist dir, Junge? Dich drückt eine Last. Sag frei heraus, was du verbrochen hast?' Da schmiegt er sich in meinen Arm hinein: "Ist's denn so schlimm, o Vater, Jude sein?" Ein Schicksal ist's und eine schwere Pflicht. Mein Kind, was Buben sprechen, acht es nicht.' ,Der Lehrer selber hat es vorgebracht, Die ganze Klasse hat darob gelacht.' – So war's bisher noch immer nicht genug, Was grimmer Hass an gift'gen Früchten trug? Fällt auch die Kindesseele, rein und klar, Ein Opfer auf des Molochs Blutaltar? Mann gegen Mann -, ist auch der Kampf nicht gleich; Mann gegen Kind –, das ist ein schlechter Streich. Das ist Verrat am kindlichen Vertraun, Ist Schändung, Mord, – mich packt ein wildes Graun.

¹² Jakob Loewenberg war der Vater von Ernst Loewenberg, dessen Kindheitserinnerungen ebenfalls in diesem Buch zu finden sind.

Ihr habt verhöhnt mich, habt mich angespien, Bedauert hab ich euch und euch verziehn. Ich war zu stolz, wes ihr euch auch erfrecht – Um meines Kindes Tränen heisch ich Recht!" (AW 247/1/2)

Der Dichter, der für das Recht des Kindes eintrat, war anerkannter, geliebter Pädagoge, "ein grosser Pägagoge und seiner Zeit weit voraus. Was für eine herrliche Schulzeit schuf er uns! Wie lehrte er uns die Heimat lieben." (AW 247/2) Annemarie Wolfram schilderte ein Beispiel:

"Wir streiften durch die Waldungen unserer Umgebung. Im Walde erlebten wir das Märchen. Dort stand ein Waldhüterhäuschen. Die Knusperhexe schaute heraus. Aber sie brachte uns jedem einen Teller mit Erdbeeren und Schlagsahne. So echt wie aus dem Märchenbuch gestiegen sah sie aus. Manch Kinderherz schlug beklommen. Und wie ein Seufzer der Erleichterung ging es durch die Reihen, als sich aus den Umhüllungen unsere lustige junge Turnlehrerin schälte." (AW 247/2)

Bis zur Primarreife blieb Annemarie Wolfram auf dem Lyzeum von Jacob Loewenberg. Auf dem Oberlyzeum, das sie mit 16 Jahren, also 1918 besuchte, machte sie anschließend ganz andere Erfahrungen. Dort war Studienrat Kieser ihr Klassenlehrer.

"Ich gebe zu, dass er ein recht intelligenter Mensch war. Seltsam war seine Wagnerschwärmerei, sein Schwelgen in allem Germanentum, das so wenig zu seinem Aeusseren passte. Er war ein rein mongolischer Typ." (ebd.)

Dieser Studienrat, ein Witwer, war ihr unsympathisch. Er interessierte sich intensiv für sie – "Ich war 16 Jahre und ein ganz hübsches, vielleicht etwas frühreifes Mädel." (ebd.) – aber sie lehnte seine Annäherungsversuche ab, und da

"... schlug seine Stimmung mir gegenüber um. Und so fand ich unter meinem Aufsatz: Ein Tag aus dem Leben der alten Germanen –, in dessen Schlussatz ich Deutschland als mein Vaterland angesprochen hatte, seine Bemerkung: Fräulein Wolfram, Sie vergessen Ihre semitische, also nicht germanische Abstammung!" (ebd.)

Offenbar löste dieser Satz nicht nur bei Annemarie Wolfram Empörung aus.

"Irgendwie war diese Sache an den deutsch-jüdischen Centralverein gekommen. Im damaligen Deutschland musste er diese Bemerkung zurücknehmen und sich entschuldigen." (ebd.)

Annemarie Wolfram erwähnte weder den Krieg, noch berichtete sie von den politischen Verhältnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Der Krieg muß vorüber gewesen sein, als sie mit ihren Schwestern nach Goslar, in das Haus eines christlichen Oberlehrers kam, weil ihre Großmutter gestorben war.

"Im Harz herrschte schon damals ein starker Antisemitismus. Einer der Führer desselben war unser Oberlehrer." (ebd.)

Rudolf Steiner:

"- für die Klasse blieb Fabian das schwarze Schaf – der Jude, der schmutzig ist!"

Rudolf Steiner, der sich in seiner Biographie Fabian nannte, wurde am 31. Januar 1903 in München geboren. Er beschrieb seine Geburtsstadt München als eine "vor dem Kriege (…) gemütliche Stadt, die ausgesprochen demokratischen Charakter trug." (RS 227/1) Kritik übte er jedoch, daß

"... dieser demokratische Charakter (...) nicht gleichbedeutend mit demokratischem Denken [war]. Nicht Klassen- aber Schichtenunterschiede charakterisierten diese Vorkriegszeit in München – und eine bestimmte religiöse streng katholische Einstellung." (ebd.)

Rudolf Steiner wuchs bei seinen Großeltern auf. Sein Großvater war Kaufmann und Häusermakler. Seine Einkünfte waren unregelmäßig.

"Die Grosseltern lebten in leidlichen Verhältnissen – manchmal ging es ihnen sehr gut – und oft genug war die Not im Haus." (ebd.)

Rudolf Steiner setzte an den Anfang seiner Autobiographie die sein Leben prägenden Herkunftsmerkmale:

"Zwei Fakten meines Lebens sind von Anbeginn bestimmend gewesen für meine weitere äussere <u>und</u> innere Entwicklung: Ich bin ein uneheliches Kind und von jüdischer Abkunft. Diese beiden Tatsachen bekam ich zu spüren, sobald ich denken konnte." (ebd.)

Diese beiden "Makel" wurden ihm sehr bald von seiner Umwelt vermittelt. Er selbst konnte die Reaktionen auf diese Diskriminierungsmerkmale anfangs noch nicht einordnen, später wurden diese beiden Merkmale ihm schmerzlich bewußt gemacht: Seine jüdische Herkunft beim Übertritt ins Gymnasium, seine Unehelichkeit im Alter von vierzehn Jahren. Seine Erinnerungen aus der frühen Kindheit bezogen sich auf diese beiden Punkte.

"An die Jahre, die vor dem Schuleintritt lagen, kann ich mich nur ganz vage erinnern. Aber ein paar flüchtige Erlebnisse sind doch schattenhaft hängen geblieben. Als Fünfjähriger kam ich in den Kindergarten. Ich war ein scheues und zurückhaltendes Kind und schon damals merkte ich, dass meine Art auf Widerstand und Ablehnung stiess. Erst bei den Kindergärtnerinnen und dann bei den übrigen Kindern. Eine einzige Lehrerin machte eine Ausnahme. Sie behandelte mich liebevoll, sie lobte mich bei den kleinen Arbeiten, die wir machen mussten, und zu ihr gewann ich Vertrauen. Doch damals wurden mir die Gründe dieses Verhaltens der Vorgesetzten nicht bewusst. Erst später in der Volksschule und dann im Gymnasium begann ich die Gründe dieses Verhaltens zu erraten. Denn die Grosseltern und meine Mutter schwiegen sich mir gegenüber aus. Meine Grosseltern und meine Mutter waren jüdisch. Ich selbst wurde dem Wunsch meines Vaters gemäss (den ich nie kennengelernt habe) freireligiös erzogen.. Dieser Umstand bewirkte, dass ich mich niemals als Jude fühlte.. wohl aber als solcher gewertet wurde von meiner Umgebung. Die Tatsache meiner unehelichen Geburt wurde mir von meinen Angehörigen bis zum vierzehnten Lebensjahr vorenthalten.. Und eben von diesem Zeitpunkt an begann dieses zweite Faktum auch öffentlich wirksam zu werden.. wenn nämlich beim Uebertritt von einer Klasse in die andere die Personalien der Schüler verlesen wurden." (RS 227 /1/2)

Rudolf Steiner erwähnte "diese beiden persönlichen Erlebnisse aus dem Grund, weil sie mir charakteristisch erscheinen für eine bestimmte Mentalität, die dem Vorkriegsdeutschland eigen war.. Ein Grad von Beschränktheit und Dünkel. Ich stelle fest, dass schon im <u>Vorkriegsdeutschland</u> der <u>Antisemitismus</u> eine Heimstätte hatte." (RS 227/2)

Eine unvergeßliche Erinnerung verband sich für Rudolf Steiner mit seiner Diskriminierung am Tage der Einschreibung am Gymnasium in München.

"Am Ende des ersten Unterrichtstages gab der Ordinarius bekannt, dass jedem Schüler die Benutzung der Schulbibliothek freistehe und es begann dann die Ausgabe der Bücherverteilung. Er wandte sich mit einem prüfenden Blick zu mir – händigte mir das Buch aus und bemerkte in einem nicht wiederzugebenden Ton: 'Dir, Fabian gebe ich das Buch eigentlich ungern..' – Ich schwieg und senkte beschämt den Kopf. 'Du stammst doch von jüdischen Eltern ab?' fragte er nach einer Pause, mit so lauter Stimme, dass alle Schüler aufmerksam wurden. Ich gab keine Antwort. 'Juden haben nämlich die Gewohnheit alles schmutzig zu machen, in einem jüdischen Haushalt ist es nie sauber.' – Er gab mir das Buch und lächelte schadenfroh." (ebd.)

Trotz der Beschwerde des Großvaters erfolgte nie eine Rehabilitation Rudolf Steiners vor der Klasse.

"Der Ordinarius wurde gerufen und erhielt die vorschriftsmässige Rüge. Er nahm sie hin – es geschah hinter verschlossenen Türen – für die Klasse blieb Fabian das schwarze Schaf – der Jude, der schmutzig ist…" (RS 227/3)

Rudolf Steiners Schulerinnerungen waren daher überwiegend negativ.

"Unter zehn Lehrern waren zwei menschlich – Pädagogen, wie sie sein sollen. Unser Deutschlehrer und unser Botaniker. Ersterer schätzte mich, weil ich in seinem Fach der beste Schüler war. Er las viele meiner Aufsätze vor lobte mich und stellte mich den Klassenkameraden als Vorbild hin.. Das verschaffte mir Respekt aber nicht Sympathie. Es trug mir die 'Ehre' ein, dass ich für manche meiner Kameraden den Aufsatz heimlich schreiben durfte.. Der Botanikprofessor – übrigens aus einfacher Bauernfamilie stammend, war ein guter Lehrer und ein kameradschaftlicher Mensch. Mit einem andern Kameraden zusammen durfte ich die Bilder und Modelle hinauf und heruntertragen. Und in den 'grossen' Ferien lud er mich und zwei andere Schüler ein zu gemeinsamen Ausflügen und Leseabenden.." (ebd.)

Zu den schulischen Ereignissen, die in Rudolf Steiners Erinnerung haften blieben, gehörte der "Luitpoldtag", ein Festtag zu Ehren des bayerischen Prinzregenten. 1913 erlebte er ihn mit.

"Das war eine sportliche Veranstaltung an der alle höheren Schulen in Bayern teilnehmen mussten.. Und zwar wurden Frei- u. Geräteübungen veranstaltet und am Ende Preise verteilt. … Wochen vorher wurden alle Schüler vom Turnlehrer gedrillt und es schien das ABC menschlichen Lebens, sich am Reck, Barren oder in der Freiübung, zu bewähren.. Auch hier ist wieder ein Akt der Bosheit zu verzeichnen. Ich war ein guter Geräte- aber schlechter Freiturner. Das war dem Lehrer bekannt. Sei es nun Bosheit oder Pflichtgefühl. Er liess mich vor der versammelten Klasse antreten und ich musste die Freiübungen vordemonstrieren.. Der Luitpoldtag kam mit Militärmusik und Ausmarsch durch die Strassen – alle Schüler in der gleichen Uniform – weisses Hemd, kurze schwarze Hose und Sandalen – er startete – und ging vorüber.." (RS 227/3/4)

Starke Einschnitte brachte dann der Erste Weltkrieg. Zunächst zeigten sich Veränderungen im Schulleben.

"Und dann kam der Krieg. Die Professoren gingen in den Krieg, wie sie zu ihren Lehrerkonferenzen gingen. Man tat seine Pflicht, aber man dachte nicht darüber nach. Niemals in keiner Stunde erzählte uns einer der Lehrer etwas über den Krieg, was seiner persönlichen Auffassung, seinem Denken entsprang. Das, was von 'oben' befohlen wurde, erfuhr seine stumpfsinnige und gleichmütige Wiedergabe durch den Lehrkörper." (RS 227/4)

Rudolf Steiner erinnerte sich an zwei Ereignisse, bei denen "die Durchhalteund Maulhaltedisziplin" (ebd.) durchbrochen wurde.

"Im zweiten Kriegsjahr anlässlich einer der obligaten 'Siegesfeiern' trug ein Schüler ein Gedicht vor, das mir zum Teil in Erinnerung geblieben ist: Es hiess 'Für uns' – einige Zeilen mögen hier stehen:

,Und es gibt kein Wort – für das Opfer zu danken – und es gibt keinen Dank – für sie – die da sanken – für uns. Wir können nichts, als weinen und beten – für sie – die da liegen – bleich blutig – zertreten – für uns..'" – (ebd.)

Bei der Feier waren auch die Mütter der Absolventen anwesend. Nach dem Vortrag "löste sich aus der Stille ein Schrei und eine Frau auf der Gallerie brach in Weinen aus". (ebd.) Dieser unverklärte Hinweis auf die Opfer und das Zeigen einer Emotion in der Öffentlichkeit war wohl eher eine Ausnahme.

"Doch sonst ging alles den vorgeschriebenen Trott. Wir lernten patriotische Lieder und mussten sie bis zum Erbrechen singen.. Wir mussten an Sonntagen Hindenburgpostkarten verkaufen und für die 'Ludendorffspende' sammeln.. Und wir bekamen viel und reichlich.. Das war 1914-1915." (ebd.)

Eine Veränderung stellte Rudolf Steiner ab 1916 fest, die Begeisterung wich einer zunehmenden Kriegsmüdigkeit.

"Im dritten Kriegsjahr schlug die Stimmung um und als wir 1917 am Münchner Hauptbahnhof Spalier stehen mussten – der "oberste Kriegsherr' besuchte München – da konnte man den Umschwung der Stimmung feststellen. Wir mussten "Hurra' brüllen, aber die Bevölkerung verhielt sich ruhig. Begeisterungslos und müde. Die Zeit des Hurrapatriotismus war vorbei. Auf Schuhen mit Holzsohlen klapperten wir in unsere Schule – und jetzt verkauften wir keine Hindenburgpostkarten mehr, sondern sammelten Brennesseln und Kirschkerne um die "Heimatfront' zu stärken..." (RS 227/4/5)

Dann kündigte sich ein Ereignis an, das Rudolf Steiners Leben verändern sollte. Das "Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst" wurde erweitert auf Fünfzehnjährige; auch diese Altersstufe konnte sich nun – freiwillig – zum Hilfdienst in die Etappe melden. Doch die Freiwilligkeit war nur vordergründig.

"Freiwillig – doch in Wirklichkeit war es Zwang. Warum meldest Du Dich nicht? wurde man gefragt. Eine allgemeine körperliche Untersuchung fand statt und auch ich wurde für tauglich befunden." (RS 227/5)

In Rudolfs Klasse waren sechs jüdische Jungen. Bei den nichtjüdischen Mitschülern fand sich das Vorurteil, daß sich von diesen niemand für den vaterländischen Einsatz melden würde.

"Im Geheimen hatte man Wetten abgeschlossen, dass keiner der Juden sich melden würde.. Sie verloren die Wette als mein Name auf der Liste der 'Freiwilligen' genannt wurde.." (ebd.)

Von den insgesamt 36 Schülern hatten sich zehn gemeldet, die nun als patriotische Vorbilder gepriesen wurden. Doch von Begeisterung für das Vaterland konnte keine Rede sein – nach ihren Motiven gefragt, wußten die meisten keinen Grund anzugeben oder gaben ausweichende Antworten. Rudolf Steiner antwortete auf die entsprechende Frage: "... beinahe ohne zu überlegen – aus Abenteurerlust und weil ich den Schulbetrieb satt habe ... was im übrigen den Tatsachen entsprach." (ebd.)

Für Rudolf Steiner, der diese Möglichkeit zum Hilfdienst als "Sensation" ansah, war es eine Flucht aus dem Alltag.

"Wovor ich floh – das war der Schulbetrieb mit seinem Stumpfsinn und Kadavergehorsam – das war die Häuslichkeit, der ich entfliehen wollte – es war zuerst und zuletzt ein Freiheit sgefühl, das mich zu diesem abenteuerlichen Schritt veranlasste." (ebd.)

Rudolf Steiner war der einzige, der aus der "Kriegsgeneration" aktiv am Krieg teilgenommen hat. Nach dem erhaltenen "Schliff" wurde er zuerst beim Hafenamt 21 in Cambrai eingesetzt aufgrund seiner französischen Sprachkenntnisse. Nach einer Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten bekam er eine neue Tätigkeit als Telefonist. Zum Ende des Krieges erkrankte er an einer Herzbeutelentzündung und kam ins Lazarett. Mitte September 1918 kehrte er dienstuntauglich "bekleidet mit einem schäbigen Militärmantel, abgemagert und etwas desillusioniert als "Zivilist' in die Heimat zurück." (RS 227/14)

Für Rudolf Steiner stellte sich nun die Frage "Was soll nun werden?" (ebd.) Zunächst konnte er diese Problemlösung aber aufschieben, da er von der Militärbehörde zur Erholung nach Bad Kissingen geschickt wurde. Kurz nach seiner Rückkehr zu seiner Mutter nach München kam es zur Revolution, die Geschehnisse in München standen ihm auch "heute zweiundzwanzig Jahre später noch ganz klar vor Augen." (RS 227/16) Doch auch diese massiven gesellschaftlichen Veränderungen konnten ihn nicht davon befreien, sein zukünftiges Leben im Blick zu halten.

"Trotz Revolution und Machtkampf musste ich die Lösung für mein künftiges Dasein finden. Ich entschloss mich Buchhändler zu werden und trat Ende November in die Z.sche Buchhandlung in München als Volontär ein." (RS 227/19)

IV. Kurzbiographien

Gründerzeitgeneration

Eugen Altmann (geb. 1876)

Nach zweijähriger Lehrzeit fand Eugen Altmann Arbeit in verschiedenen Regionen Deutschlands, in Tondern/Schleswig-Holstein, Dortmund, Witten, Brüninghausen bei Dortmund und Berlin. Im Oktober 1898 trat er sein einjähriges Freiwilligenjahr in Memel an. Das Examen zum Unteroffizier durfte er nicht ablegen, auch bei der späteren achtwöchigen militärischen Übung wurde er nicht zum Unteroffizier befördert. Nach seiner Militärzeit arbeitete er wieder in einer Brauerei in Memel und trat dann 1901 in das Geschäft des Vaters ein. 1903 absolvierte er die zweite militärische Übung und wurde als Unteroffizier entlassen; später erhielt er als Auszeichnung die Verdienstschnalle Friedrich Wilhelms IV. 1908 wurde das Geschäft auf seinen Wunsch nach Breslau verlegt, der Vater überschrieb es ihm. Er heiratete 1909 und hatte zwei Kinder. Der Kriegsausbruch überraschte ihn auf einer Geschäftsreise in Rußland. Bis 1917 lebte er als Zivilgefangener in verschiedenen Orten, die er selbst wählen konnte, bis ihm die Flucht nach Petersburg gelang. Im September 1918 kam er nach Breslau zurück. Sein Einberufungsbefehl zum 15.11.1918 wurde durch die Revolution hinfällig.

Der Flachshandel war inzwischen Reichsmonopol geworden. Eugen Altmann erhielt eine Anstellung bei der Reichsbank in Breslau. Anfang 1919 wurde er Flachseinkäufer der "Gruschwitz Textilwerke in Neusalz" in Litauen, wurde entlassen, bekam mit Unterstützung der Firma Kontakte zu Garnhändlern und übernahm Vertretungen deutscher Textilfabriken. Ende 1938 gab er jede berufliche Tätigkeit auf und arbeitete ½ Jahr auf dem jüdischen Amt, bis er in die USA nach San Francisco auswandern konnte.

Rudolf Bing (geb. 1876)

Rudolf Bing trat 1895 als Einjähriger in den Militärdienst ein und wurde als Unteroffizier entlassen. Er studierte dann drei Jahre in München und Berlin, wurde "Rechtspraktikant" beim Amtsgericht, anschließend beim Landgericht in Nürnberg und leistete seinen Vorbereitungsdienst bei Verwaltungsbehörden in Garmisch und Nürnberg sowie bei einem Anwalt in Nürnberg ab. 1902 bestand er die große Staatsprüfung für den Justiz- und Verwaltungsdienst, wurde Hilfsarbeiter in einer Kanzlei in München und ließ sich 1903 in Nürnberg als selbständiger Anwalt nieder.

Im Dezember 1908 heiratete er. Er bekam Kontakt zur zionistischen Bewegung. Den Krieg erlebte er als Soldat mit, er wurde zu einem Landsturm-Bataillon eingezogen, in Belgien eingesetzt und wurde zum Vizefeldwebel befördert. Im Frühjahr 1916 kam er mit dem 6. Reserve-Regiment nach Fürth, Ende September 1916 zu einem Landsturm-Bataillon nach Galizien, im Mai 1917 wurde er zum Leutnant befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Im Oktober 1917 erkrankte er im Heimaturlaub schwer, wurde nach dem Lazarettaufenthalt an das Kriegsamt beim Generalkommando in Nürnberg kommandiert und war zuständig für die Sicherstellung der Ernährung der Rüstungsarbeiter.

Nach dem Krieg arbeitete er wieder als selbständiger Anwalt und wurde Vorstandsmitglied der Demokratischen Partei. Seit 1922 gehörte er der Loge B'nei B'rith an, wurde deren Präsident in Nürnberg und Mitglied des Generalkomitees für Deutschland. Von 1928 bis 1933 war er Vorstandsmitglied der Anwaltskammer.

Seine beiden Töchter wanderten 1933 und 1934 als Mitglieder der zionistischen Bewegung nach Palästina aus. Er besuchte sie mit seiner Frau mehrmals, trat selber der zionistischen Bewegung bei und wurde Vorsitzender der Nürnberger Ortsgruppe. Er entfloh der Pogromnacht im November 1938 über Stuttgart nach Baden-Baden, kehrte wieder nach Nürnberg zurück und bereitete die Auswanderung vor. Während dieser Zeit arbeitete er in der Leitung des Palästinaamtes und in der Verwaltung der jüdischen Gemeinde. Durch die Auswanderung fünf Monate später verlor er sein Vermögen. Mit je 10 DM in der Tasche überquerte das Ehepaar den Brenner und lebte dann bei seinen Kindern in Palästina in Kfar Schmariahu bei Herliah.

James Broh (geb. 1867)

James Broh studierte Jura in Berlin. Sein Vater verlor sein Vermögen, wurde wieder Rabbiner und James Broh verdiente seinen Lebensunterhalt durch journalistische Arbeit, Nachhilfestunden, als Hauslehrer, und er bekam ein Stipendium aus Stiftungen der Universität. Nach dem Staatsexamen promovierte er zum Dr. jur. und wurde Königlich Preußischer Referendar. Auf Rat August Bebels und Wilhelm Liebknechts durchlief er die fünf Jahre im preußischen Staatsdienst, um sich als unabhängiger Rechtsanwalt später für die Sozialdemokratie einsetzen zu können. Er ließ sich in Berlin als Anwalt nieder und trat in die SPD ein. Er arbeitete an verschiedenen sozialistischen Zeitschriften mit und gründete die sozialistische Jugendorganisation "Die arbeitende Jugend" und eine Wochenzeitschrift gleichen Namens. Er unterstützte die revisionistische Gruppe der SPD.

Während des Krieges – er war mit 45 Jahren nicht mehr militärpflichtig – zog er sich zunächst von der Politik zurück, schrieb Kriegsgedichte über den sinnlosen Kampf und ein Schauspiel "Bettina", dann trat er jedoch der neu gegründeten USPD bei, wurde während der Revolution Generalsekretär des Berliner Arbeiter- und Soldatenrates und Generalsekretär des Vollzugsrates, bis am 16.12.1918 das erste revolutionäre Räteparlament zusammentrat. Am 27.12.1918 trat die USPD aus der Regierung aus, damit war James Broh für andere Parteiarbeit frei und trat als Parteiredner in vielen Städten auf.

Im Frühjahr 1919 wurde er zum Berlin-Charlottenburger Stadtverordneten gewählt, trat aber nach kurzer Zeit zurück, um sich für die politische Bildung der Parteigenossen einzusetzen. Er verließ die Partei aus Enttäuschung und zog sich von der Politik zurück. Er wurde Verteidiger in vielen großen politischen Prozessen (z.B. Max Hölz-, Horst-Wessel-Prozeß)

Der Reichstagsbrand war für ihn das Signal, Deutschland zu verlassen. Er kehrte jedoch noch einmal aus dem Ausland zurück, um einen Mandanten vor Gericht zu vertreten, wurde verhaftet, zunächst 10 Tage in privaten Gefängnissen gequält, dann nach dem Einsatz seiner Frau in "Schutzhaft" genommen und in die Festung Spandau gebracht. Durch den Einsatz seiner Frau wurde er von dort nach vier Wochen entlassen und flog sofort nach Prag, von dort nach Marienbad, wohin seine Frau folgte. Seit Juni 1933 lebte er in Paris als freier Schriftsteller, aus Deutschland wurde er ausgebürgert. Sein Sohn war 25 Jahre als Beamter im Staatsdienst, kam am 10.11.1938 ins KZ, wurde nach Monaten entlassen und wanderte nach England aus.

Martin Freudenheim (geb. 1875)

Martin Freudenheim studierte in Berlin und Heidelberg Jura. Er war Mitglied einer schlagenden jüdischen Verbindung. 1898 bestand er die Referendarprüfung, arbeitete im juristischen Vorbereitungsdienst am Amtsgericht einer Kleinstadt und am Landgericht I in Berlin. Von 1899-1900 diente er als Einjährig-Freiwilliger beim Garde-Train-Bataillon in Berlin, legte seine Doktorprüfung ab und nahm dann seine Referendartätigkeit beim Landgericht wieder auf. 1904 bestand er sein Assessor-Examen und ließ sich nach mehrmonatiger Auslandsreise als Rechtsanwalt beim Landgericht I nieder. 1906/1907 starben seine Eltern, er ließ sich von einem Freund vertreten und reiste durch die Welt. 1910 kam er nach Berlin zurück und nahm seine Anwalttätigkeit wieder auf, wurde Mitglied der SPD. 1911/12 lernte er seine spätere Frau kennen, die Ehe blieb kinderlos.

Bei Kriegsausbruch gehörte er dem Landsturm an, 1915 rückte er in die russische Etappe ein, 1916 lag er schwer erkrankt im Lazarett, kam nach seiner Gesundung nach Koblenz zur Fußartillerie und im Januar 1917 an die französische Front. Nach einigen Monaten erkrankte er wieder, war nach dem Lazarettaufenthalt nicht mehr kriegsverwendungsfähig und wurde an das Kommandanturgericht in Berlin versetzt.

Nach dem Krieg arbeitete er wieder als selbständiger Anwalt mit einem Sozius, er wurde 1920 zum Notar ernannt. Nach 1933 konnte er als Frontkämpfer und als vor dem 1.7.1914 zugelassener Anwalt weiterarbeiten. Er trennte sich von seinem Sozius, weil das große Büro nicht mehr zu halten war, und verband sich mit einem Kollegen, der sein Notariat verloren hatte, das er selbst bis 1935 behalten durfte. Beim Novemberpogrom blieb er verschont, emigrierte danach nach Palästina, wo seine Nichte und sein Neffe lebten und wohin es seine zionistisch gesinnte Frau zog.

Joseph B. Levy (geb. 1876)

Joseph B. Levy arbeitete nach seinem Staatsexamen mit Volksschullehrer-Diplom in Hannover an der Präparande, der Übungsschule seines Seminars und an einer kleinen jüdischen "David'schen Freischule", wurde an der Lehrerbildungsanstalt für Knabenhandarbeit in Leipzig in einem vierwöchigen Kurs in den Arbeitsfächern Buchbinderei und Schnitzerei ausgebildet und gab anschließend darin Unterricht am Lehrer-Seminar in Hannover. Von 1892 bis 1894 absolvierte er seine drei mehrwöchigen Militärdienstübungen in Hannover, Flensburg und Hamburg. 1893 wurde er Kantor und Lehrer in Hamburg. 1896 siedelte er als Kantor nach Frankfurt um. Im gleichen Jahr heiratete er, aus der Ehe gingen vier Kinder hervor. In Frankfurt fand er neben seiner Kantorentätigkeit Arbeit als Lehrer an unterschiedlichen Schulen. 1911 legte er sein zweites Lehrerexamen ab und wurde als Religionslehrer und Lehrer der hebräischen Sprache an das "Philanthropin" berufen, wo er 20 Jahre wirkte. Er veröffentlichte hebräische Unterrichtsbücher und Volksschriften über Moses Mendelssohn und Gabriel Riesser.

1915 wurde er in den Landsturm berufen, war nicht mehr kriegstauglich und leistete Garnison-Wachdienst.

Joseph B. Levy wurde Vorstandsmitglied der Frankfurter Ortsgruppe des "Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens". Seit 1907 war er aktives Mitglied des Unabhängigen Ordens B'nai B'rith und war in leitender Funktion in der Frankfurter Loge tätig, die vor allem ab 1933 große humanitäre Tätigkeiten entwickelte. Ein von ihm 1930 mitgegründetes Erholungs- und Altenheim in Bad Ems wurde beim Novemberpogrom zerstört und aufgelöst. Er selbst war in Frankfurt verhaftet worden, nach einem Tag aber wieder entlassen und sorgte für die letzten Gäste und Bewohner des Heimes.

Seit Sommer 1938 plante er seine Emigration in die USA, wo der jüngste Sohn und Neffen und Nichten lebten. Im März 1939 erhielt er mit seiner Frau die Visa, am 23. März verließen sie Deutschland mit dem Schiff von Hamburg aus und erreichten am 30. März die USA.

Walter Rosenthal (geb. 1873)

Walter Rosenthal studierte in Leipzig und Berlin (auch bei dem Antisemiten Heinrich von Treitschke) Jura und bestand 1895 die 1. Juristische Staatsprüfung. Seine Eltern waren kurz vorher gestorben. Er absolvierte den vierjährigen unbezahlten gerichtlichen Vorbereitungsdienst und bestand im Januar 1900 die "grosse juristische Staatsprüfung", arbeitete kurz als Gerichtsassessor und ließ sich, weil er keine Aussicht auf Anstellung als Richter sah, als Rechtsanwalt beim Kammergericht in Berlin eintragen. Ab 1904 arbeitete in einer Gemeinschaftspraxis mit einem bekannten jüdischen Anwalt, bis dieser ihm die Praxis ganz überließ.

1915 trat er als Kriegsfreiwilliger in das Heer ein und kam nach kurzer unzureichender Ausbildung nach Frankreich und nach einem Unfall über verschiedene Lazarette nach Berlin zurück.

Von 1916 bis 1917 war er als Anwalt am Kammergericht tätig, 1917 wurde er eingezogen und bald als nicht mehr kriegsverwendungsfähig an eine Militärbehörde in Berlin versetzt. Dort arbeitete er in der Rechtsabteilung und bekam den Rang eines Unteroffiziers; nach der Revolution arbeitete er dort noch einige Monate in Zivil weiter. Danach baute er mit Hilfe seiner Frau wieder seine Praxis auf, im Nebenamt wurde er zum Vorsitzenden eines Mieteinigungsamtes in Berlin ernannt. Die Inflation verzehrte sein Vermögen, erst nach der Inflation konnte er wieder von seinen Gebühren leben. Am 31. März 1933 erlebte er mit, daß der Gerichtspräsident des Kammergerichtes den Gerichtsbetrieb schloß, um dem vorgezogenen Boykott der Gerichte in Berlin auszuweichen. Er behielt seine Zulassung als Anwalt, weil er schon vor 1914 zugelassen und Frontkämpfer war, doch durfte er nur noch Juden vertreten. Schon im Oktober 1933 war seine 22jährige Tochter nach einer nächtlichen Hausdurchsuchung in die USA ausgewandert, 1934 konnte er sie mit seiner Frau dort besuchen. Walter Rosenthal wanderte im März 1936 mit seiner Frau nach Palästina aus.

Harmonische Generation

Alice Baerwald (geb. 1883)

Alice Baerwald begann nach ihrer Schulzeit eine 6jährige Gesangausbildung am Eichelbergschen Konservatorium in Berlin. Ihr Vater verlor in dieser Zeit sein Vermögen, sie verdiente Geld durch die Klavierbegleitung von Privatschülern ihres Lehrers und konnte ihr Studium fortsetzen. Als sie 19 Jahre alt war, wurde ihrem Vater eine königlich preußische Lotterieannahme übertragen und Alice und ihre Schwester arbeiteten als Buchhalterinnen mit festem Gehalt beim Vater.

1905 lernte sie ihren Mann kennen und heiratete 1906 in die reiche angesehene Familie Baerwald nach Nakel an der Netze (Mahlmühle, Schneidemühle, Wälder). Sie bekam eine Tochter und zwei Söhne.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, übernahm sie Arbeit auf dem Bahnhof bei der Verpflegungsstation für Soldatenzüge an die russische Grenze, für Verwundetentransporte und Lazarettzüge. Da Nakel nach dem Krieg an Polen fiel, siedelte die Familie 1921 nach Danzig um, beantragte 1926 die Entlassung aus dem polnischen Staatsverband und erhielt die Danziger Staatsbürgerschaft. 1928/29 kam ein geschäftlicher Rückschlag. 1931 wanderte ihr ältester Sohn nach Amerika aus, weil ihm Europa "zu eng wurde". Nach dem Reichstagsbrand erlebte die Familie die Auswirkungen des Regimes, sie selbst wurde denunziert und verhört. Der zweite Sohn wanderte 1938 in die USA aus, nachdem er vorher eine Hotelausbildung in Italien durchlaufen hatte. Alice Baerwald arbeitete im Verband der zionistischen Organisation mit, ihr Mann im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Sie organisierte die Jugendauswanderung. Nach Verkauf ihres Besitzes zogen sie in eine Stadtwohnung in Danzig um. Im August 1938 emigrierte sie mit dem Schiff über England – dorthin war ihr Mann schon vorgereist – in die USA und lebte dort in Cincinnatti/Ohio.

Alfred Fabian (geb. 1897)

Alfred Fabian wurde 1916 nach Goldberg/Schlesien eingezogen und geriet im August 1916 in russische Gefangenschaft. Ein Fluchtversuch scheiterte, er wurde ins Polizeigefängnis eingeliefert, in den Kaukasus zur Zwangsarbeit überführt und kam nach einiger Zeit in eine landwirtschaftliche Ackerbauschule. Anfang 1918 erfuhr er vom Waffenstillstand zwischen Rußland und Deutschland, bekam jetzt brieflichen Kontakt mit seinen Eltern, erlebte die russische Revolution, trat als Feodor Bergen in die rote Armee ein, entzog sich in den Wirren der revolutionären Kämpfe auf ein deutsches Kriegsschiff am Schwarzen Meer. Im Heimkehrlager Darnitza bei Kiew hörte er von der Revolution in Deutschland; Ende November durfte er nach Deutschland aufbrechen, am 7.12.1918 traf er in Königsberg ein, am 10.12. in Berlin. In Marineuniform bekam er Anschluß an revolutionierende Matrosenbataillone.

Als kaufmännischer Lehrling ging er in seine alte Firma zurück, wurde bald entlassen, beteiligte sich weiter an den revolutionären Kämpfen, trennte sich nach starken Auseinandersetzungen von seinem Elternhaus und lebte vom Handel mit Bildern. Am 23. Mai 1925 heiratete er eine russische Tänzerin, von der er sich bald wieder scheiden ließ. Er siedelte nach Dresden um, hei-

ratete am 27.11.1929 zum zweiten Mal und lebte vom Handel und von Vertretungen.

1927 wurde er Mitarbeiter des "Sächsischen Filmdienstes" und machte sich 1932 selbständig in Kooperation mit diesem Filmdienst. Nach der Machtübergabe an Hitler leitete er sein Geschäft von Basel aus. Am 18.8.1933 wurde er auf einer Geschäftsreise verhaftet und blieb ohne Verhör und Angabe von Gründen acht Tage in Haft. Aus geschäftlichen Gründen ließ er sich 1934 katholisch taufen. Wieder wurde er inhaftiert, weil er sich handgreiflich gegen antisemitische Beschimpfung gewehrt hatte. Er trennte sich von seiner Frau. Ehe er seinen Plan verwirklichen konnte, nach Wien überzusiedeln, wurde er am 18.4.1935 verhaftet, am 8.7.1935 wieder entlassen und am 19.7.1935 erneut verhaftet und ins Konzentrationslager Kislau/ Baden überführt. In vielen Zeitschriften wurde über ihn berichtet, es erschien eine Sondernummer des "Stürmers" über Alfred Fabian. Im März 1936 durfte er zu einer mündlichen Verhandlung nach Dresden fahren; er erfuhr, daß er für die Entlassung am 1.5.1936 vorgesehen sei, wenn er auswandere. Er plante, nach Marokko in die Fremdenlegion zu gehen, wurde aber nicht entlassen, sondern kam am 16.1.1937 nach Dachau, am 25.9.1938 nach Buchenwald. Am 21.5.1939 erreichte ihn die Nachricht seiner Entlassung, seine Schwester und sein Schwager hatten sich für ihn eingesetzt. Für den 14.6.1939 wurde seine Passage nach Shanghai gebucht. Am 3.6.1939 sollte er entlassen werden, die Entlassung wurde jedoch rückgängig gemacht, ehe er das Lager verlassen hatte. Am 8.6.1939 wurde er dann tatsächlich entlassen, und ohne Gepäck verließ er über Berlin und Wien von Venedig aus Europa.

Hellmuth Falkenfeld (geb. 1893)

Hellmuth Falkenfeld studierte in Freiburg Philosophie und gab ein Buch "Wort und Seele" heraus. Als Kriegsfreiwilliger wurde er beim Feldartillerieregiment in Frankfurt/Oder eingesetzt. Er kam zum Felddienst an die Westfront, wurde verwundet, kam wieder ins Feld, wurde eines Knieleidens wegen kriegsverwendungsunfähig geschrieben und arbeitete im Kriegsministerium in Berlin. Er erhielt das Eiserne Kreuz und das Verwundetenabzeichen.

Nach seiner Heirat wurde er 1917 Vater einer Tochter und bestand sein philosophisches Doktorexamen an der Universität Berlin. Er wurde Mitglied der

SPD. 1926 ließ er sich scheiden, im gleichen Jahr veröffentlichte er das Buch "Einführung in die Philosophie". 1927 heiratete er zum zweiten Mal. Er lebte 1926 bis 1928 von seiner schriftstellerischen Tätigkeit, arbeitete im Rundfunk mit, verfaßte Hörspiele und dozierte Philosophie an der Volkshochschule.

1933 beteiligte er sich am Protestmarsch gegen Hitler, er erlebte Denunziationen und Hausdurchsuchungen. Nach seiner Entlassung als Volkshochschullehrer traf er sich privat mit einigen Hörern, er begann französisch zu schreiben und zu dichten und arbeitete als Buchhalter im photographischen Labor seiner Frau. Es gelang ihm, ein Affidavit zu bekommen, und er verließ mit seiner Frau am 19.10.1938 Deutschland und emigrierte über Rotterdam und England – wo er seine Tochter wiedersah – in die USA.

Eugene Federlein (geb. 1898)

Eugene Federlein wurde 1914 aus der Unterprima nach Straßburg zur Fußartillerie eingezogen und nach viermonatiger Ausbildung ins Feld geschickt. Er geriet in englische Gefangenschaft. Bei Kriegsende waren sein Vater tot und seine Mutter krank. Er baute das väterliche Geschäft wieder auf, bis die Inflation es zum zweiten Mal fast vernichtete und er neu anfangen mußte.

Er wurde Vorstandsmitglied einer pazifistischen Gesellschaft; nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 rechnete er mit einer Verhaftung und versteckte sich zeitweise. Ab Frühjahr 1937 bemühte er sich verstärkt um Affidavits für die USA. Im Sommer 1938 verkaufte er das väterliche Geschäft, das 42 Jahre bestanden hatte. In der Pogromnacht konnte er einer Verhaftung entgehen. Anfang 1939 emigrierte er mit seiner Familie mit dem Schiff in die USA.

Fritz Goldberg (geb. 1898)

Fritz Goldberg studierte von 1918-1922 Germanistik, Literatur und Theaterwissenschaften in Berlin; während seines Studiums war er als Schauspieler tätig. 1922 setzte er sein Studium in Köln fort, 1923 wurde er zum Dr. Phil promoviert. Von 1923-1925 war er als Journalist tätig, zunächst als freier Mitarbeiter bei verschiedenen Tageszeitungen und Zeitschriften und dann als Redakteur bei einem Berliner Vorortblatt. 1925 heiratete er, 1937 wurde eine Tochter, 1938 ein Sohn geboren. Von 1926-1929 war er als Dozent für Sprache und Literatur an der Volkshochschule in Berlin; 1929 bekam er eine

Anstellung als Dramaturg in einem großen deutschen Theaterverlag. 1936 mußte er seine Tätigkeit dort aufgeben. Von 1936-37 versuchte er seine Existenz als Kaufmann zu sichern, mußte jedoch diese Tätigkeit aufgeben, weil die Firma, deren Inhaber ein Jude war, aufgelöst wurde. Im Frühjahr 1938 entschloß er sich zur Emigration, doch die Formalitäten zögerten sich bis zum Jahresende hinaus.

Am 10.11.1938 wurde er verhaftet und in einem Konzentrationslager interniert. Ende 1938 verließ Fritz Goldberg Deutschland, zunächst ohne seine Familie, und emigriert, über England in die USA.

Walter Gottheil (geb. 1888)

Nach seiner Lehre wurde Walter Gottheil in einem großen Berliner Warenhaus angestellt, als Jude aber sofort wieder mit zwei Monatsgehältern entlassen. Damals schon wollte er nach Rußland auswandern, doch seine Mutter starb plötzlich; er blieb in Deutschland und trat offenbar in das väterliche Geschäft ein. Er stand dem Zionismus und der Sozialdemokratie nahe. 1914 wurde er nicht sofort wehrpflichtig, trug Gestellungsbefehle für die Pferderequisition aus, wurde dann ins Landsturmregiment in der Heimat eingezogen, wieder entlassen und im Kriegshilfsdienst in der Kriegswirtschaft eingesetzt.

Nach dem Krieg starb sein Vater, und er übernahm das Geschäft bis Ende 1933. In der Pogromnacht 1938 wurde er verhaftet und kam ins KZ Sachsenhausen. Sechs Wochen später wurde er entlassen und konnte mit seiner Frau und seinem 16jährigen Sohn nach Palästina auswandern.

Leo Grünebaum (geb. 1888)

Leo Grünebaum erhielt nach seinem Abschluß am Lehrerseminar in Alzey, Hessen, eine staatliche Anstellung als Schulverwalter in Gonsenheim. Dort war er bis 1910 tätig. Im Jahr 1909 legte er die 2. Lehrerprüfung ab und immatrikulierte sich an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften an der Universität Frankruft a. M. In den Jahren 1907-1915 erteilte er nebenberuflich Religionsunterricht in den Gemeinden Bretzenheim und Finthen, die zum Rabbinat Mainz gehörten.

Von 1910-1920 war er als Lehrer in Mombach/Mainz an der Volksschule; unterbrochen wurde seine Tätigkeit durch den Krieg. Am Ersten Weltkrieg

nahm er 1916/17 teil und war an der Front bei Charleroi eingesetzt; nach einer Lungenentzündung wurde er aufgrund der Kriegsunfähigkeit von 1917-Ostern 1919 als Lehrer nach Wennings abgeordnet, zum "kommissarischen Heimatdienst".

Im Juli 1920 heiratete Leo Grünebaum Beate Oppenheimer, 1922 wurde seine Tochter, 1924 sein Sohn geboren. Ab 1920 war er als Lehrer an der Leibnitzschule in Mainz, 1924 ließ er sich dort beurlauben und studierte in Köln an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität. Nebenher übte er eine kaufmännische Tätigkeit in der Schuhgroßfirma seiner Verwandten, der Gebr. Grünebaum, aus.

1926 kehrte er nach Mainz zurück und unterrichtete an der Schule in der Eisgrubstraße. 1927 ließ er sich an die Israelitische Schule Lützowstraße in Köln versetzen. Dort war er bis 1938 tätig. Am 27.10 1938 erhielten er und seine Familie die Visa für die USA. Er wurde am 10.11.1938 verhaftet, am 15.11. wieder freigelassen, weil er sein Auswanderungsvisum vorzeigen konnte. Kurz vor der Ausreise in die USA am 13.12. 1938 starb durch Herzschlag seine Schwiegermutter; am 22.12. 1938 verließ die Familie Grünebaum Deutschland.

1940 lebte Leo Grünebaum in Bridgeport, Conn.

Max Hirschberg (geb. 1883)

Max Hirschberg diente nach dem Abitur als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie in München, danach studierte er in München, Berlin und Leipzig Jura und legte nach seiner Praxis bei Gerichten 1910 sein großes Staatsexamen ab. Er ließ sich als selbständiger Rechtsanwalt 1911 in München nieder.

Von 1914 bis 1918 war er an der Westfront Soldat, wurde Unteroffizier, Leutnant und Batterieführer einer Fliegerabwehr-Batterie, mit der ihm der Rückzug über die Rheinbrücken gelang. Er besaß das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Anfang Dezember 1918 wurde er aus dem Militärdienst entlassen.

Am 15.1.1920 heiratete er die Tochter eines jüdischen Kaufmanns in München, 1921 wurde sein Sohn Erich geboren, die Tochter seiner Frau aus erster Ehe gehörte auch zur Familie.

1919 bis 1933 vergrößerte sich seine Praxis immer mehr. Er war Anwalt in Strafsachen und in politischen Prozessen. Im Dolchstoßprozess gegen Coss-

mann 1925 gelang ihm die historische und politische Widerlegung der Dolchstoßlegende. 1927 hatte er einen Prozeß gegen Hitler persönlich um dessen Geldquellen und dessen Stellung zu den Deutschen in Südtirol zu führen. Nach 1930 verteidigte er Reichsbanner-Leute in Prozessen gegen Nationalsozialisten, 1932 erreichte er ein Verbot der SA und SS bei der Reichsregierung. Er war Demokrat und Antifaschist. In politischen Vorträgen kämpfte er um Demokratie und Freiheit, er war überzeugter Gegner der Todesstrafe. Der antisemitischen Hetze wegen zog er mit seiner Familie 1931 von Solln nach München um.

Nach Hitlers Machterübernahme betrieb er sofort seine Auswanderung. Nach dem 30.1.1933 setzte er bis zum 9.3. seine Anwalttätigkeit fort. Seine Frau riet zur Flucht, aber er wollte den 14jährigen Kampf nicht aufgeben. Im März 1933 wurde Max Hirschberg in Schutzhaft genommen und nach 5½ Monaten entlassen. Er betrieb seine Flucht, arbeitete aber als Anwalt weiter, um nicht aufzufallen, und konnte am 24. April 1934 über Friedrichshafen in die Schweiz reisen, während Frau und Sohn über Lindau einreisten. Zur Zeit des Preisausschreibens lebte er in New York.

Hermann Klugmann (geb. 1885)

Hermann Klugmann wurde 1904 Volksschullehrer an der israelitischen Volksschule in Kleinelbstadt, von 1906 bis 1908 war er als Lehrer an der Präparandenschule in Burgpreppach, von 1908 bis 1909 Präfekt an der jüdischen Waisenanstalt in Fürth, 1909 bis 1917 Lehrer an der Präparandenschule Höchberg, unterbrochen durch ein Hochschulstudium in Mathematik, Physik und Chemie in München von 1912 bis 1914. Im Sommer 1915 bestand er die Reifeprüfung und im Herbst 1915 die Prüfung für das Lehramt an Lehrerbildungsanstalten. Nebenberuflich studierte er Pädagogik, Psychologie und Philosophie in Würzburg und legte im Februar 1917 die Doktorprüfung in diesen Fächern ab.

Im Mai 1917 wurde er eingezogen und war bis 1918 an der Westfront. Nach dem Krieg wurde er Lehrer für jüdische Religion an einer Höheren Knaben Handelsschule in München. Er heiratete 1919; 1920 wurde sein Sohn Alfred geboren. Auf Grund der Nürnberger Gesetze von 1935 wurde er zum 31.12.1936 in den Ruhestand versetzt. Freiwillig und ehrenamtlich unterrichtete er in der jüdischen Gemeinde. Seinen Sohn schickte er Anfang 1936 in die Schweiz.

Während des Pogroms im November 1938 war er zur Beerdigung seines Schwiegervaters in der Schweiz, von dieser Reise kehrte er nicht mehr nach Deutschland zurück. Zur Zeit des Preisausschreibens lebte er in Allston/Massachusselts.

Max Kronenberg (geb. 1894)

Max Kronenberg wurde bei einem Feldartillerie-Regiment in Rußland eingesetzt. Ende 1917 wurde er aus dem Frontdienst zurückgezogen, weil er als Ingenieur-Student der Artilleriewerkstatt Spandau zugeteilt wurde. Nach dem 9.11.1918 nahm er sein Studium an der Technischen Hochschule Berlin wieder auf.

Er heiratete und 1923 wurde seine Tochter geboren. Er arbeitete als Ingenieur in Maschinenfabriken, von 1920 bis 1927 trieb er private wissenschaftliche Studien, promovierte zum Dr. Ing. und habilitierte sich. Von 1927 bis 1934 war er als Privatdozent an der Technischen Hochschule, als vereidigter Sachverständiger an Gerichten und als Gutachter und Schiedsrichter in technischen Fragen tätig. Der Aufforderung 1933, seine Privatdozentur aufzugeben, folgte er nicht, am 27.3.1934 wurde ihm die Lehrberechtigung entzogen. Er erhielt keine Aufträge mehr als Sachverständiger, der Verein Deutscher Ingenieure betrachtete seine Mitgliedschaft als erloschen. 1935 übernahm er die Leitung einer Maschinenfabrik in Ostdeutschland. Das Angebot einer Professur in Moskau 1934 hatte er abgelehnt. 1936 emigrierte er in die USA. Er lebte 1940 in Cincinnati/Ohio.

Ernst Loewenberg (geb. 1896)

Im August 1914 machte Ernst Loewenberg das Notabitur, meldete sich als Kriegsfreiwilliger, wurde jedoch abgewiesen und arbeitete in der Bahnhofshilfe für Soldaten, danach im Büro der Kriegshilfe. Im Winter 1914 begann er sein Studium an der Universität Berlin, war Mitarbeiter bei der Nationalen Frauenhilfe und der Materialsammlung. Im Sommer 1916 ging er zur Heidelberger Universität. Im Oktober 1916 wurde er von einem jüdischen Stabsarzt wehrtauglich geschrieben, wurde ab Januar 1917 ausgebildet, rückte Ostern ins Feld, bekam im November das Eiserne Kreuz und die Gefreitenknöpfe. Im Januar 1918 kam er ins Lazarett, wurde im Mai garnisonsverwendungsfähig geschrieben, war in Trier, bis er im September 1918 an die Kriegsrohstoffabteilung in Berlin versetzt wurde.

Im Januar 1919 nahm er sein Studium wieder auf, machte sein Doktor- und Staatsexamen 1921 und wurde Kandidat an der Lichtwark-Schule in Hamburg. Er unterstützte seinen Vater in der Verwaltung seiner Privatschule und unterrichtete dort auch nebenamtlich, außerdem veröffentlichte er Aufsätze und übernahm Vorträge.

Nach dem Tod seines Vaters übernahm er im Februar 1929 dessen Privatschule als Leiter; er löste sie Ostern 1931 auf, weil die Schülerinnenzahlen zu gering geworden waren. Er ging an die Lichtwark-Schule zurück. Nach den Sommerferien 1933 war die Schule gleichgeschaltet (im Oktober 1936 ganz aufgegeben), er wurde in die unteren Klassen versetzt, durfte keine kulturkundlichen Fächer mehr unterrichten. Zum 31. 3. 1934 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er fand neue Arbeit in der jüdischen Talmud-Tora-Schule. Privat arbeitete er mit Lichtwark-Schülern weiter, bis sie denunziert wurden und das Abitur der Schüler in Frage gestellt war.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit war Ernst Loewenberg stellvertretender Gemeindevorsteher der jüdischen Gemeinde in Hamburg, seit 1929 vom liberalen Flügel in den Vorstand gewählt, Anfang 1933 wurde er Vorsitzender des Repräsentantenkollegiums, im Herbst 1933 war er einer der drei Vertreter Hamburgs bei der Gründung der Reichsvertretung der Juden. Im April 1933 wurde die "Beratungsstelle" für jüdische Wirtschaftshilfe (Berufsumschichtung, Erstausbildung, Sprachkurse, Wanderungsberatung und -finanzierung, Arbeitsbeschaffung) gegründet, er wurde der Obmann für Lehrer. 1934 bis 1938 leitete er das Jugendamt der Gemeinde (Erholungsfürsorge, Tagesferienkolonie, Jugendherberge, Erholungsheim, Kindergarten und Freizeit-Jugendheime, Waisenhaus für Mädchen).

Im August 1938 wurde sein Antrag zur Verlegung des Wohnsitzes in die USA genehmigt, seine Pension allerdings beschlagnahmt. Ernst Loewenberg emigrierte im November 1938 vor der Pogromnacht mit seiner Frau und den beiden Söhnen in die USA.

Ida Fanny Lohr (geb. 1884)

Ida Fanny Lohr heiratete 1913 und übernahm mit ihrem Mann zusammen das Handschuhgeschäft ihrer Schwiegermutter in München. Kurz vor dem Krieg wurde der erste Sohn geboren. Ihr Mann mußte bei Kriegsausbruch sofort zum Heer einrücken, das Geschäft florierte nicht mehr, sie bekam Unterstützung von der Wohlfahrt und machte Näharbeiten für das Wohl-

fahrtsamt. Im April 1917 gebar sie Zwillinge. Die Kinder wurden bei Pflegemüttern auf dem Land aufgezogen. Ihre Eltern in Berlin starben. Im Januar 1919 wurde ihr Mann vom Heer entlassen, er war am Kampf gegen die Revolution beteiligt. Die Kinder wurden vom Land zurückgeholt.

Der älteste Sohn fand nach seinem Handelsschulabschluß als Jude keine Arbeit und siedelte nach Frankreich über; als er dort seine Arbeit verlor, ging er in die Fremdenlegion. Der jüngste Sohn bekam die Einreiseerlaubnis in die USA; die Tochter arbeitete im elterlichen Geschäft mit. Der Mann wurde denunziert, sie stellten ihren Ausreiseantrag und suchten nach einem Käufer für das Geschäft. Ida Fanny Lohr wurde ein Besuch in Frankreich gestattet, und sie besuchte ihren Sohn in Afrika. Wieder in Deutschland, wurde sie denunziert und am 17. Januar 1938 verhaftet. 14 Monate war sie im Gefängnis und im KZ Lichtenburg in der Elbeniederung, auch ihr Mann wurde von der Gestapo verhaftet. Ihre Tochter betrieb die Auswanderung weiter, ihr Mann wurde entlassen und emigrierte mit der Tochter. Am 23.2.1939 wurde Ida Fanny Lohr aus dem KZ entlassen und es gelang ihr, am 8.4.1939 von Hamburg aus ihrem Mann und ihrer Tochter in die USA zu folgen. Sie lebte zur Zeit des Preisausschreibens in New York.

Rafael Mibberlin (geb. 1893)

Rafael Mibberlin studierte ab 1911 an der Universität Berlin Medizin und an der "Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" jüdische Wissenschaft. Er trat der zionistischen Studentenverbindung bei. Seine ärztliche Approbation erreichte er 1917. Als Assistenzarzt der Reserve trat er in den Kriegsdienst und blieb bis zum März 1919 beim Militär. Weil er Jude war, war eine Universitätskarriere für ihn unmöglich; er wurde Assistenzarzt in einer privaten Augenklinik in Berlin bis 1924 und war gleichzeitig schon niedergelassener Arzt mit kleiner Praxis. Er betätigte sich schriftstellerisch und journalistisch. 1926 heiratete er, 1934 wurde seine Tochter geboren. Nach der Machtübernahme Hitlers wurde die 16jährige Tätigkeit für einen medizinischen Verlag beendet, ein anderer Verlag schickte ihm ein schon angenommenes Buch zurück. Den ersten Gedanken an eine Auswanderung nach Palästina hegte er schon vor dem 1.4.1933. 1936 gab es keine Hoffnung auf Arbeit in Palästina mehr, weil schon zu viele Ärzte dorthin emigriert waren. Im Herbst 1937 bekam er das Affidavit von Verwandten in Kalifornien und wanderte im Februar 1938 mit seiner Familie aus. Er lebte in San Francisco/Kalifornien.

Hugo Moses (geb. 1895)

Ab 1919 bemühte Hugo Moses sich um seine Existenzgründung. Er arbeitete in einer Großbankfiliale im Rheinland und bekam 1920 eine Anstellung im größten jüdischen Bankhaus Deutschlands. Hier blieb er, bis es in "arische" Hände überging. Er heiratete, zwei Kinder, Tochter und Sohn, wurden ihm geboren. Im April 1933 gab er alle Vorstandsposten in den Vereinen, in denen er sich engagiert hatte, ab und trat aus den Vereinen auch aus. In der Pogromnacht 1938 wurde seine Wohnung zerstört, am nächsten Tag wurde er verhaftet. Weil "arische" Bekannte sich einsetzten, wurde er am 18.11.1938 wieder entlassen. Er bereitete seine Emigration vor und konnte mit seiner Familie Deutschland im Sommer 1939 verlassen. Zur Zeit des Preisausschreibens lebte er in Rochester, New York.

Siegfried Neumann (geb. 1895)

Ostern 1913 begann Siegfried Neumann in Berlin mit dem Jurastudium. (Sein Vater war 1904 verstorben, mit fünf unversorgten Kindern ließ die Mutter trotzdem zwei Söhne studieren, der 6 Jahre ältere Bruder bereitete sich gerade auf sein Staatsexamen vor.) Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig zur Feldartillerie, nach einer beschleunigten Ausbildung wurde er im November 1914 an der Ostfront eingesetzt. Als Unteroffizier kam er in den Heimaturlaub, danach zu einem Flakzug und wieder an die Ostfront, darauf zur Entfernungsmesser-Schule nach Gent und an die Westfront. Den Offiziersaspirantenkurs verließ er ohne Qualifikation als Offizier, weil er Jude war. Er setzte im März sein Studium in Freiburg fort und kam im Oktober 1918 noch einmal an die Westfront, von dort krank ins Lazarett nach Göttingen. In Berlin erlebte er die Revolution.

Im Januar 1919 setzte er sein Studium in Greifswald fort, schrieb seine Doktorarbeit, machte das erste Staatsexamen in Stettin, wurde Referendar in Kleinstädten in Posen und Brandenburg, zuletzt in Berlin. Er wurde Hilfsrichter am Kammergericht. Im Spätsommer 1922 legte er das große Staatsexamen ab, übernahm eine Anwaltsvertretung, wurde Staatsanwalt an einem Landgericht und ließ sich im Sommer 1923 als Anwalt in der Nähe Berlins nieder. 1925 wurde ihm das Notariat übertragen. Er war Mitglied der Demokratischen Partei und zweiter Vorsitzender der Ortsgruppe. 1924 hatte er geheiratet, eine Sohn und eine Tochter wurden geboren.

Als Frontkämpfer wurde er nach dem Boykottag wieder als Anwalt zugelassen, im September 1933 verlor er das Notariat, eine Klage dagegen scheiterte. Im November 1935 bezog er noch einen Neubau mit Wohnung und Büro, weil eine Auswanderung nach Palästina wegen der Devisensperre unmöglich war.

Beim Novemberpogrom wurde er gefangengenommen, konnte fliehen, meldete sich aber bei der Polizei, weil er glaubte, damit vor der SS sicher zu sein. Er wurde in "Schutzhaft" genommen und ins KZ gebracht. Seine Frau besorgte die Auswanderungspapiere und die Fahrkarten nach Shanghai. Er wurde entlassen, wickelte seine Praxis ab und bereitete sich auf die Auswanderung vor. Er lernte Englisch und die Herstellung von flüssiger Seife und kunstgewerblichen Damengürteln. Am 26.3.1939 war der Tag seiner und seiner Familie "Austreibung" aus Deutschland.

Henriette Necheles-Magnus (geb. 1898)

Henriette Necheles Magnus begann während des Krieges ihr Medizinstudium in Heidelberg, erlebte hier die Revolution, studierte danach in Hamburg und Freiburg, machte ihr Staatsexamen, promovierte und bekam eine Praktikantenstelle in der Kinderchirurgie in Freiburg. Aus finanziellen Gründen mußte sie ins Elternhaus zurück und führte im Wandsbeker Stadtkrankenhaus das Praktikum weiter. Im Hamburger Krankenhaus erhielt sie ihre frauenärztliche Ausbildung.

Ab 1924 praktizierte sie in Wandsbek in einer eigenen Praxis. 1931 heiratete sie einen Arzt aus Hamburg. Am 1. Juli 1933 mußte sie ihre Praxis aufgeben, weil ihr die kassenärztliche Zulassung entzogen wurde. In der Praxis ihres Mannes praktizierte sie für Privatpatientinnen weiter und ersetzte ihm die Sprechstundenhilfe, bis auch er seine Zulassung verlor.

Drei Wochen vor der Geburt ihres zweiten Kindes erreichte sie mit ihrer Familie die USA. Sie lebte zur Zeit des Preisausschreibens in Chicago.

Max Moses Polke (geb. 1895)

1914 begann Max Moses Polke sein Studium in Breslau: Jura und Nationalökonomie, aber auch Psychologie und Philosophie. Da er den Weg zum Zionismus gefunden hatte, belegte er auch Kurse in jüdischer Geschichte und trat der Verbindung jüdischer Studenten bei. Als Kriegsfreiwilliger wurde er an die Ostfront in Rußland, nach einer Typhusbehandlung in der Heimat in Litauen eingesetzt. Als Gefreiter kam er in den Garnisonsdienst in Breslau, danach an die Westfront. Nach seiner Entlassung aus dem Heerdienst am 30.11.1918 erreichte er nach einer Reise durch Deutschland am 21. 12. 1918 Breslau.

Als Werkstudent führte er sein Studium zu Ende, 1920 machte er sein Referendarexamen und die Doktorprüfung, nach seiner praktischen Ausbildung ließ er sich als Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht Breslau nieder. 1930 wurde ihm das Notariat übertragen. Er heiratete, seine drei Söhne wurden 1924, 1928 und 1933 geboren.

Zwei Jahre war er Mitglied der SPD. Seit 1932 ging seine Anwaltpraxis zurück, nach dem Boykottag erhielt er als Frontkämpfer die Zulassung zurück, doch er wurde aus dem Amt als Notar entlassen. Den Lebensunterhalt bestritt die Familie aus dem Schuhgeschäft seiner Frau, das sie seit dem Tod des Vaters 1932 übernommen hatte. Max Moses Polke engagierte sich in der Breslauer Synagogengemeinde und in der Ortsgruppe der Misrachi. Sein Einsatz für Minderheitenrechte für die Juden Deutschlands blieb erfolglos. Im Juli 1938 nahm er eine Beschäftigung bei der jüdischen Arbeiter- und Wandererfürsorge auf.

1937 war seine Frau zur Vorbereitung ihrer Auswanderung nach Palästina gereist. Die Familie erhielt die Erlaubnis zur Ausreise bis zum 30.9.1938. Max Moses Polke erlangte eine Fristverlängerung, um das Geschäft seiner Frau aufzulösen. In der Pogromnacht gelang ihm die Flucht nach Berlin, hier wurde er jedoch gefangen genommen und nach Buchenwald transportiert. Am 25.11.1938 wurde er zur Auswanderung entlassen, am 18.12.1938 übersiedelte er mit seiner Familie und einem Mündel nach Palästina.

Friedrich Solon (geb. 1882)

Friedrich Solon studierte im Wintersemester 1900/01 Jura in München und wechselte im Sommersemester 1901 nach Lausanne. Anschließend setzte er bis 1904 sein Studium in Berlin fort. 1905 wurde er Referendar an verschiedenen Land- und Kammergerichten und 1911 Assessor. Von 1905-1906 leistete er seinen Einjährigen Wehrdienst in Augsburg ab. Von 1911-1920 war er Syndikus im Ullstein Verlag in Berlin; von 1920-1925 Mitinhaber der väterlichen Sargfabrik Solon & Co. 1912 heiratete er, 1912, 1918 und 1919 wurden seine Töchter geboren.

1926 wurde er Sozius in einer Rechtsanwaltpraxis und beantragte die Zulassung zum Notar, 1932 kündigte sein Geschäftspartner die Sozietät und Friedrich Solon übernahm die Praxis eines verstorbenen Kollegen. 1935 wurde ihm das Notariat entzogen; 1938 plante er seine Auswanderung, schied als Rechtsanwalt aus und emigrierte 1939 nach London.

Kriegsgeneration

W.M. Citron (geb. 1905)

Nach seinem Abitur wurde W.M. Citron kaufmännischer Lehrling bei der Karl Lindström Aktiengesellschaft, einer Grammophonfabrik, mit der Aussicht, später ins Ausland geschickt zu werden. Am Feierabend kaufte und verkaufte er Bücher, um etwas hinzu zu verdienen. Er war Mitglied des republikanischen Jugendbundes "Schwarz-rot-gold", arbeitete an dessen Zeitung mit und belegte Vorlesungen über Geschichte und Nationalökonomie an der Universität. Nach Abschluß der Lehre wurde er von seiner Firma zwei Jahre nach Spanien geschickt, anschließend war er Sekretär eines Direktors dieser Fabrik in Berlin. Nebenbei schrieb er für Zeitungen. Von 1928 bis 1930 lebte und arbeitete er in Paris, ab 1930 arbeitete er für Berliner Zeitungen und den Berliner Rundfunk.

1931 heiratete er. Seine Frau führte einen kleinen kunstgewerblichen Betrieb. 1932 pachteten sie gemeinsam den größeren Fabrikationsbetrieb einer Stoffdruckerei mit Handbetrieb. Diese Betriebserfahrung erschien ihm für ein Leben im Ausland, das er jetzt schon plante, nützlich. Seine journalistische Tätigkeit gab er auf.

Im Mai 1934 emigrierte er mit seiner Frau in die USA, weil die Lebens- und Geschäftsbedingungen für Juden in Deutschland immer schwieriger geworden waren.

Sophoni Herz (geb. 1905)

Sophoni Herz verließ Weihnachten 1920 die Schule ohne Abschluß. Sein Vater fand nach einigen Wochen eine Lehrstelle in einer großen Verlagsbuchhandlung für ihn. 1926 wurde er auf eigenen Wunsch mit sehr gutem Zeugnis entlassen. Er wurde Schriftleiter und Reporter einer Lokalzeitung in

Bad Homburg, gleichzeitig war er Korrespondent für andere Blätter, z.B. die "FZ".

Seit 1925 war er aktives Mitglied des "Reichsbanner Schwarzrotgold", 1929 wurde er Mitglied der SPD. Am 31. März 1933 wurde er auf Druck des Ortsgruppenleiters der NSDAP aus der Redaktion entlassen und mußte auch seine Korrespondententätigkeit für andere Zeitungen einstellen. Er fand Arbeit als Volontär bei einem ihm bekannten Buchbindermeister in Bad Homburg, engagierte sich für die jüdische Jugend (Freizeitgestaltung und Nachhilfe) und hielt Vorträge über jüdische Geschichte in jüdischen Kulturvereinigungen.

Aus Furcht vor Nachstellungen der Nazis flüchtete er 1935 nach Berlin, wo seine Geschwister lebten. Im Januar 1936 fand er dort Arbeit bei einem Buchbinder. Im April 1936 wurde er Leiter und Erzieher eines viermonatigen Schülerferienlagers, danach arbeitete er als Hauslehrer und Buchbinder wieder in Berlin. Im Herbst 1937 wurde er von der "Reichsvertretung der Juden in Deutschland" für eine heimpädagogische Ausbildung angenommen und leistete ein Praktikum in einem Waisenhaus in D. (30.000 Einwohner, nahe dem Ruhrgebiet). Da die Ausbildung aus politischen Gründen nicht stattfinden konnte, blieb er als Erzieher im Waisenhaus und wurde im Herbst 1938 der Leiter, Am 10. November erlebte er hier das Pogrom, am 17. November wurde er mit den Kindern in ein jüdisches Lehrlingsheim nach Kn., 120 km entfernt, gebracht. Von hier aus organisierte er die Auswanderung der Kinder nach Belgien und Holland. Im Februar 1939 wurde er Nachfolger des Erziehers im Lehrlingsheim. Am 20. Juli 1939 wanderte er nach Nord-Irland aus und lebte in Belfast. Bei Kriegsausbruch wurde er als "Feind" interniert und in ein Internierungslager in Australien überstellt.

Harry Kaufman (geb. 1912)

Ab 1922 besuchte Harry Kaufman die Oberrealschule, 1928 legte er das Einjährigen-Examen ab und begann eine kaufmännische Lehre in einem großen Schuhgeschäft, in dem er bis zur Auswanderung 1938 als Einkäufer und Manager arbeitete. Er war Mitglied im "Verein für das Deutschtum im Ausland".

Harry Kaufman verließ mit seiner Frau am 10.11.1938 die Stadt Essen, um einer Verhaftung zu entgehen und fuhr nach Stuttgart, wo er ein paar Tage später die Einreisevisa in die USA abholen konnte. Das Ehepaar wurden

unterwegs zweimal verhaftet und wieder frei gelassen. Auch in Stuttgart wurde er trotz seiner Visa noch einmal verhaftet und teilte mit 35 Männern eine Zwei-Mann-Zelle. Mit einem Ausweis der Gestapo, der bestätigte, daß er aus der Schutzhaft entlassen sei, weil er auswandern wolle, kamen beide nach Essen zurück. Noch am gleichen Abend verließ er Deutschland aus Angst vor dem Konzentrationslager. Seine Frau folgte ihm sechs Tage später nach Holland, und mit dem Schiff fuhren sie nach Amerika.

Hettie Shiller (geb. etwa 1906/07)

Hettie Shiller besuchte das Gymnasium und begann ein Studium. 1926/27 fuhr sie zu Studienzwecken nach England und in die Schweiz. In Berlin erhielt sie noch vor dem Staatsexamen eine Anstellung bei der "Sittenpolizei", sie hielt einen Vortrag über "Ernährungsphysiologie" vor Sportstudenten und verfaßte die Einführung für ein Buch des Ullstein-Verlages "Moderne Ernährung". 1928 schrieb sie in Berlin an ihrer biologischen (Examens-?) Arbeit. Ihr Leben war ausgefüllt mit Reisen, Kultur, Sport und Gesellschaften. 1930 heiratete sie einen Rechtsanwalt und bezog mit ihm eine Großwohnung in Berlin, wo er auch sein Büro einrichtete. Im September 1932 wurde das erste Kind geboren.

(Das weitere Leben von Hettie Shiller kann z. Z. nicht rekonstruiert werden, da 50 weitere Manuskriptseiten nicht vorhanden sind.)

Rudolf Steiner (geb. 1903)

Rudolf Steiner wurde Ende November 1918 Volontär in der Z.schen Buchhandlung in München und blieb dort zwei Jahre. Er trat in die Kommunistische Jugend ein. Nach dem Volontariat wurde er Angestellter, aber bald entlassen. Er trat in die Kommunistische Partei ein und leistete Propagandarbeit vor den Wahlen. Er wurde verhaftet, aus Bayern ausgewiesen und ging nach Berlin. Seine Parteifreunde in München setzten sich für die Aufhebung der Ausweisung ein. 1921 bis 1923 arbeitete er in einem Münchener Verlag; als ihm wieder gekündigt wurde, kehrte er nach Berlin zurück. Eine Großbuchhandlung engagierte ihn als Vertreter für Berlin. Ende 1924 kam er nach München zurück und versuchte, schriftstellerisch tätig zu sein. Nach drei Jahren zog er wieder nach Berlin und fand Anstellung in der Buchabteilung im Kaufhaus des Westens, wurde wieder entlassen, verlegte sich auf freie schriftstellerische Arbeit und arbeitet mit dem Rundfunk zusammen. Bei

einem Preisausschreiben für die beste deutsche Novelle gehörte er zu den ersten acht, deren Arbeit veröffentlicht wurde. Ab 1931 arbeitete er nur noch für sozialdemokratische und kommunistische Blätter. Zwischenzeitlich hatte er geheiratet. 1932 wurde er Mitarbeiter der antifaschistischen Zeitschrift "Kranich". Er lehnte die Zusammenarbeit mit einem nationalistischen Verlag ab und nutzte eine Lesung im Rundfunk für kommunistische Propaganda. Beides brachte ihn in Gegensatz zu seiner Frau. Ende 1932 riet sie ihm, nach Paris umzusiedeln; er lehnte ab, weil er in Deutschland gegen Hitler mitkämpfen wollte. Mit Hitlers Machtergreifung war der Kampf verloren. Als Jude wurde er nicht in die Reichskulturkammer aufgenommen, damit war die schriftstellerische Arbeit unmöglich geworden. Er arbeitete illegal für die kommunistische Partei. Seine Frau forderte die Scheidung und trennte sich, die Wohnung wurde ihm gekündigt, weil er seine Miete nicht mehr bezahlen konnte. Als aus seinem Umfeld mehrere Personen verhaftet wurden, floh er im Juli 1934 nach Prag. Dort lebte er bis Mai 1939 und floh nach dem Einmarsch der Deutschen über Polen weiter nach England. Zur Zeit der Manuskriptabfassung lebte er in London.

Hilde Wenzel (geb. 1906)

Die Inflation zwang Hilde Wenzel, 1923 als Bürohilfe in einem kleinen Verlag Geld zu verdienen. Anschließend arbeitete sie als Verkäuferin in verschiedenen Buchhandlungen. 1930 heiratete sie einen Kollegen, wurde arbeitslos und machte sich im Winter 1932 als Stenotypistin selbständig.

Nach der Machtergreifung Hitlers wurde ihretwegen auch ihr Mann ohne Recht auf Arbeitslosenunterstützung entlassen. Zu diesem Zeitpunkt wurde sie schwanger. Das Ehepaar machte sich beruflich selbständig. Sie übernahmen eine Buchhandlung mit Antiquariat und Leihbücherei, zogen im Oktober 1933 in die Nachbarschaft dieses Geschäftes, im November wurde ihre Tochter geboren. Bis zum Frühjahr 1938 führten sie dieses Geschäft erfolgreich trotz zunehmender Schikanen der Reichschrifttumskammer. Am 30. März 1938 floh Hilde Wenzel nach Zürich, um sich von dort aus eine neue Existenz in Italien aufzubauen und holte ihr Kind nach. Ihr Mann blieb in Deutschland, führte das Geschäft weiter und wurde Soldat. Von Zürich aus beteiligte Hilde Wenzel sich an dem Preisausschreiben.

Annemarie Wolfram (geb. 1902)

Annemarie Wolfram besuchte in Goslar das Gymnasium, bestand ihr Kindergärtnerinnen- und später ihr Schwesternexamen. Sie arbeitete im Kinderheim des Roten Kreuzes in Nordholz bei Cuxhaven, danach als Krankenschwester am Jüdischen Krankenhaus in Hamburg. 1927 heiratete sie, 1929 wurde ihre Tochter geboren, sie lebten bis zur Auswanderung 1939 in Hamburg.

Am 10. November 1938 wurde ihr Mann verhaftet. Annemarie Wolfram erreichte durch die Auswanderungserlaubnis in die USA die Freilassung ihres Mannes am 23. Dezember 1938. Über Holland und England fuhren sie mit dem Schiff in die USA und lebten 1940 in New York.

Wolfgang Yourgrau (geb. 1908)

1925 machte Wolfgang Yourgrau sein Abitur. In Berlin studierte er Chemie und Physik. Er verdiente seinen Lebensunterhalt mit Nachhilfeunterricht, Klavierspiel im Kino, als Werkstudent auf einer Baustelle und bekam durch die Vermittlung Albert Einsteins ein Stipendium. Er studierte auch Philosophie und Experimentalpsychologie, schrieb seine Dissertation bei Prof. Köhler und wurde sein Juniorassistent.

Wolfgang Yourgrau wurde Regieassistent im Theater und fertigte Übersetzungen an. Er nahm Kontakt zu seinem Vater auf und besuchte ihn in Brüssel, auf dem Rückweg wurde er im brennenden Zug schwer verletzt. Am Boykottag im April 1933 wurde er im Geschäft seiner Mutter zusammengeschlagen. Seine Strafanzeige gegen die SA zog er auf Rat der Polizei zurück. Ein Brief von Hermann Hesse bestärkte ihn in seinem Auswanderungsbeschluß. Er bekam 1933 die Einreiseerlaubnis nach Palästina. Hier heiratete er eine Augenärztin, die er aus Berlin kannte. Das Ehepaar bekam eine Tochter. Wolfgang Yourgrau nahm intensive Studien auf; er wurde Referent und Lektor und war publizistisch tätig. Er lebte 1939/40 in Tel Aviv.

Egon Zeitlin (geb. 1901)

Im Dezember 1918 starb Egon Zeitlins Vater, so daß er für seine Familie sorgen mußte. Er gehörte der zionistischen Jugendbewegung "Blau-Weiß" an. Nach dem Abitur im Jahr 1920 begann er eine kaufmännische Lehre. Durch finanzielle Hilfe aus der Verwandtschaft konnte er ab Mai 1920 in

Frankfurt Rechts- und Staatswissenschaften studieren. Innen- und außenpolitische Ereignisse, Intensivierung und Beendigung des Kontaktes zu "Blau-Weiß" und das Studium selbst waren seine Lebensinhalte. Im Sommer 1922 studierte er an der Universität München und wurde dort mit dem Nationalsozialismus konfrontiert. Im Februar 1924 legte er sein Doktorexamen ab und wurde Volontär an der Industrie- und Handelskammer Frankfurt. Nach einer Italienreise wurde er Mitarbeiter im Verbands-Büro seines Onkels Leon Zeitlin, der die Geschäftsführung von 15 Wirtschaftverbänden der Industrie, des Groß- und Einzelhandels inne hatte. Er war Assistent des Onkels in allen Zweigen seiner wirtschaftlichen Tätigkeit und lernte die Konflikte mit den Gewerkschaften, mit der Ministerialbürokratie und die Interessenkämpfe innerhalb der Unternehmerschaft kennen.

1928 heiratete er, wurde Vater eines Sohnes und einer Tochter, erlebte seinen finanziellen Aufstieg, studierte nebenbei Rechtswissenschaft an der Berliner Universität und hielt Vorträge. Im Februar 1933 erörterte er zum ersten Mal mit seinem Onkel den Gedanken an die Emigration. Im Winterurlaub in den letzten Februartagen überlegte er schon, im Ausland zu bleiben und seiner Frau die Haushaltsauflösung zu überlassen. Am 24.3.1933 wurde sein Haus durchsucht, die Pässe und Geld wurden beschlagnahmt. Er ließ sich in ein Krankenhaus einweisen, um einer Verhaftung zu entgehen, wurde aber im Krankenhaus verhaftet, nach einem Verhör wieder entlassen, wieder verhaftet, wieder entlassen und unter Polizeiaufsicht gestellt. Mit Hilfe eines Hauptmanns der Feldpolizei erhielt er neue Pässe mit Ausreisesichtvermerk, wieder wurden diese beschlagnahmt und er unter Anklage gestellt. Es gelang ihm, die Pässe zurückzubekommen, und er reiste am 20. 5. 1933 nach Lüttich, seine Frau mit den Kindern folgte im Sommer. Bis März 1935 lebten sie in Paris und wanderten dann über Spanien nach Palästina weiter. 1939/40 lebte er in Tel Aviv und war in der Transferorganisation der HAAVARA tätig.

Glossar jüdischer Begriffe

Bar-mizwa bzw. bat-mizwa: ("Sohn bzw. Tochter des Gebets") Feier der Religionsmündigkeit der 13jährigen Jungen bzw. der 12jährigen Mädchen.

Chanukka: ((hebr.) Einweihung), das achttägige jüdische Lichterfest im November oder Dezember zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem. Der Familienvater entzündet am ersten Abend ein, am zweiten Abend zwei Lichter usw. am achtarmigen Chanukka-Leuchter.

Chassidim/Chassidismus: (von hebr. Chassid: den Gottesbund Wahrender, Frommer) Bewegungen im Judentum, die besonders intensive Formen der Frömmigkeit pflegen.

Kantor: (lat. "Sänger"), Vorsänger. Die Schwierigkeit der jüdischen Liturgie macht einen ständigen Kantor unentbehrlich.

Kultusbeamter: die von jüdischen Religionsgemeinden angestellten Beamten: Rabbiner, Religionslehrer, Vorbeter, Schächter, Synagogendiener. In kleinen Gemeinden sind meistens mehrere Ämter in einer Hand vereinigt.

Laubhüttenfest: hebr. Sukkot, das zur Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten, aber auch als Erntedankfest gefeiert wird. Der Brauch wird gepflegt, indem Hütten aus Laub und Zweigen errichtet werden, in denen man je nach Klima bis zu einer Woche schläft und ißt. Das Laubhüttenfest wird im Oktober gefeiert.

Mazzen/Matzen: Ungesäuerte Brotfladen aus Weizenmehl und Wasser, die beim Pessachfest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten gegessen werden.

Pessach: Ein achttägiges Fest der ungesäuerten Brote, das zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten im Frühling gefeiert wird.

Rabbi: (hebr. "mein Lehrer", "Meister") in Israel ursprünglich die ehrende Anrede eines Weisen, später auch allgemein höfliche Anrede ("Mein Herr"), zur Zeit Christi dann Ehrentitel des Schriftgelehrten, der auch Jesus beigelegt wurde.

Rabbiner: urspr. der jüd. Gelehrte, der ohne Entgelt an einem Lehrhaus die Tora und das Religionsgesetz auslegte. Heute wird der Rabbiner von einer jüdischen Gemeinde als Religionslehrer, Prediger und Seelsorger berufen. Ausbildung und Art der Ordination des Rabbiners richten sich nach der Zugehörigkeit zur orthodoxen, konservativen oder reformerischen Richtung des Judentums.

Sabbat: (hebr. Schabbat, von aufhören, ruhen) im Judentum der 7. Wochentag als Tag der Arbeitsruhe, Heiligung und geistigen Erneuerung. Er dauert vom Freitag- bis Samstagabend, ist ein völliger Ruhetag, ein Tag der Freude, der Fasten und Trauer ausschließt.

Schächten: (jidd. schechtn aus hebr. schachat "schlachten"), Vieh und Geflügel nach jüdisch ritueller Vorschrift schlachten.

Schächter: ein speziell ausgebildeter, besonders gottesfürchtiger Mann, der das Schächten der Tiere vornimmt.

Seder: bedeutet "Ordnung" und ist speziell die liturgische Ordnung für den Pessach-Abend.

Speisegesetze: Im Judentum verlangen die Speisegesetze eine strenge Trennung von Fleisch- und Milchspeisen. Koschere Speisen sind die nach diesem Gesetz erlaubten, einwandfreien Speisen. Es besteht ein Verbot, das Fleisch bestimmter Tiere, u.a. Schweine und Krebse, zu genießen.

Talmud: ((hebr.) Lernen, Lehre), neben der Tora ein zweites schriftliches Hauptwerk des Judentums. Es besteht aus der Mischna, einem Rechtskodex, und der Gemara, einer Kommentierung der Mischna.

Tora: Grundlage der jüdischen Religion. Sie beinhaltet die göttliche Offenbarung, niedergeschrieben in den fünf Bücher Moses. Die Tora steht im Mittelpunkt des Gottesdienstes und des Lebens.

Versöhnungstag: (hebr. Jom Kippur) ein hoher jüdischer Festtag, der Ende September, Anfang Oktober gefeiert wird. Er wird mit strengem Fasten, feierlichem Sündenbekenntnis und ununterbrochenem Gebet begangen.

Personenregister

- **Alexander II.**, Nikolajewitsch, geb. am 29.4.1818 in Moskau, gest. am 13.3.1881 in St. Petersburg (ermordet), Zar von 1855-1881.
- **Alexander III.**, Alexandrowitsch, geb. am 10.3.1845 in St. Petersburg, gest. am 1.11.1894 in Liwadija/Krim, Zar von 1881-1894.
- Ahlwardt, Hermann, geb. am 21.12.1846 in Krien bei Anklam, gest. am 16.4.1914 in Leipzig. Seit 1869 arbeitete er als Volksschullehrer in Neuruppin und in Berlin, seit 1881 als Rektor in Berlin. Mit Otto Böckel gründete er die Antisemitische Volkspartei, 1892-1902 war er Reichstagsabgeordneter. 1893 wurde er aus dem Schuldienst entlassen, weil er, seiner Schrift "Judenflinten" wegen, in der er die Gewehrfabrik des Juden Ludwig Loewe angegriffen hatte, zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Er setzte seine Anklagen gegen die Juden fort und wurde später auch von den Antisemiten aus der Partei ausgeschlossen.
- Auguste Viktoria Luise Feodora Jenny, Königin von Preußen, deutsche Kaiserin, geb. am 22.10.1858 in Dolzig/Niederlausitz, gest. am 11.4.1921 in Haus Doorn/Niederlande. Sie war die Tochter des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und heiratete 1881 den späteren Kaiser Wilhelm II. 1918 ging sie mit dem Kaiser nach Doorn (Niederlande).
- **Baden, Max Prinz von**, geb. 10.7.1867 in Karlsruhe, gest. 6.11.1929 in Salem. Er wurde am 3.10.1918, am Ende des Ersten Weltkriegs, Reichskanzler. Im November 1918 trat er die Regierungsgeschäfte an den sozialdemokratischen Politiker Friedrich Ebert ab.
- **Balfour**, **Arthur James**, **Earl of**, geb. am 25.7.1848 in Whittingehame/East Lothian, gest. am 15.3.1930 in Woking/Surrey, britischer Politiker.
- Bethmann Hollweg, Theobald von, geb. 29.11.1856 in Hohenfinow, Krs. Eberswalde, gest. 2.1.1921 in Hohenfinow. Studierte Rechtswissenschaften und verfolgte eine Laufbahn vom Regierungsassessor zum Regierungsoberpräsidenten. Er war von 1907-1909 Staatssekretär des Innern und von 1909-1917 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. Er wurde auf Verlangen Ludendorffs am 13.7.1917 entlassen.

- Bismarck-Schönhausen, Otto von, seit 1865 Graf, seit 1871 Fürst, seit 1890 Herzog von Lauenburg, geb. 1.4.1815 in Schönhausen bei Stendal, gest. 30.7.1898 in Friedrichsruh. Er studierte von 1832-1835 Rechtswissenschaft in Göttingen und Berlin und leistete seine Referendarzeit in Aachen und Potsdam. Anschließend bewirtschaftete er seine Güter in Kniephof und Schönhausen. Er war 1847/48 konservatives Mitglied des preußischen Vereinigten Landtags, 1849/50 Abgeordneter der 2. Kammer des preußischen Landtags und des Erfurter Parlaments und von 1851-1859 preußischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt a.M. Von 1859-1862 war er Gesandter in Petersburg und 1862 kurzzeitig Gesandter in Paris. Von 1862-1890 war er preußischer Ministerpräsident, 1867-1871 zugleich Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes und von 1871-1890 erster Reichskanzler im Deutschen Kaiserreich. Am 20.3.1890 wurde er von dem jungen Kaiser Wilhelm II. entlassen.
- Blüher, Hans, geb. 1888, gest. 1955, Schriftsteller. Er schloß sich 1902 dem "Wandervogel" an. In seinem Werk "Wandervogel, Geschichten einer Jugendbewegung" (1912) vertritt er eine von Männerbünden getragene Kultur.
- Böckel, Otto, Pseud. Dr. Capistrano, geb. am 2.7.1859 in Frankfurt/Main, gest. am 17.9.1923 in Michendorf bei Potsdam. Nach seinem Studium der Rechtswissenschaften und Nationalökonomie promovierte er 1882 in Marburg, arbeitete an der dortigen Universitätsbibliothek und veröffentlichte die Ergebnisse seiner volkskundlichen Studien. Er gründete mit Hermann Ahlwardt die Antisemitische Volkspartei, war 1887-1903 Abgeordneter der Deutschen Reformpartei im Reichstag und schrieb antisemitische Traktate. Er gab die völkischen Zeitschriften "Reichsherold", "Volksrecht" und "Volkskämpfer" heraus.
- **Buber, Martin**, jüdischer Sozialphilosoph, geb. 8.2.1878 in Wien, gest. 13.6.1965 in Jerusalem. Er hatte von 1923-1933 einen Lehrauftrag für jüdische Religionsphilosophie und –geschichte an der Universität in Frankfurt a.M. Von 1938-1951 war er Professor für Soziologie in Jerusalem. Er forschte zum Chassidismus in Osteuropa und hat mit F. Rosenzweig das Alte Testament aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt. Er trat für eine arabisch-jüdische Verständigung ein und erhielt 1953 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

- **Büchmann, (August Methusalem) Georg**, geb. am 4.1.1822 in Berlin, gest. am 24.2.1884 in Berlin. Er studierte Theologie, Philologie und Archäologie. Er arbeitete als Lehrer in Brandenburg und Berlin und wurde 1872 zum Professor ernannt. Seine "Geflügelten Worte" erschienen erstmals 1864.
- Bülow, Bernhard Graf (seit 1899) von (seit 1905 Fürst), geb. 3.5.1849 in Klein-Flottbeck, Holstein, gest. 28.10.1929 in Rom. War seit 1874 im diplomatischen Dienst und als Gesandter und Botschafter in Rom, Petersburg, Wien, Athen Paris und Bukarest. Von 1897-1900 war er Staatssekretär im Auswärtigen Amt und von 1900-1909 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. 1914/15 war er als Sonderbotschafter in Rom.
- Caprivi, Leo Graf (seit 1891) von, geb. 24.2.1831 in Charlottenburg, gest. 6.2.1899 in Skyren bei Krossen a.d. Oder. Gehörte seit 1849 dem Heer an, war von 1883-1886 Chef der Admiralität und wurde 1888 Kommandierender General des 10. Armeekorps. 1890-1894 war er Nachfolger von Bismarck im Amt des Reichskanzlers und (bis 1892) preußischer Ministerpräsident.
- Carmen Sylvia, eigentlich Elisabeth Pauline Ottilie Luise, Königin von Rumänien, Pseud. Dito und Idem, geb. am 29.12.1843 in Neuwied, gest. am 2.3.1916 in Arges bei Bukarest. Sie war Tochter des Fürsten Hermann zu Wied-Neuwied und heiratete 1869 den Prinzen Karl, der seit 1881 König Carol I. von Rumänien war. Sie übersetzte rumänische Dichtung und schrieb eigene lyrische Texte, dazu gemeinsam mit der Frau ihres Leibarztes, Mite Kremnitz, Romane, Novellen, historische Dramen, Erzählungen und Märchen. Im Unabhängigkeitskrieg gegen die Türken 1877 sangen die Rumänen das von ihr gedichtete Kriegslied "Die Wacht an der Donau".
- Chamberlain, Housten Stewart, geb. am 9.9.1855 in Southsea bei Portsmouth/Großbritannien, gest. am 9.1.1927 in Bayreuth. Er trieb naturwissenschaftliche und philosophisch-literarische Studien in der Schweiz und in Deutschland, arbeitete seit 1889 als freier Schriftsteller in Wien. 1909 heiratete er Eva von Bülow, eine Tochter Richard Wagners und Cosima von Bülows und lebte seither in Bayreuth, ab 1916 mit deutscher Staatsbürgerschaft. Er sah in seinem Schwiegervater Wagner den Höhepunkt deutscher Kultur. In seiner kulturhistorischen Programmschrift "Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (2 Bände, 1899) trat er

für eine germanische, antisemitische "Rassegemeinschaft" ein, sie sollte durch "Zuchtwahl" begründet werden. U.a. wurden Wilhelm II. und Hitler durch sein Denken beeinflußt.

- Claudius, Matthias, auch Asmus, geb. am 15.8.1740 in Reinfeld / Holstein, gest. am 21.1.1815 in Hamburg. Er stammte aus einer alten Pfarrersfamilie, studierte Theologie, Jura, Philosophie und Kameral- (Volks-) wirtschaft ohne Studienabschluß. 1771 übernahm er die Redaktion des "Wandsbeker Bothe", einer Dorfzeitung, an der viele bekannte Schriftsteller (u.a. Goethe, Lessing, Klopstock) mitwirkten. 1772 heiratete er Anna Rebecca Behn und hatte 12 Kinder mit ihr. Er war seit 1774 christlicher Freimaurer. 1775 wurde er aus der Redaktion des "Wandsbecker Boten" entlassen. Er lebte als "homme de lettres" von seinen literarischen Arbeiten, von Übersetzungen und seinem Unterricht als Privatlehrer, fand auch finanzielle Unterstützung durch Gönner und stand mit vielen berühmten Zeitgenossen in Kontakt.
- Clausewitz, Carl von, geb. 1.6.1780 in Burg bei Magdeburg, gest. 16.11.1831 in Breslau. Seit 1810 war er im preußischen Generalstab, ab 1812 war er Generalstabschef der deutsch-russischen Legion. 1815 wurde er Generalstabchef des preußischen III. Armeekorps. Mit seinem Werk vom "Vom Kriege" wurde er ein vielbeachteter Kriegstheoretiker.
- Dohm, Christian Wilhelm, geb. am 11.12.1751 in Lemgo, gest. am 29.5.1820 in Potsdam. Er studierte Theologie, Rechts- und Staatswissenschaften, war u.a. mit Moses Mendelssohn befreundet, 1776-1779 Professor der Ökonomie, Finanzwissenschaft und Statistik in Kassel, ab 1779 Kriegs- und Geheimarchivar in Preußen, ab 1786 preußischer Gesandter beim Kurfürsten in Köln, 1807 Staatsrat im Königreich Westphalen, danach Gesandter in Dresden, seit 1810 lebte er auf seinem Gut Pustleben und betätigte sich schriftstellerisch.
- Ebert, Friedrich, geb. 4.2.1871 in Heidelberg, gest. 28.2.1925 in Berlin. Er erlernte das Sattlerhandwerk, erlangte Anschluß an die illegale sozialistische Bewegung, engagierte sich gewerkschaftlich, wurde 1883 Schriftführer des Sattlerverbandes in Hannover. In der sozialistischen Bewegung übernahm er eine führende Rolle und trug wesentlich dazu bei, daß die deutsche Sozialdemokratie eine moderne soziale und politische Massenbewegung wurde. Er war seit 1893 Parteifunktionär der SPD, seit 1905 im Parteivorstand. 1912 wurde er in den deutschen

- Reichstag, 1913 neben Hugo Haase zum Parteivorsitzenden gewählt. Während des Ersten Weltkrieges avancierte er zum einflußreichsten sozialdemokratischen Politiker. Am 9.11.1918 wurde er Reichskanzler und am 11.2.1919 wählte ihn die Weimarer Nationalversammlung zum Reichspräsidenten. Am 24.10.1922 wurde seine Amtszeit um drei Jahre verlängert, diese wurde durch seinen Tod beendet er starb, weil er seiner Arbeit wegen eine Blinddarmentzündung nicht rechtzeitig behandeln ließ.
- Erzberger, Matthias, geb. 20.9.1875 in Buttenhausen, Württemberg, gest. 26.8.1921 auf dem Kniebeis bei Greisbach in Baden (ermordet). Er war seit 1903 Mitglied des Reichstags für die Zentrumspartei. Als Führer des linken Flügels des Zentrums war er Miturheber der Friedensresolution vom Juli 1917. 1919/20 war er Reichsfinanzminister. Er wurde von zwei Mitgliedern der "Organisation Consul" ermordet.
- **Eulenburg, Botho Graf zu**, geb. am 31.7.1831 in Wicken bei Bartenstein, gest. am 5.11.1912 in Berlin. Preußischer Politiker, 1878-1881 Innenminister, 1892-1894 Ministerpräsident und Innenminister in Preußen.
- Eulenburg und Hertefeld, Philipp (Friedrich Karl Alexander Botho) Fürst zu, Graf von Sandels, geb. am 12.2.1847 in Königsberg, gest. am 17.9.1921 in Liebenberg bei Templin. Nach kurzer militärischer Laufbahn studierte er Rechtswissenschaften bis zur Promotion. 1877 trat er in den diplomatischen Dienst ein und arbeitete in München, Oldenburg, Stuttgart und wieder in München, ehe er 1894 bis 1902 Botschafter in Wien war. Mit Kaiser Wilhelm II. war er eng befreundet und hatte daher auch ohne Regierungsamt bedeutenden politischen Einfluß als Vermittler zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Monarchen.
- Falkenhayn, Erich von, geb. am 11.4.1861 auf Burg Belchau bei Graudenz, gest. am 8.4.1922 auf Schloß Lindstedt bei Potsdam. 1913-1915 preußischer Kriegsminister, 1914-1916 Chef des Generalstabs des Feldheeres, durch den Kriegsverlauf verlor er beide Ämter, wurde Oberbefehlshaber der 9. Armee gegen Rumänien, 1917/18 der Heeresgruppe F im Nahen Osten und 1918 Chef der 10. Armee in Weißrußland. 1919 nahm er seinen Abschied.
- **Förster, Bernhard**, geb. am 31.3.1843 in Delitzsch, gest. am 3.6.1889 in San Bernardino/Paraguay. Er hatte eine führende Position in der antisemitischen Bewegung in Berlin inne, gründete mit Max Liebermann von Sonnenberg den Deutschen Volksverein und verfaßte mit ihm die

- "Antisemitenpetition" an den Reichstag. Mit seiner Frau Elisabeth, geb. Nietzsche, wanderte er 1886 nach Paraguay aus.
- **Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Este**, geb. 18.12.1863 in Graz, gest. 28.6.1914 in Sarajewo (ermordet). Er wurde nach dem Selbstmord (1889) des Kronprinzen Rudolf Thronfolger. Er war mit der tschechischen Gräfin Sophie Chotek verheiratet.
- Friedländer, David (Joachim), geb. am 6.12.1750 in Königsberg, gest. am 25.12.1834 in Berlin. Der Sohn eines jüdischen Silberhändlers gründete in Berlin eine Seidenfabrik. Er war Schüler und Freund Moses Mendelssohns und trat für die Emanzipation der Juden ein. 1778 wurde er Mitbegründer einer jüdischen Freischule. 1799 wurde er als erster Jude in Berlin zum unbesoldeten Stadtrat gewählt, war 1806-12 Ältester der Judenschaft in Berlin und erwirkte für sie 1812 das Bürgerrecht.
- Friedrich III., (als Kronprinz Friedrich Wilhelm), deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. am 18.10.1831 in Potsdam, gest. am 15.6.1888 in Potsdam. Der Sohn des späteren Kaisers Wilhelm I. entwickelte unter dem Einfluß seiner Mutter und seiner englischen Gemahlin Viktoria liberale Ansichten und stand damit in Distanz zur Politik seines Vaters und Bismarcks. Er war maßgeblich am Krieg 1866 und 1870/71 beteiligt und setzte sich mit Enthusiasmus für die Reichsgründung ein. Erst am 3.3.1888, als er schon unter einer schweren Kehlkopferkrankung litt, wurde er Kaiser. In den 99 Tagen bis zu seinem Tod konnte er keinen wirksamen liberalen Kurs in der Innenpolitik einschlagen.
- **Friedrich Wilhelm I.,** geb. 14.8.1688 in Berlin, gest. 31.5.1740 in Potsdam. Er ist als der "Soldatenkönig" bekannt, denn er schuf ein stehendes Heer von 80000 Soldaten. Er führte eine vorbildliche Finanzverwaltung und ein straffe Verwaltung ein.
- Friedrich Wilhelm III., geb. am 3.8.1770 in Potsdam, gest. am 7.6.1840 in Berlin. Seit 1797 war er König von Preußen; nach dem verlorenen Krieg gegen Napoleon gab er den Weg zu inneren Reformen frei, seit 1819 wurde sein Regierungsstil zunehmend konservativ-reaktionär.
- **Glagau, Otto,** geb. 1834, gest. 1892, Publizist, verfaßte antisemitische Schriften, die er u.a. in der "Gartenlaube" veröffentlichte. Seine Behauptung "Die soziale Frage ist heute wesentlich Judenfrage" wurde viel zitiert.

- Gneist, (Heinrich) Rudolf (Hermann Friedrich) von, geb. am 13.8.1816 in Berlin, gest. am 22.7.1895 in Berlin. Er studierte Jura in Berlin, promovierte und habilitierte sich im Jahr 1839 und blieb Dozent an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, bis er dort, seines politischen Engagements wegen erst 1858 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Seit 1845 war er liberaler Stadtverordneter in Berlin, er beteiligte sich an der Revolution von 1848, war 1859-1893 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und 1867-1884 Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei und einer ihrer führenden Politiker. Sein wissenschaftliches und politisches Engagement galt einer umfassenden Reform von Staat und Gesellschaft im liberalen Sinn, wobei er das englische Verwaltungsrecht und die englische Verfassungsgeschichte zum Vorbild nahm.
- Goldschmidt, Levin, geb. am 30.5.1829 in Danzig, gest. am 16.7.1897 in Kassel-Wilhelmshöhe. Er war Kaufmannssohn, studierte Rechtswissenschaften, promovierte 1851 in Halle, habilitierte sich 1855 in Heidelberg, folgte 1875 einem Ruf an die Universität Berlin. 1870-1875 war er Rat am neugegründeten Bundes-(später Reichs-) oberhandelsgericht, 1875 1877 Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei.
- Grabbe, Christian Dietrich, geb. am 11.12.1801 in Detmold, gest. am 12.9.1836 in Detmold. Advokat, Militärgerichtsbeamter und Dramatiker. Er verfaßte u. a. die historischen Dramen "Herzog Theodor von Gothland", "Kaiser Friedrich Barbarossa", "Hannibal", "Napoleon oder die 100 Tage" und "Die Hermannsschlacht". Er schrieb auch die sarkastische Literaturkomödie "Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung".
- **Haeckel, Ernst,** geb. 16.2.1834 in Potsdam, gest. 9.8.1919 in Jena. Er war von 1865-1908 Professor der Zoologie in Jena. Er war ein leidenschaftlicher Vertreter der Abstammungslehre, die er mit dem entwicklungsgeschichtlichen Materialismus verband (Monismus).
- Harden, Maximilian, (eigentlich Felix Ernst Witkowski), geb. am 20.10.1861 in Berlin, gest. am 30.10 1927 in Montana/Kanton Wallis/Schweiz. Der Sohn eines jüdischen Seidenhändlers begann eine Kaufmannslehre, wurde Schauspieler und nahm den Künstlernamen Harden an, konvertierte zum christlichen Glauben, war publizistisch tätig, gründete die politische Wochenschrift "Die Zukunft" und unterstützte Bismarck.

- Seine Enthüllungen über den Freundeskreis von Wilhelm II. führten zu Skandalprozessen. Während des Krieges wurde er Pazifist.
- Hauptmann, Gerhart (Johann Robert), geb. am 15.11.1862 in Ober-Salzbrunn/Schlesien, gest. am 6.6.1946 in Agnetendorf/Riesengebirge. Er wurde mit dem sozialen Drama "Vor Sonnenaufgang" 1889 zum führenden Dramatiker der "Moderne". Sein Drama "Die Weber" wurde eine Zeitlang verboten. 1912 erhielt er den Nobelpreis. Während des Krieges galt er als zu wenig nationalistisch, in der Weimarer Zeit trat er öffentlich für die Demokratie ein. Nach 1933 äußerte er sich nur privat gegen den Faschismus. Nach 1945 hatte er nicht mehr die Kraft, zur geistigen Erneuerung Deutschlands beizutragen.
- Hebbel, (Christian) Friedrich, Schriftsteller, geb. am 18.3.1813 in Wesselburen/Schleswig-Holstein, gest. am 13.12.1863 in Wien. Studierte Jura in Heidelberg und München. Er lebte seit 1845 in Wien; dort heiratete er die Hofschauspielerin Christine Enghaus. Er schrieb u.a. die Dramen "Judith", "Maria Magdalene" und "Die Nibelungen". Darüber hinaus verfaßte er Epen, Novellen und Gedichte.
- Heine, Heinrich, geb. am 13.12.1797 in Düsseldorf, gest. am 17.2.1856 in Paris. Der Schriftsteller stammte aus einem weltoffenen, unorthodoxen, jüdischen Elternhaus und ließ sich taufen in der Erwartung, mit diesem "Entréebillett zur europäischen Kultur" im Staatsdienst oder als Advokat arbeiten zu können.
- **Herbart, Johann Friedrich**, geb. am 4.5.1776 in Oldenburg, gest. am 14.8.1841 in Göttingen. Er war Philosoph, Pädagoge und Psychologe, beeinflußt von Fichte und Pestalozzi.
- Hertling, Georg Graf von, geb. 31.8.1843 in Darmstadt, gest. 4.1.1919 in Ruhpolding. Er war katholischer Philosoph und Politiker. Seit 1875 war er Zentrumsmitglied des Reichstags, von 1909-1912 Vorsitzender der Zentrumsfraktion. Seit 1882 hatte er eine Professur in München und war von 1912-1917 bayerischer Ministerpräsident. Danach hatte er von November 1917 bis September 1918 das Amt des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten inne.
- **Herzl, Theodor**, geb. am 2.5.1860 in Pest (heute Budapest), gest. am 3.1.1904 in Edlach / Niederösterreich. Er studierte und promovierte an der Universität Wien, schrieb dann Bühnenstücke, die auch am Burgtheater aufgeführt wurden, war 1891-1995 Pariser Korrespondent und

ab 1895 bis zu seinem Tod Feuilletonredakteur der "Neuen Freien Presse" in Wien. Seine eigentliche Lebensaufgabe, die ihn berühmt gemacht hat, war die Propagierung der zionistischen Idee und die Gründung der zionistischen Bewegung, die einen eigenen Judenstaat möglichst in Palästina schaffen wollte. 1896 erschien seine Schrift "Der Judenstaat". Die meisten Juden in Wien lehnten seine Ideen ab, Anklang fand er vor allem bei den armen jüdischen Massen Osteuropas und Rußlands, die unter den Pogromen in Rußland litten. Der Erste Internationale Zionistenkongreß konstituierte sich 1897 in Basel. Herzl gilt mit Recht als der literarische Vorkämpfer und prophetische Gründer des Staates Israel.

Hildesheimer, Israel, auch Esriel H., geb. am 11.5.1820 in Halberstadt, gest. am 12.6.1899 in Berlin. Er besuchte die Talmudhochschule des Rabbiners Ettlinger in Altona, studierte Philosophie und semitische Philologie, wurde 1844 zum Dr. phil. promoviert, arbeitete als Sekretär der jüdischen Gemeinde in Halberstadt, kam 1851 als Rabbiner nach Eisenstadt/Burgenland und gründete dort eine Rabbinerlehranstalt. 1869 folgte er einem Ruf als Rabbiner an die orthodoxe Gemeinde Adass Jisroel nach Berlin und begründete dort 1873 ein Rabbinerseminar zur Ausbildung orthodoxer Rabbiner, dessen Rektor er bis zum seinem Tod blieb. Er gehörte zu den Neubegründern der Orthodoxie.

Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von, geb. 2.10.1847 in Posen, gest. 2.8.1934 in Neudeck/Marienwerder, Ostpreußen. Nach einer erfolgreichen Offizierslaufbahn wurde er 1911 als General der Infanterie verabschiedet. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde er im Herbst 1914 mit der Verteidigung Ostpreußens beauftragt und konnte in den Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen Siege verbuchen. 1916 wurde er Chef des Generalstabs und damit Oberbefehlshaber der deutschen Truppen. 1919 legte er den Oberbefehl nieder. 1925 wurde Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt und 1932 wiedergewählt. 1933 ließ er sich dazu bewegen, Hitler zum Reichskanzler zu berufen.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Fürst zu, Prinz von Ratibor und Corvey, geb. 13.3.1819 in Rotenburg a.d. Fulda, gest. 6.7.1901 in Ragaz.
 Er war von 1866-1870 bayerischer Ministerpräsident. Er unterstützte die Gründung des Deutschen Reiches, war ein Gegner des politischen Katholizismus und preußenfreundlich. 1874 war er Botschafter in

- Paris, 1885 Statthalter in Elsaß-Lothringen. Von 1894-1900 war er Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident.
- Hohenzollern. Die Hohenzollern sind eine alte deutsche Dynastie, ursprünglich schwäbisch, seit etwa 1214 in eine fränkische, später brandenburgpreußische Linie und eine schwäbische Linie geteilt. Die brandenburgpreußischen Hohenzollern stiegen zur Großmachtstellung auf, wichtig waren dabei besonders der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm (Regierungszeit: 1640-1688), Friedrich Wilhelm I. (1713-1749) und Friedrich II., der Große (1740-1786). 1871-1918 waren die Könige von Preußen zugleich Deutsche Kaiser.
- Humboldt, Wilhelm von, geb. am 22.6.1767 in Potsdam, gest. am 8.4.1835 in Tegel (heute zu Berlin). Er war Gelehrter und Staatsmann. Durch Freiherr von Stein wurde er 1809/10 zur Mitarbeit im preußischen Reformkabinett gewonnen. In den 16 Monaten seiner Mitarbeit gingen sehr viele Anregungen von ihm aus, die auch nach seinem Abschied noch weiterwirkten. Die wichtigsten Leistungen dieser Zeit sind die Gründung der Berliner Universität (1811) und die Reform des Gymnasiums.
- Irrgang, Bernhard, geb. am 23.7.1869 in Zduny, Kr. Krotoschin/Posen, gest. am 8.4.1916 in Berlin. Er studierte 1890-96 am Kgl. Institut für Kirchenmusik und an der akademischen Meisterschule für musikalische Komposition in Berlin. Seit 1890 arbeitete er als Organist, zuletzt (seit 1910) an der Berliner Dom- und Hofkirche, und im Philharmonischen Orchester. Seit 1905 war er Orgellehrer am Sternschen Konservatorium, seit 1912 auch an der Kgl. Hochschule für Musik. Zum Musikdirektor wurde er 1904 ernannt. Orgelsonaten sowie geistliche Lieder, Motetten und Arien gehören zu seinen Werken.
- Jahn, Friedrich Ludwig, geb. am 11.8.1778 in Lanz bei Lenzen/Westpriegnitz, gest. am 15.10.1852 in Freyburg/Unstrut. Ohne Schul- und Studienabschluß führte der Pfarrerssohn zunächst ein unstetes Wanderleben und fand erst 1809 eine Anstellung als Erzieher. Er gründete 1810 zusammen mit Friedrich Friesen den "Deutschen Bund", dessen Ziele die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft und die nationale Einheit waren. 1811 eröffnete er den ersten Turnplatz auf der Hasenheide in Berlin. Er war Mitbegründer der Deutschen Burschenschaft und geriet dadurch zunehmend in Gegensatz zum restaurativen Regime. 1819 wurde das Turnen verboten, Jahn hochverräterischer

Verbindungen verdächtigt und verhaftet, weil er angeblich der geistige Urheber der Ermordung August von Kotzebues (1818) gewesen sei, 1825 wurde er unter Auflagen freigelassen, noch bis 1840 stand er unter Polizeiaufsicht. 1840 wurde er unter Friedrich Wilhelm IV. rehabilitiert und 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt.

Josel von Rosheim, auch Joseph, geb. um 1478, gest. März 1554 in Rosheim/Elsaß. Er war Geldhändler, trat als Verteidiger der jüdischen Schriften gegen die Dominikaner hervor und wurde 1510 von der Landjudenschaft im Elsaß zur Vorsteher gewählt. Er organisierte eine Vertretung der Juden in Frankfurt, die bis 1802 zweimal jährlich tagte. Als "Befehlshaber und Regierer" der Juden erließ er 1530 eine Ordnung zur Regelung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Juden und Christen.

Kaiserin Friedrich, siehe Viktoria

- **Keil, Ernst**, geb. am 6.12.1816 in Bad Langensalza, gest. am 23.3.1878 in Leipzig. Buchhändler, Publizist und Verleger. Er trat entschieden für die Revolution ein. Er gründete 1853 die erste illustrierte Zeitschrift "Gartenlaube".
- Landauer, Gustav, geb. am 7.4.1870 in Karlsruhe, gest. am 2.5.1919 in München. Er war Sohn eines jüdischen Kaufmanns und studierte Germanistik und Philosophie ohne Abschluß, verdiente seinen Lebensunterhalt mit freiberuflicher Publizistik und als Vortragsredner. Seine philosophischen Bücher zeugen von der Integration und Verarbeitung ganz unterschiedlicher Denkansätze. Er wurde zu einem Vertreter der anarchistischen Richtung und verbüßte Gefängnisstrafen wegen politischer Delikte. Sein Anarchismus war ethisch begründet, entschieden gewaltlos. Im Ersten Weltkrieg blieb er deutlich distanziert zum militärischen Nationalismus. 1918 wurde er zu einer der zentralen Gestalten der radikalen Münchener Szene, wurde "Volksbeauftragter" für Kultusangelegenheiten in der ersten Bayrischen Räterepublik (7.-13.4.1919), am 1.5.1919 verhaftet und am 2.5.1919 bei seiner Einlieferung ins Gefängnis gelyncht.
- Lasker, Eduard, geb. am 14.10.1829 in Jarotschin/Posen, gest. am 5.1.1884 in New York. Er war Sohn eines wohlhabenden Nagelfabrikanten, studierte Jura, auch bei Rudolf von Gneist, ab 1856 arbeitete er in Berlin als Journalist und als wichtiger Autor des Liberalismus. 1865-1879 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1867 auch des

Reichstags. Er war Führer des linken Flügels der Nationalliberalen. Mit seinem Hinweis auf die undurchsichtige Praxis der Eisenbahnkonzessionen löste er Enthüllungen über den "Gründerschwindel" aus, er wurde nun zum Ziel antisemitischer Angriffe. 1880 verließ er seine Fraktion, die sich dem Kanzler unterordnete, und arbeitete mit der Fortschrittspartei zusammen. Er starb auf einer Erholungsreise durch die USA.

- **Lassalle, Ferdinand**, geb. 11.4.1825 in Breslau, gest. 31.8.1864 in Genf (im Duell). Er war Mitbegründer der deutschen Sozialdemokratie, 1863 wurde er zum Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gewählt.
- Leo XIII., Vincenzo Gioacchino Pecci, geb. 2.3.1810 in Carpineto, gest. 20.7.1903 in Rom. Er wurde 1853 Kardinal und war von 1878-1903 Papst. Er war erfolgreich in seinen Bemühungen, den Gegensatz zwischen Kirche und den politischen, kulturellen und sozialen Bestrebungen in der modernen Welt zu beseitigen. Mit der Enzyklika "Rerum Novarum" schuf er die Grundlagen der katholischen Soziallehre.
- Lessing, Theodor, geb. am 8.2.1872 in Hannover, gest. am 30.8.1933 in Prag durch ein Attentat. Nach einer extrem unglücklichen Kindheit und Schulzeit begann er ein Medizinstudium, widmete sich aber zunächst seinen schriftstellerischen Ambitionen. 1899 promovierte er zum Dr. phil., 1901 wurde er Lehrer an einem Landerziehungsheim. Er heiratete 1900, 1907 wurde die Ehe geschieden, 1912 starb eine seiner beiden Töchter. 1908 habilitierte er sich und wurde Privatdozent für Pädagogik und Philosophie an der Technischen Hochschule in Hannover. 1912 heiratete er zum zweiten Mal. Den Krieg lehnte er ab, mit List entging er dem Kriegsdienst, er arbeitete als Hilfsarzt in einem Lazarett in Hannover. 1922 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, 1923 erhielt er einen Lehrauftrag für Philosophie der Naturwissenschaften. Er setzte sich für Arbeiterbildung ein, gründete die Volkshochschule Hannover-Linden mit. Sein Lehrauftrag wurde in einen Forschungsauftrag umgewandelt. Nach der Machtübernahme Hitlers reiste er mit seiner Tochter nach Prag aus, seine Frau folgte später. Er blieb publizistisch gegen den Nationalsozialismus tätig, seine Bücher wurden am 10.5.1933 verbrannt und er wurde aus Deutschland ausgebürgert. Von zwei Mitgliedern der sudentendeutschen Nazi-Partei wurde er am 30.8.1933 erschossen.

- Liebermann von Sonnenberg, Max (Hugo), geb. am 21.8.1848 in Weißwasser bei Tuchel/Westpreußen, gest. am 17.11.1911 in Berlin. Er war 1866-1884 Angehöriger der preußischen Armee, leitete 1884-1911 die "Deutschsozialen Blätter", war 1889 Mitbegründer der "Antisemitischen Deutschsozialen Partei", seit 1890 Reichstagsabgeordneter. Mit Bernhard Förster organisierte er 1881 die "Antisemitenpetition"– mit über 225 000 Unterschriften.
- **Lissauer, Ernst,** geb. 10.12.1882 in Berlin, gest. 10.12.1937 in Wien, Schriftsteller. Er wurde 1914 durch seinen "Haßgesang gegen England" bekannt.
- **Löns, Hermann**, geb. am 29.8.1866 in Culm bei Bromberg, gefallen am 26.9.1914 bei Reims. Deutscher Schriftsteller.
- Loewe, Ludwig, geb. am 27.11.1837 in Heiligenstadt/Eichsfeld, gest. am 11.9.1886 in Berlin. Er eröffnete nach einer kaufmännischen Lehre ein Geschäft, begann dann mit der Massenproduktion von Nähmaschinen und produzierte später Werkzeugmaschinen, Waffen und Munition. Als Mitglied der Fortschrittspartei gehörte er dem preußischen Abgeordnetenhaus und dem Deutschen Reichstag an.
- Loewenberg, Jakob, geb. am 9.3.1856 in Niederntudorf bei Paderborn, gest. am 9.2.1929 in Hamburg. Er war ursprünglich Volksschullehrer, nach einem Philologiestudium arbeitete er 1886-1892 als Realschullehrer in Hamburg, später leitete er eine höhere Mädchenschule. Er schrieb Gedichte, Erzählungen und Romane, gründete die Hamburger Literarische Gesellschaft mit und gab erfolgreich "Hausbücher" heraus.
- Ludendorff, Erich, geb. 9.4.1865 in Kruszewnia, Posen, gest. 20.12.1937 in Tutzing. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war er Oberquartiermeister der 2. Armee, im August 1914 war er als Chef des Generalstabs Hindenburgs an den Siegen bei Tannenberg etc. beteiligt. 1916 wurde er General und bildete mit Hindenburg die 3. Oberste Heeresleitung. Nach dem Krieg war er in der deutsch-völkischen Freiheitsbewegung tätig und 1923 am Hitlerputsch beteiligt. Später gründete er den nationalistisch ausgerichteten Tannenbergbund.
- **Ludwig II.**, geb. 25.8.1845 in Nymphenburg, gest. 13.6.1886 im Starnberger See. Bayerischer König von 1864-1886. 1866 kämpfte er als Verbündeter Österreichs im Deutschen Krieg gegen Preußen, schloß 1867 ein Bündnis mit Preußen und nahm an der Seite Preußens 1870/71am

- deutsch-französischen Krieg teil. Ludwig II. machte König Wilhelm I. von Preußen im Namen der deutschen Fürsten und Freien Städte das Angebot der Kaiserwürde. Er ist besonders bekannt durch den luxuriösen Aus- und Neubau seiner Schlösser. 1886 wurde er von Ärzten für geisteskrank erklärt und Prinz Luitpold übernahm die Regierung. Wenige Tage darauf ertrank Ludwig zusammen mit dem ihn begleitenden Arzt A. von Gudden im Starnberger See.
- **Lüderitz, Adolf**, geb. 16.7.1834 in Bremen, gest. 24.10.1886 (ertrunken in der Oranje-Mündung). Er war der Gründer der ersten deutschen Kolonie in Südwestafrika.
- Mann, Heinrich, Schriftsteller, geb. 27.3.1871 in Lübeck, gest. 12.3.1950 in Santa Monica, Calif. Er setzte sich mit dem Imperialismus der wilhelminischen Zeit auseinander. 1933 emigrierte er in die Tschechoslowakei, dann nach Frankreich und 1940 in die USA.
- Marr, Wilhelm, geb. 1819, gest. 1904. Marr bekämpfte das Judentum nicht als Religion, sondern als Rasse. In seinem Umfeld wurde 1870 erstmals der Begriff "Antisemitismus" publik. Von seinen Anhängern wurde 1879 in Berlin die "Antisemitenliga" gegründet.
- Maßmann, Hans, geb. am 15.8.1797 in Berlin, gest. am 2.8.1874 in Muskau/Niederlausitz. Als Theologiestudent nahm er am Befreiungskrieg gegen Napoleon teil. Er organisierte das "Wartburg-Fest", beeinflußt von Friedrich Ludwig Jahn. Nach seinem Studium unterrichtete er als Turnlehrer. 1827 habilitierte er sich und wurde Professor der deutschen Sprache und Literatur.
- Melanchthon, Philipp, eigentlich Schwartzerdt, geb. am 16.2.1497 in Bretten, gest. am 19.4.1560 in Wittenberg. Als Professor für Griechisch an der kursächsischen Universität Wittenberg lernte er den Reformator Martin Luther kennen und wurde sein theologischer Schüler. Danach wirkte er sowohl an der philosophischen als auch an der theologischen Fakultät der Universität. Als Berater bei Schul-, Universitäts- und Kirchenreformen wurde er oft an andere Orte gerufen u.a. 1525 und 1526 nach Nürnberg.
- **Mendelssohn, Moses**, geb. 6.9.1792 in Dessau, gest. 4.1.1786 in Berlin, Philosoph. Er war ein Hauptvertreter der "Aufklärung" in Berlin und ein wichtiger Förderer der deutschen Judenemanzipation.

- Michaelis, Georg, geb. 8.9.1857 in Haynau, gest. 24.7.1936 in Bad Saarow. Er studierte Jura und Theologie und war von 1879-1884 im preußischen Justizdienst. Nach einer vierjährigen Dozententätigkeit in Tokio kehrte er in den Staatsdienst zurück und stieg auf der Laufbahn bis zum Staatskommissar. Von Juli-Oktober 1917 war er Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. Von 1918-1919 war er Oberpräsident in Pommern.
- Miquel, Johannes von, geb. 19.2.1828 in Neuenhaus bei Hannover, gest. 8.9.1901 in Frankfurt a.M. Er war nationalliberales Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags und Vorsitzender der großen Justizkommission. Als preußischer Finanzminister führte er 1890 die Reform der direkten Steuern in Preußen durch. 1897 wurde er geadelt und zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannt. Dieses Amt hatte er bis zu seinem Tode inne.
- Moltke, Helmuth Graf von, geb. 26.10.1800 in Parchim, Mecklenburg, gest. 24.4.1891 in Berlin. Er war seit 1822 im preußischen Heer. 1833 wurde er Generalstabsoffizier, von 1836-1839 war er Instrukteur der türkischen Armee und von 1858-1888 Chef des preußischen Generalstabs, seit 1871 Generalfeldmarschall. Im Reichstag saß er von 1867-1891 als konservativer Abgeordneter, seit 1872 war er Mitglied des preußischen Herrenhauses. Moltke galt als genialer Stratege. Er schuf die Voraussetzungen für die Führung moderner Massenheere.
- Mommsen, Theodor, geb. 30.11.1817 in Garding/Schleswig, gest. 1.11.1903 in Charlottenburg, Historiker und Jurist. Er wurde 1848 Professor in Leipzig, 1850 wegen seiner liberalen Einstellung entlassen. Ab 1852 war er Professor in Zürich, 1854 in Breslau und 1858 in Berlin. Er war Mitglied des Preußischen Landtags und des Reichstags, zunächst als Abgeordneter der Fortschrittspartei und dann als Nationalliberaler. Er war der Kontrahent Heinrich von Treitschkes im "Berliner Antisemitismusstreit".
- **Napoleon I.**, geb. am 15.8.1769 in Ajaccio/Korsika, gest. am 5.5.1821 in Longwood/Sankt Helena. Kaiser der Franzosen 1804-1814/15.
- Napoleon III., geb. 20.4.1808 in Paris, gest. 9.1.1873 in Chislehurst bei London. Er war von 1852-1870 Kaiser der Franzosen. Nach der Kapitulation von Sedan (2.9.1870) im deutsch-französischen Krieg geriet er in Kriegsgefangenschaft, wurde abgesetzt und starb im englischen Exil.

- Omar, Kalif 634-644, geb. um 592 Mekka, gest. 3.11.644 Medina (ermordet). Er war der Begründer des Islamischen Weltreiches und eroberte Ägypten, Syrien und Persien. Er führte nach der Hidschra die islamische Ära ein.
- Peters, Carl, geb. 27.9.1856 in Neuhaus an der Elbe, gest. 10.9.1918 in Woltorf bei Peine. Er gründete die Gesellschaft für deutsche Kolonisation und erwarb in deren Auftrag 1884 Teile des späteren Deutsch-Ostafrikas. Er war 1891/92 Reichskommissar in Ostafrika, wurde 1896 nach einem Disziplinarverfahren aus dem Staatsdienst entlassen, übte von 1897-1914 eine journalistische Tätigkeit in London aus und kehrte 1914 nach seiner Rehabilitierung nach Deutschland zurück.
- Pius IX., Giovanni Maria Mastai-Ferretti, geb. 13.5.1792 Sinigaglia, gest. 7.2.1878 Rom. Er wurde 1840 Kardinal und war von 1846-1878 Papst. Er verkündete das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariens (1854). In der "Syllabus" und der Enzyklika "Qunata Cura" zog er eine scharfe Trennung zwischen der Kirche und vielen geistigen, politischen und sozialen Bestrebungen der Zeit. 1869/70 berief er das 1. Vatikanische Konzil ein, das die Lehre von der "Unfehlbarkeit des Papstes" als Dogma verkündete.
- Posadowsky-Wehner, Arthur Graf von, geb. 3.6.1845 in Großglogau/ Schlesien, gest. 23.10 1932 in Naumburg an der Saale. Von 1897-1907 war Staatsminister. Von 1912-1918 war er Mitglied des Reichstags, in der Weimarer Nationalversammlung 1919/20 Fraktionsvorsitzender der Deutschen-Nationalen Volkspartei.
- Reuter, Fritz, geb. am 9.9.1896 in Dresden, gest. am 4.7.1963 in Dresden. Er studierte Musikwissenschaft, Germanistik, Philosophie und Pädagogik in Leipzig und machte gleichzeitig eine Ausbildung am Leipziger Konservatorium; 1922 wurde er als Schüler Hermann Aberts promoviert. Seit 1917 war er als Konzertdirektor und Theater-Kapellmeister tätig, von 1921-33 Theorielehrer am Landeskonservatorium in Leipzig und seit 1922 auch am Kirchenmusikalischen Institut. Seit 1924 lehrte er außerdem am Konservatorium und an der Universität Pädagogik der Schulmusik, seit 1932 auch Musikgeschichte. 1933 wurde er entlassen und arbeitete als Studienrat in Leipzig, seit 1937 in Dresden. Nach 1945 war er Dramaturg und Kapellmeister an der Volksoper Dresden, ab 1949 Prof. und Direktor des Instituts für Musikerziehung der Universität in Halle, dort lehrte er seit 1950 auch Musiktheorie und Kom-

- position an der Musikhochschule. 1955-62 war er Ordinarius und Direktor des Instituts für Musikerziehung an der Humboldt-Universität in Berlin. Bühnen-, Vokal- (Der Struwwelpeter, 1930) und Orchesterwerke (u.a. Daghestanische Suite, 1927) sowie Kammermusik gehören zu seinen Werken, außerdem schrieb er u.a. "Grundlagen der Musikerziehung" (1961).
- **Richter, Eugen**, geb. am 30.7.1818 in Düsseldorf, gest. am 10.3.1906 in Berlin. Jurist und Nationalökonom, 1867-1906 Mitglied des Reichstages.
- Riesser, Gabriel, geb. am 2.4.1806 in Hamburg, gest. am 22.4.1863 in Hamburg. Er stammte aus einer Rabbinerfamilie, studierte Philosophie und Rechtswissenschaft, war 1840-1857 in Hamburg als Notar tätig, gab 1832-1835 die Zeitschrift "Der Jude" heraus und veröffentlichte Schriften gegen den Antisemitismus. 1848 wurde er ins Vorparlament berufen, war Abgeordneter des Herzogtums Lauenburg in der Frankfurter Nationalversammlung und wurde Vizepräsident des Verfassungsausschusses. Seit 1860 war er als Mitglied des Hamburger Obergerichtes der erste Richter jüdischer Religion in Deutschland. Er war an der Vorbereitung der 1871 in der Reichsverfassung verankerten Gleichstellung der Juden beteiligt.
- Rothschild, Lionel Walter, Lord, geb. 1868, gest. 1937. Er was Zoologe, Vogel- und Insektenforscher. Am öffentlichen jüdischen Leben in England nahm er herausragenden Anteil als Präsident oder Vizepräsident verschiedener jüdischer Organisationen. Er war Empfänger der Balfour-Deklaration vom 2.11.1917 zugunsten der Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina. 1920 war er Präsident der zionistischen Konferenz in London. Schon sein Vater Nathanael Mayer (1840-1915) galt als anerkannter Führer der englischen Judenheit, setzte sich vor allem für russisch-jüdische Einwanderer ein und sympathisierte mit den jüdischen Kolonisationsbestrebungen in Palästina.
- **Rousseau, Jean-Jacques**, geb. am 28.6.1712 in Genf, gest. am 2.7.1778 in Ermenonville/Oise. Französischer Moralphilosoph, Schriftsteller, Komponist und Musiktheoretiker schweizerischer Herkunft.
- **Rudolph I.,** Graf von Habsburg, römisch-deutscher König, geb. am 1.5.1218, gest. am 15.7.1291 in Speyer. Er war der erste in der langen Reihe namhafter Habsburger, wurde am 1.10.1273 zum römischen König

- gewählt, am 24.10.1273 zum römisch-deutschen König gekrönt. Er hielt die Ostexpansion des französischen Königtums auf, vereinigte nach seinem Sieg über den böhmischen König Österreich mit Böhmen, außerdem die Steiermark und das alte Kärnten und wurde so zum bedeutendsten Fürsten in Mitteleuropa.
- Scheidemann, Philipp, geb. 26.7.1865 in Kassel, gest. 29.11.1939 in Kopenhagen. Er wurde als sozialdemokratischer Politiker im Oktober 1918 Staatssekretär im Kabinett des Reichskanzler Max Prinz von Baden. Am 9.11 1918 proklamierte er die deutschte Republik, war Mitglied des Rats der Volksbeauftragten und 1919 Mitglied der Weimarer Nationalversammlung. Von Februar-Juni 1919 war er Reichsministerpräsident und von 1920-1925 Oberbürgermeister von Kassel. 1933 emigrierte er.
- Schlieffen, Alfred Graf von, Generalfeldmarschall, geb. 28.2.1833 in Berlin, gest. 4.1. 1913 in Berlin. Er war im Deutschen (1866) und deutschfranzösischen Krieg (1870/71) Mitarbeiter von Helmuth von Moltke, seit 1884 gehörte er dem Großen Generalstab an, von 1891-1905 war er Generalstabschef.
- Schneckenburger, Max, geb. am 17.2.1819 in Thalheim, heute zu Leibertingen/Landkreis Sigmaringen, gest. am 3.5.1849 in Burgdorf bei Bern. Er war Kaufmann, Teilhaber einer Erzgießerei und schrieb patriotische Lieder. Sein Lied, die "Wacht am Rhein" (1840) wurde in der Vertonung von Karl Wilhelm (1854) die Kriegshymne der deutschen Truppen 1870/71. Im 20. Jahrhundert diente dieses Lied der ideologischen Untermauerung revanchistischer Gebietsansprüche an Frankreich.
- Schulze-Delitzsch, Franz Hermann, eigentlich Schulze, geb. am 29.8.1808 in Delitzsch/Sachsen, gest. am 29.4.1883 in Potsdam. Er war Jurist und Patrimonialrichter in Delitzsch, wurde 1848 in die Verfassungsgebende Preußische Nationalversammlung gewählt und gehörte dem "linken Zentrum" an. Wegen seiner erfolgreichen Verteidigungsrede für 41 oppositionelle Abgeordnete wurde er als Kreisrichter nach Wreschen/Posen strafversetzt und trat von seinem Amt zurück. Jede politische Tätigkeit wurde ihm untersagt. Er gründete Genossenschaften und war aktiv an deren Verbreitung beteiligt. 1859 gründete er den Nationalverein mit, kehrte in den preußischen Landtag zurück, wurde 1867 in den Norddeutschen und 1871 in den deutschen Reichstag gewählt. Er war

- Mitbegründer der liberalen Deutschen Fortschrittspartei und setzte sich für die Verbreitung der Volksbildung ein.
- Singer, Paul, geb. am 16.1.1844 in Berlin, gest. am 31.1.1911 in Berlin. Nach einer kaufmännischen Lehre und Arbeit im Konfektionsbereich gründete er 1869 mit seinem Bruder eine Damenmäntelfabrik. Er war zunächst Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei, 1868 Mitbegründer des Berliner demokratischen Arbeitervereins, ab 1869 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. 1890 wurde er neben August Bebel Parteivorsitzender. Er gehörte zu den bedeutendsten Politikern der deutschen Sozialdemokratie im Kaiserreich.
- Stern, Itzig Feitel, hinter diesem Pseudonym versteckte sich der antisemitische Freiherr Johann von Holzschuher, der in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts 10 erfolgreiche Bände herausgab, in denen herabsetzende Stereotype der Juden zu finden waren. Er erfand eine Sprache, das sogenannte Mauscheln, in der viele erdachte lächerliche Ausdrücke zu finden waren und gab sie als die Sprache der Juden aus. Diese Sprache wurde von den Juden niemals gesprochen.
- Stoecker, Adolf, geb. am 11.12.1835 in Halberstadt, gest. am 7.2.1909 in Gries bei Bozen. Nach seinem Theologiestudium arbeitete er als Hauslehrer in Riga, hatte verschiedene ländliche Pfarrstellen inne, wurde Divisionspfarrer in Metz und erhielt 1874 die Stelle des vierten, 1883 des zweiten Hof- und Dompredigers in Berlin. 1877 übernahm er die Leitung der Berliner Stadtmission. 1878 gründete er die Christlichsoziale Arbeiterpartei. Er versuchte, die Arbeiterschaft in christlichem und monarchisch-nationalem Sinn zu beeinflussen. Vor allem wirkte er jedoch durch seinen Antisemitismus. Er wurde 1879 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, 1881-1893 und 1898-1908 war er Mitglied des Reichstags und Führer des äußersten rechten Flügels der Deutschkonservativen Partei.
- Strauß, David Friedrich, geb. am 27.1.1808 in Ludwigsburg, gest. am 8.2.1874 in Ludwigsburg. Im Theologiestudium lernte er die historisch-kritische Methode der Textauslegung und den Begriff des "Mythos" kennen, er studierte die Philosophien Schellings und Hegels. 1835/36 veröffentlichte er sein Hauptwerk: "Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet". In diesem Werk erklärte er die Evangelien zu einem Sagenkreis unhistorischer Verherrlichungen Jesu und forderte die Veränderung des christologischen Dogmas. Damit wurde er zum umstrit-

tensten Theologen seiner Zeit. Eine akademische Karriere war ihm verbaut.

- Tirpitz, Alfred von, geb. 18.3.1849 in Küstrin, gest. 6.3.1930 Ebenhausen bei München. Er war Offizier und Politiker und wurde 1900 geadelt. Er gehörte seit 1865 der preußischen Marine an. Ab 1892 war er Stabschef des Oberkommandos der Marine und wurde 1897 Staatssekretär im Reichsmarineamt. 1911 wurde er zum Großadmiral ernannt. Er war maßgeblich an dem Ausbau der Kaiserlichen Marine beteiligt. Im Ersten Weltkrieg trat er für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg ein und trat 1917 zurück. Danach gründete er zusammen mit Wolfgang Kapp die "Deutsche Vaterlandspartei"; von 1924-1928 war er Mitglied der "Deutschnationalen Volkspartei" und Abgeordneter des Deutschen Reichstag.
- Thiersch, Bernhard Th., geb. am 26.4.1793 in Kirchscheidungen bei Freiburg, gest. am 1.9.1855 in Bonn. Er arbeitete als Oberlehrer in Gumbinnen, Lyck und Halberstadt, seit 1832 oder 1833 war er bis 1855 Gymnasialdirektor in Dortmund. Von seinen philosophischen und poetischen Arbeiten wurde das "Preußenlied", das er für die Harmoniegesellschaft in Halberstadt zum Geburtstag des Königs Friedrich am 3. August 1830 auf die Melodie eines Troubadourliedes schrieb, bekannt.
- Treitschke, Heinrich (Gotthard) von, geb. am 15.9.1834 in Dresden, gest. am 28.4.1896 in Berlin. Er wurde 1874 Professor der Geschichte in Berlin und wirkte als politischer Schriftsteller. 1871-1884 war er Mitglied des Reichstags, anfangs nationalliberal, dann parteilos. Nach 1866 wurde sein Denken preußisch-nationalistisch, später auch imperialistisch und judengegnerisch.
- Viktoria Adelheid Marie Luise, Kaiserin und Königin von Preußen, geb. am 21.11.1840 in London, gest. am 5.8.1901 in Schloß Friedrichshof, heute zu Kronberg/Taunus. Sie war die älteste Tochter der Königin Viktoria von Großbritannien und Irland und heiratete 1858 den preußischen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm, auf den sie starken Einfluß ausübte. Seine 99tägige Regierungszeit war zu kurz, um sagen zu können, wie weit er ihrem liberalen Einfluß in seiner Regentschaft noch gefolgt wäre. Sie kritisierte den Regierungsstil ihres Sohnes Wilhelm II. scharf. Als Witwe nannte sie sich "Kaiserin Friedrich".

- Virchow, Rudolf, geb. 13.10.1821 in Schivelbein, Pommern, gest. 5.9.1902 in Berlin. Er war Pathologe, Anthropologe und Politiker und Mitbegründer der Deutschen Fortschrittspartei. Seit 1862 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, von 1880-1893 Mitglied des Reichstags.
- **Wagener, Hermann**, geb. am 8.3.1815 in Segeletz bei Kyritz, gest. am 22.4.1889 in Friedenau/Berlin. Preußischer Politiker.
- Wagner, (Wilhelm) Richard, geb. am 22.5.1813 in Leipzig, gest. am 13.2.1883 in Venedig. Er wuchs vaterlos auf, wurde Musikstudent in Leipzig, "Choreinstudierer" in Würzburg, Dirigent in Magdeburg, lebte mit seiner Frau, Minna Planer, in Königsberg, Riga und - auf der Flucht vor Gläubigern – in Paris. 1843 wurde er zum königlich sächsischen Hofkapellmeister ernannt. 1848 agitierte er zugunsten der republikanischen Ideen, beteiligte sich 1849 an den Dresdner Kämpfen auf der Seite der Aufständischen und floh in die Schweiz. Hier entstanden seine programmatischen Schriften, auch sein Pamphlet "Das Judentum in der Musik". 1852 lernte er Mathilde Wesendonck kennen, seine Liebe zu ihr und was er von Schopenhauer lernte inspirierten ihn zu der Oper Tristan und Isolde. Erst 1860 durfte er wieder deutschen Boden betreten. Er begegnete Cosima, der Frau seines Schülers und Freundes Hans von Bülow. 1870 nach Cosimas Scheidung heiraten sie. Seit 1864 bezahlte König Ludwig II. von Bayern die Schulden Wagners – immer wieder hatte er vor seinen Gläubigern fliehen müssen – und gewährte ihm Lebensunterhalt. 1869 wurde Friedrich Nietzsche sein Freund. Der deutsche Kaiser und der König von Bayern waren anwesend, als 1876 die ersten Festspiele in Bayreuth eröffnet wurden. 1833-1882 entstanden seine Opern. Der Nationalsozialismus benutzte ihn und erkannte in seinen gottgesandten "arischen" Helden den "Führer".
- Wesendonck, Mathilde, auch Wesendonk, geb. Agnes Luckemeyer, geb. am 23.12.1828 in Elberfeld (heute zu Wuppertal), gest. am 31.8.1902 in Traunsee/Oberösterreich. Sie heiratete 1848 den Kaufmann Otto Wesendonck und nahm den Vornamen von dessen verstorbener erster Frau an. 1852 lernte sie Richard Wagner kennen, das Ehepaar lud ihn ein und bot ihm 1857 eine Aufenthaltsmöglichkeit in Zürich. Hier entstand die Musik für die fünf von Wagner gedichteten "Wesendonck-Lieder". Mathilde Wesendonck war Vorbild der Isolde, ihr Mann für Pogner in den "Meistersingern". Die Deutschgesinnten trafen sich wäh-

rend des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 in ihrem Haus. Seit 1872 lebten sie in Dresden, seit 1887 in Berlin. Wesendonck schrieb Werke für Kinder (u.a. Märchen und Märchenspiele, 1864; Alte und neue Kinderlieder, gesammelt und gedichtet von Mathilde Wesendonck, 1898) und war als Übersetzerin, u.a. Dantes, tätig. Ihr Drama "Alkestes" (1881) wurde aufgeführt.

Friedrich Wilhelm I. Ludwig, König von Preußen, Deutscher Kaiser, geb. am 23.3.1797 in Berlin, gest. am 9.3.1888 in Berlin. Er war der zweite Sohn von König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise; er vermählte sich 1829 mit Augusta, Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Er wirkte an der Liquidation der deutschen Revolution tatkräftig mit und wurde der "Kartätschenprinz" genannt. Am 23.10.1857 wurde er zum Stellvertreter für seinen erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. bestimmt, am 7.10.1858 übertrug ihm der König die Regentschaft auf Dauer. Mit dem Tod Friedrich Wilhelms IV. am 2.1.1861 war Wilhelm König, er krönte sich am 18.10.1861 in Königsberg selbst. Mit dem neuen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck geriet er 1862 in Konflikt mit der liberalen Parlamentsmehrheit, der nach den siegreichen Kriegen gegen Dänemark (1864) und Österreich und mit der Begründung des Norddeutschen Bundes (1866) beendet wurde. Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 wurde er am 18.1.1871 in Versailles zum Deutschen Kaiser gekrönt.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. am 27.1.1859 in Berlin, gest. am 4.6.1941 in Doorn/Niederlande. Er wurde als Sohn des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Friedrich III.) und der englischen Prinzessin Viktoria geboren. Die Behinderung durch seinen verkrüppelten Arm, jahrelange therapeutische Torturen und eine harte Erziehung hinterließen seelische Störungen. In einem Jahr verlor er Großvater und Vater und mußte 1888 den Thron besteigen. Er war dauernd überfordert und wurde seinen eigenen Ansprüchen nicht gerecht, wurde aber für große Teile des Bürgertums zur Identifikationsfigur. 1913 ließ er sich als Friedenskaiser feiern, ein Jahr später riskierte das Kaiserreich den Weltkrieg. Im November 1918 rieten ihm seine Generäle zur Flucht nach Holland. Er lebte danach als Landedelmann in Haus Doorn und unterstützte von dort aus die antidemokratische Bewegung im Reich. Im Juni 1940 gratulierte er Hitler zum Einmarsch in Paris.

- Wilhelm, Karl, geb. am 5.9.1815 in Schmalkalden, gest. am 26.8.1873 in Schmalkalden. Er dirigierte die Liedertafel und den Singverein in Krefeld, war Mitbegründer und mehrfach Leiter der niederrheinischen Sängerfeste. 1854 vertonte er das Gedicht von Max Schneckenburger "Wacht am Rhein" und erhielt nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 dafür eine Jahrespension des Deutschen Reiches.
- Wilson, Woodrow, Demokrat, geb. 28.12.1856 in Staunton, Va., gest. 3.2.1924 in Washington. Er war seit 1890 Professor für Geschichte, Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft in Princeton und von 1910-1912 Gouverneur des Staates New Jersey. Von 1913-1921 war er der 28. Präsident der USA.
- Windthorst, Ludwig, geb. am 17.1.1812 auf Gut Caldenhof/Ostercappeln bei Osnabrück, gest. am 14.3.1891 in Berlin. Er war Rechtsanwalt, Politiker und einige Jahre Justizminister im Königreich Hannover, 1867 wurde er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und Mitglied des Reichstags im Norddeutschen Bund, nach 1870 war er der führende Zentrumspolitiker und Gegenspieler Bismarcks.
- Wyneken, Gustav, geb. 19.3.1875 in Stade, gest. 8.12.1964 in Göttingen. Er war Schulreformer und gründete mit P. Geheeb die "Freie Schulgemeinde Wickersdorf". Er beanspruchte die Führung in der Jugendbewegung und engagierte sich bei der Verabschiedung der Meißner Formel (Kassel 1913). Seine Forderung nach einer romantisierend-heroischen "Jugendkultur" 1914 erwies sich als nicht realisierbar. Er wurde 1918 ins preußische Kultusministerium berufen und ist der Verfasser des preußischen Schulgemeindeerlasses.
- Zeppelin, Ferdinand Graf von, geb. am 8.7.1838 in Konstanz, gest. am 8.3.1917 in Berlin. Nach dem Studium trat er in den württembergischen Militärdienst. Nach seinem Abschied vom Militär widmete er sich ab 1891 dem Bau eines Luftschiffes; der erste Start erfolgte 1900, das letzte Luftschiff wurde 1937 fertiggestellt. Die Luftschiffe konnten sich gegenüber den Flugzeugen nicht durchsetzen.

Literatur

- ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE. Berlin 1894, Neudruck 1971.
- ARMBRECHT, Sabine: Verkannte Liebe. Maximilian Hardens Haltung zu Deutschtum und Judentum. Oldenburgische Beiträge zu jüdischen Studien, Bd. 3. Oldenburg 1999.
- ASCHER, Maurice: Sexuelle Fragen vom Standpunkt des Judentums. Frankfurt a. M. 1922.
- BEN-CHANAN, Yaacov: Juden und Deutsche. Der lange Weg nach Ausschwitz. Kassel 1993.
- BENZ, Wolfgang / BERGMANN, Werner: Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus. Bonn 1997.
- BENZ, Wolfgang / GRAML, Hermann: Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik. München 1988.
- BERDING, Helmut: Der Aufstieg des Antisemitismus im Ersten Weltkrieg. In: Benz, Wolfgang / Bergmann, Werner (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus. Bonn 1997, S. 286-303.
- BIOGRAPHIEN ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE VON DEN ANFÄNGEN BIS 1945. Herausgegeben von Kurt Pätzold u.a. Berlin 1991.
- BLÖMER, Ursula: Emigrantenbiographien. Biographische Untersuchung zu Lebensverläufen deutschsprachiger Emigranten im Nationalsozialismus. In: Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Heft 1/1997, (10. Jahrg.), S. 128-131.
- BLÖMER, Ursula / GARZ, Detlef: "Es war ein langsames Getriebenwerden...". Biographieanalyse eines nichtjüdischen Emigranten. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Heft 1/1998 (11. Jahrgang), S. 76-102.
- BLÖMER, Ursula / GARZ, Detlef: Jüdische Kindheit in Deutschland am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Hyams, Helge-Ulrike/Klattenhoff, Klaus / Ritter, Klaus / Wißmann, Friedrich (Hg.): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher. Oldenburg 1998, S. 67-79.

- BLÖMER, Ursula / GARZ, Detlef: Dem Vaterland verpflichtet. Biographische Untersuchungen zu Lebensverläufen von emigrierten Pädagogen im Nationalsozialismus oder "über die Banalität der Entwicklung des Bösen". In: Pädagogische Rundschau, Heft 5/1999 (53 Jahrg.), S. 577-596.
- BROCKHAUS ENZYKLOPÄDIE. Wiesbaden 1973.
- DER GROßE HERDER. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. Freiburg im Breisgau 1933/35, Band 7 und 12.
- DER WELTKRIEG 1914-1918. Im Auftrag des Oberkommandos des Heeres bearbeitet und herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres. Die militärischen Operationen zu Lande. Zwölfter Band. Berlin 1939.
- DEUTSCHE BIOGRAPHISCHE ENZYKLOPÄDIE (DBE). Hrsg. von Walther Killy. Bände 1-10. München 1995-1999.
- DEUTSCHE SOLDATENLIEDER. Ausgewählt von Heinrich Scherrer mit Klavierbegleitung von Theodor Salzmann. Leipzig 1914.
- DÜLFFER, Jost / HOLL, Karl (Hg.): Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890-1914. Göttingen 1986.
- ELBOGEN, Ismar / STERLING, Eleonore: Die Geschichte der Juden in Deutschland. Eine Einführung. Frankfurt a.M. 1966/1988.
- FREUD, Anna: Das Ich und die Abwehrmechanismen, München 1964.
- GAY, Peter: Einleitung. In: Gay, Ruth: Geschichte der Juden. München 1993, S. 9-15.
- GAY, Ruth: Geschichte der Juden in Deutschland. Von der Römerzeit bis zum Zweiten Weltkrieg. München 1993.
- GEISS, Imanuel (Hg.): Chronik des 19. Jahrhunderts. Gütersloh/München 1997.
- GIDAL, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik. Gütersloh 1988, Köln 1997.
- GÖRTEMAKER, Manfred: Deutschland im 19. Jahrhundert. Entwicklungslinien. Bonn 1994.
- GROßER ATLAS ZUR WELTGESCHICHTE. Braunschweig 1997.

- HARTWIG, Jochen: "Sei was immer du bist". Theodor Lessings wendungsvolle Identitätsbildung als Deutscher und Jude. Oldenburgische Beiträge zu jüdischen Studien, Bd. 4, Oldenburg 1999.
- HERRLITZ, Hans-Georg / HOPF, Wulf / TITZE, Hartmut: Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M. 1981.
- HERZIG, Arno: Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1997.
- HETKAMP, Jutta: Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland von 1913-1933. Münster/Hamburg 1994.
- HILBERG, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. Band 1. Frankfurt a. M. 1994 (1982).
- HOFFMANN, Christhard: Geschichte und Ideologie: Der Berliner Antisemitismusstreit 1879/81. In: Benz, Wolfgang / Bergmann, Werner (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus. Bonn 1997, S. 219-251.
- HYAMS, Ulrike: Jüdische Kindheit in Deutschland. München 1995.
- HYAMS, Helge-Ulrike / KLATTENHOFF, Klaus / RITTER, Klaus / WIBMANN, Friedrich (Hg.): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher. Oldenburg 1998.
- JOCHMANN, Werner: Struktur und Funktion des deutschen Antisemitismus 1878-1914. In: Benz, Wolfgang / Bergmann, Werner (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus. Bonn 1997, S. 177-218.
- KAPLAN, Marion: Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich. Hamburg 1997.
- KAPPELER, Andreas: Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung-Geschichte-Zerfall. München 1993².
- KATZ, Jacob: Vom Vorurteil bis zur Vernichtung. der Antisemitismus 1700-1933. München 1989.
- KEIM, Wolfgang: Erziehung unter der Nazi-Diktatur. Band II. Kriegsvorbereitungen, Krieg und Holocaust. Darmstadt 1997.
- KLATTENHOFF, Klaus: Dokumente zur Geschichte der Lehrerschaft in Oldenburg. Oldenburg 1979.

KLATTENHOFF, Klaus / WIßMANN, Friedrich: Zum Jüdischen Schulwesen von der Aufklärung bis zur Zerstörung. In: Hyams, Helge-Ulrike / Klattenhoff, Klaus / Ritter, Klaus / Wißmann, Friedrich (Hg.): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher. Oldenburg 1998, S. 43-57.

KOLATCH, Alfred J.: Jüdische Welt verstehen. Wiesbaden 1997².

KOMMERSBUCH HALLE, O.J.

LAQUEUR, Walter: A History of Zionism. New York 1972.

LESSING, Theodor: Einmal und nie wieder. Gütersloh (Prag) 1969 (1935).

LIMBERG, Margarete / RÜBSAAT, Hubert (Hg.) "Sie durften nicht mehr Deutsche sein". Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933-1938. Frankfurt a.M./New York 1990.

MANN, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1992.

MATZ, Klaus-Jürgen: Wer regierte wann? Regententabellen zur Weltgeschichte. München 1994⁴.

MEYERS GROSSES TASCHENLEXIKON IN 24 BÄNDEN. Hrsg. u. bearb. von d. Lexikonred. d. Bibliograph. Inst. Mannheim. Wien, Zürich 1983.

MÜLLER, Helmut M.: Schlaglichter der deutschen Geschichte. Bonn 1994.

NAVE-HERZ, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Bonn 1993.

NEUMANN, Michael: Stadtplanung und Wohnhausbau in Oldenburg 1850-1914. Oldenburg 1982.

NIETZSCHE, Friedrich: Werke in drei Bänden. Darmstadt 1963, Bd. 1.

NIPPERDEY, Thomas: Deutsche Geschichte 1866 - 1918. Band 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992.

OERTEL, Thomas: Horst Wessel. Untersuchung einer Legende. Köln, Wien 1988.

PÄTZOLD, Kurt u.a. (Hg.): Biographien zur deutschen Geschichte von den Anfängen bis 1945. Berlin 1991.

PLOETZ: Das deutsche Kaiserreich 1867/71 bis 1918. Bilanz einer Epoche. Freiburg/Würzburg 1984.

RITTER, Gerhard A. (Hg.): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1914. Ein historisches Lesebuch. Göttingen 1992⁵.

- ROSENBERG; Leibl: Spuren und Fragmente. Jüdische Bücher. Jüdische Schicksale in Nürnberg. Nürnberg 2000.
- ROSH, Lea / JÄCKEL, Ernst: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Hamburg 1990.
- RÜRUP, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert 1815-1871. Deutsche Geschichte Bd. 8. Göttingen 1992².
- SCHÖPS, Julius: Neues Lexikon des Judentums. München 1998.
- SCHULZE, Hagen: Kleine Deutsche Geschichte. München 1996.
- STEINTHAL, Heymann: Das auserwählte Volk der Juden und Deutsche. In: Allgemeine Zeitung des Judentums, 1890, Nr. 17.
- THIERSCH, Johann Bernhard: Lieder und Gedichte. Halberstadt 1833.
- ULLMANN, Hans-Peter: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Frankfurt a.M. 1995.
- ULLRICH, Volker: Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs. Frankfurt a.M. 1999.
- VOLKOV, Shulamit: Die Juden in Deutschland 1780-1918. Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd. 16. München 1994.
- WEBER-KELLERMANN, Ingeborg: Die Familie. Frankfurt a. M. 1989.
- WEHLER, Hans-Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen 1973/1994⁷.
- WEHLER, Hans-Ulrich / RÜRUP, Reinhard / SCHULZ, Gerhard: Deutsche Geschichte. Band 3. 19. und 20. Jahrhundert 1815-1945. Göttingen 1985.
- WEGENER, L.: Lehrbuch der Pädagogik, V. Teil: Schulkunde. Oldenburg 1910.
- WEGENER, L: Lehrbuch der Pädagogik. V. Teil: Schulkunde. Oldenburg 1915
- WEISS, John: Der lange Weg zum Holocaust. Hamburg 1997.
- WILLEMS, Emilio: Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel. Köln 1984.
- WINKLER, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik. München 2000.
- ZEUNER, Wilhelm: Unsere Mutter. Lebensbild der Emma Zeuner geb. Bomhard. Wiesenbronn 1963 (Eigenverlag).
- ZIMMERMANN, Moshe: Die deutschen Juden 1914-1945. München 1997.